LIBRARY
OF THE
LELAND
STANFORD
JUNIOR
UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

König Murat's Ende.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

133577-A
1865 13-15

Digitized by Google

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Ein Sturmvogel.

Ein Sommerabend am Golf von Neapel! Der kalte Nordländer, der jenes Paradies noch nie betreten, mag über die poetiſche Begeiſterung lächeln, welche daſſelbe ein Stück Himmel nennt, das auf die Erde gefallen; der Spruch im Volksmunde: „Neapel ſehen und dann ſterben!“ mag ihm als eine lächerliche Nationaleitelkeit erſcheinen, aber dieſe kritiſch-nüchternen Zweifel zerrinnen wie Schnee vor dem Strahl der Frühlingsſonne, ſobald ſich zum erſten Male am Fuße des Pauſilippo, von den Felſen Capris oder von einer andern Stelle, die eine Ueberſicht geſtattet, vor dem Sohn der Fremde das Zauberbild des Golfs in ſeiner vollen unerreichbaren Schönheit entfaltet.

Es war ein Feſttag, einer der erſten im Monat

Digitized by Google

September. Die Glut, welche zur Mittagszeit unerträglich gewesen, hatte nachgelassen; ein leichter Lufthauch wehte vom Meere her, dessen Spiegel er nicht zum Wellenschlage zu kräuseln vermochte, aber die Flut wurde von vielen Barken und Gondeln durchfurcht, welche in allen Richtungen sich kreuzten, jede mit fröhlichen, festlich geputzten Menschen gefüllt, die sich in der Abendfrische in den Osterien und Schenkhäusern am Pausilippo oder auf den vorliegenden Inseln mit Tanz und Gesang bei gutem Wein und Fisch ergötzen wollten. Auch herrschaftliche Gondeln mit vornehmer Gesellschaft zogen stattlich daher, und die alten Marinari und Fischer, die am Strande auf Gäste warteten, machten ihre spöttischen Bemerkungen darüber, wie so gar schwerfällig sie geführt wurden; Livree verdirbt selbst einen Lazzarone! Dort zum Beispiel der Ruderer im braunen Rock mit den weißen Umschlägen, war das nicht der Mas' Antonio von San-Cataldo auf Procida, der in seinen jüngern Jahren in den calabresischen Bergen unter Trenta Capilli gefochten und dann seine goldene Freiheit auf dem Straßenpflaster und den Kirchentreppen der Stadt in Ruhe und Behaglichkeit süßen Nichtsthuns genossen hatte? Ein schallendes Gelächter begrüßte ihn, als er von alten Genossen erkannt wurde. Hatte der Mas' Antonio endlich, vom Hunger gezähmt, sich einfangen lassen und

Digitized by Google

diente nun in Livree wie eine von den andern Knechtsseelen ums liebe tägliche Brod, als ob es gar keine mitleidigen Menschen mehr gäbe, die einem armen Kerl einen Napf Maccaroni zukommen ließen? Wenn der Ruderer im braunen Dienstrocke wirklich der Mas' Antonio von San-Cataldo war, der Waffengenosse des gefürchteten Trenta Capilli, der später als freier Mann seinen unbestrittenen Ruheplatz auf den Stufen der Apostelkirche hatte, so verrieth keine Miene, daß er das Gelächter der Schiffer auf sich bezog, als er, sein Ruder langsam und gemessen handhabend, an ihnen vorüberfuhr.

„Wer von uns wird hier ausgelacht, Tante?" fragte jedoch ein junger Mann in der Gondel, welcher bisher in der zauberischen Schönheit einer nie geahnten Natur geschwelgt, die Dame, die neben ihm saß und ihm all die schönen Punkte genannt hatte. Er fragte sie in deutscher Sprache.

„Ihr blonder Lockenkopf vielleicht! Setzen Sie den Hut auf, bitte!" erwiderte die Dame in gebrochenem Deutsch, das von ihren vollen frischen Lippen allerliebst klang. „Unsere armen Marinari sind ein kindisches, lustiges Völkchen; sie lachen Jedem ins Gesicht, der ihnen lächerlich vorkommt; ich beneide sie oft, wenn ich in Gesellschaft bin und über Manches gern lachen möchte, wo ich doch ernsthaft bleiben muß, als

wäre ich eine geborene Deutſche, vom Eispol gebürtig, wie Sie!“

Der junge Mann lauſchte ihren Worten mit Entzücken; der Klang ihrer Stimme war etwas tief, wie es bei Italienerinnen oft der Fall iſt, aber den Weg zum Herzen verfehlte er nie, mochte ſie im Scherz, wie jetzt, oder, was ſeltener geſchah, tiefgefühlt ſprechen. Was ihm jedoch für den Lauſcher einen beſondern Zauber verlieh, war der eigenthümliche Tonfall, welchen er bei der fremden Sprache annahm, die ſie gegen ihn ſtets gebrauchte, obſchon er Italieniſch wenigſtens verſtand, wenn er es auch nicht geläufig ſprechen konnte. Seine Augen ruhten auf ihr und begegneten dem freien Aufblick der ihrigen, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Vom Eispol ſagen Sie?“ wiederholte er. „Ich wünſchte, Sie könnten unſer ſchönes Rheinland einmal ſehen, das Ihr Gemahl nur aus Anhänglichkeit für ſeinen Fürſten verlaſſen hat. Vielleicht kehrt er doch einſt mit Ihnen dahin zurück.“

„Großen Dank, mein Herr Neffe!“ unterbrach ſie ihn. „Ich hoffe vielmehr, daß ihn ſein Glück hier auf immer gefeſſelt hat!“ Sie ſagte das mit einem Tone der Ironie, welcher dem Jüngling verloren ging.

„Und doch kann er dies Glück verlaſſen!“ ſagte er.

„Würden Sie daheim geblieben ſein, Don Aleſſan-

dro, wenn Sie an Ihres Onkels Stelle geweſen wären?“ entgegnete ſie mit aufleuchtenden Augen und einem Anfluge von Ernſt.

Dieſe Vorausſetzung, der Gedanke, den ſie in ſeiner Seele, die Sturmflut, die ſie in ſeinem Herzen erweckte, machten ihn einen Moment verſtummen; er mußte die Augen ſenken, die ihn zu verrathen drohten, und eine heiße Glut ſtieg plötzlich in ſeine Wangen.

„Sehen Sie, Aleſſandro, Sie ſchweigen, Sie erröthen ſelbſt vor der Idee, um einer Frau willen der Stimme der Ehre nicht zu folgen!“ ſagte ſie. „Wenn der König, dem Ihr Onkel, wie Sie mit Recht ſagen, aus Anhänglichkeit hierher gefolgt iſt, wieder den Degen für den Kaiſer zieht, ſollte mein Gemahl ſich entſchuldigen? Und womit?“

Er wollte antworten, als der vorderſte Gondolier, welchen die Schiffer für jenen Mas' Antonio gehalten, plötzlich, wie von einer Schlange geſtochen, zuſammenzuckte und das Ruder ins Meer fallen ließ. Da er ſich raſch bückte, um es noch zu erhaſchen, kam die Gondel in eine ſchwankende Bewegung, welche der Dame einen leichten Schrei des Erſchreckens entlockte. Ihr Neffe fuhr den Gondolier heftig an und beruhigte ſeine Tante; ihr Geſpräch war jedoch unterbrochen. Der zweite Gondolier, welcher über die Ungeſchicklichkeit ſeines Ge-

noſſen ebenfalls entrüſtet war, hätte ihm am liebſten mit ſeinem Ruder eine Lection in der Handhabung deſſelben gegeben, aber er mußte ſich mit einem zornigen Blicke begnügen und brachte das ſtark ſchwankende Fahrzeug mit Kraft und Gewandtheit wieder zur Ruhe. Sie waren zum Glück bald an Ort und Stelle.

Am Ufer lag ein vielbeſuchtes Wirthshaus, deſſen Weinlauben und Sitzplätze von Menſchen wimmelten. Caſtagnetten und Tambourin ließen ſich hören, und ein junges Pärchen tanzte zum Ergötzen der Zuſchauer in leidenſchaftlichſter Weiſe die Tarantella, den Volkstanz der niedern Klaſſen; aber zahlreiche Gruppen, welche dicht am Ufer plaudernd und ſchmauſend umherlagen, hatten doch den Unfall bemerkt, welcher dem Gondolier in Livree paſſirt war, und ein Burſche, der wenig mehr zum Durchnäſſen auf dem Leibe trug, als das auf der Bruſt offene Hemd und ein Paar Schifferhoſen, von der rothen Schärpe gehalten, ſprang, ohne ſich zu beſinnen, in die Flut, um das ſchwimmende Ruder aufzufiſchen und ſich ein paar Grani zu verdienen. Die Gondel näherte ſich hinter der Ruine, welche beim Volke das Schloß der Königin Johanna heißt, ſchon dem Lande; der Schwimmer mußte ſie alſo erreichen.

In geringer Entfernung von den unheimlichen, vor Alter geſchwärzten Trümmern, an welche die Sage manche

grauenhafte Erinnerung geknüpft hat, lag eine heitere Villa in aller Pracht ſüdlicher Vegetation, wohl gepflegt und unterhalten, was dort nicht überall der Fall iſt, mit einem geſchmackvollen Wohnhauſe, das vom Meere aus dem Auge einen wohlthuenden Anblick bot. Beneidenswerth der Beſitzer, welcher hier ſeine Tage in Glück und Frieden verleben konnte! Auch der junge Rheinländer, welcher jetzt ſeiner Tante an der Landungstreppe die Hand reichte, um ihr aus der Gondel zu helfen, hatte ein ſolches Gefühl, und wenn er ihm Worte gegeben hätte, wäre es wohl eine Antwort auf ihre Frage geweſen, welche durch den Unfall mit dem Ruder abgeſchnitten worden war. Wohl hätte er ſagen können, welcher Grund den Beſitzer dieſer Villa daheim zu feſſeln vermocht hätte, aber freilich auf Koſten ſeiner Ehre und Soldatentreue! Daheim! Hatte ſein Oheim aber nicht eine erſte, eine nie zu vergeſſende Heimat, und war es nicht vielleicht auch ein Beweggrund geweſen, dieſe einmal wiederzuſehen, daß er ſeinen König begleitet hatte, als dieſen der Wille des Kaiſers zum erneuten Kriege nach Deutſchland rief? Das Glück, das er in Italien gefunden, blieb ihm ja unverlierbar für das Leben, und welch ein Wiederſehen dann, wenn er mit Ehren geſchmückt, im Lorbeer des Sieges als Genugthuung für die beiſpielloſe Kataſtrophe des letzten Winters zurückkehrte!

Solche Gedanken beſchäftigten die Seele des Jünglings und machten ihn ſtumm, als er neben ſeiner Tante den Pfad durch die Myrtenhecken zu dem hochgelegenen Hauſe emporſtieg. Sie ſah ihn lächelnd von der Seite an und unterbrach das Schweigen nicht.

An der Landungstreppe war, ſobald beide weit genug entfernt waren, daß ſie nichts mehr hören konnten, zwiſchen den beiden Gondolieren ein Streit entſtanden, der leicht mit Meſſerſtichen hätte endigen können. Der jüngere hatte dem ältern Vorwürfe über ſeine Ungeſchicklichkeit gemacht, das Ruder wie ein Knabe ins Meer fallen zu laſſen; er hatte ſich das herausgenommen, weil er ein wirklicher Marinaro von der Inſel Capri war, der Andere aber, wie er meinte, eigentlich nur ein zerlumpter Lazzarone, den die Laune des alten Herrn oder das Mitleid ſeiner Frau Tochter in die herrſchaftliche Livree des Hauſes Angri geſteckt hatte. Dieſer war aber dadurch nicht ſo zahm geworden, um Vorwürfe von einem gemeinen Capritaner zu ertragen; er hatte ihn ſchnöde abgefertigt, und es wäre, wie geſagt, von Worten zu Meſſerſtichen gekommen, trotz der Livree des fürſtlichen Hauſes Angri, welche beide trugen, wenn nicht als Friedensſtifter der triefende Schwimmer ſich wie ein Meergott mit dem Ruder, der Urſache des Streits, aus den Fluten erhoben und zwiſchen die

Streitenden getreten wäre. Da ging das wilde Gezänk plötzlich, wie es in der Natur der leidenſchaftlichen, aber auch gutmüthigen Neapolitaner liegt, in ein herzliches Gelächter über, und beide waren verſöhnt. Der junge Schiffer erhielt wirklich von dem großmüthigen Herrndiener ein paar Kupfermünzen für ſeinen Fang und kehrte auf dem Landwege zu ſeinen Genoſſen zurück, um mit dieſen den Lohn in der Cantina ſogleich zu vertrinken.

„Nun Du es wieder haſt, ſage mir Mas', wie iſt es gekommen?" fragte der jüngere Gondolier den ältern, der in ſeiner Art ein ſchöner Mann von etwa vierzig Jahren war. „Ich hab' es deutlich geſehen, daß Du über etwas erſchrocken biſt und darum das Ruder Dir aus der Hand fiel. Was war es?"

„Biſt Du neugierig, Marco?" entgegnete Mas'. „Mir kam ein Krampf in die Fauſt."

„Das iſt nicht wahr, Mas', Du lügſt", ſagte der Andere. „Ich hab's geſehen, daß Du über etwas bei der Stellina erſchrocken biſt!"

„Diene ich mit einem Spion, der mir jeden Blick belauert?" rief Mas' zornig. Aber er mäßigte ſich ſogleich und ſagte nach kurzem Beſinnen: „Ja, Marco, weil Du doch mein Kamerad und ein guter Kerl biſt, will ich Dir's ſagen. Ich habe vor der Stellina eine

geſehen, die ich dort nicht ſuchte, am wenigſten die Tarantella tanzend.“

Marco lachte. „Freilich! Da kann Dir wohl ein Schreck in die Beine und ein Krampf in die Fauſt gefahren ſein. Wer iſt denn die Tarantellara, die Dich ſo erſchreckt hat? Ich weiß ja von gar nichts!“

„Biſt Du der Padre, dem ich beichte?“ verſetzte Mas'. „Höre, Marco, ich muß doch einmal nachſehen, daß ſie ſich nicht ganz wie ein kleiner Thunfiſch in die Netze verſtrickt. Unſere Principeſſa bleibt gewiß, bis der Mond aufgeht, oben und die Zeit wird ihr nicht lang werden, denk' ich. Unterdeſſen gehe ich einmal nach der Stellina zurück. Du bleibſt ja hier ſitzen, das weiß ich. Sollte nach mir gefragt werden, ſo ſage nur, ich ſei nach meinem Ruder ausgegangen. Das verſtecke ich ſo lange hier in den Strauch. Du biſt mein guter Freund und wirſt mit mir zuſammenhalten, wie es ſich für Diener eines Hauſes gehört. Gib mir die Hand darauf, Marco.“

„Ja“, ſagte Marco. „Aber Du mußt mir nichts über die Principeſſa ſagen! Wenn ſie den Vetter ihres Mannes freundlich anſieht, ſo iſt das keine Sünde. Was hat Dir die Frau gethan, Mas', daß Du immer Böſes von ihr denkſt?“

„Mir? Nichts! Und wer ſagt Dir, daß ich Böſes

von ihr denke?" erwiderte Mas', indem er das letzte Wort ganz ausdrücklich betonte, als habe er dabei noch einen beſondern Hintergedanken.

„Nun, ich ſehe es an Deinen Augen, wenn Du ſie anſiehſt oder auf ihre Worte zu Andern horchſt", antwortete Marco. „Du haſt den böſen Blick, Mas', und wenn die Principeſſa verhext wird, ſo weiß ich, wem ſie es zu verdanken hat, und werde Dich dem Herrn Vicar anzeigen."

„Schenk' ihr lieber ein Hörnlein als Amulet und bind' es ihr heimlich ein!" ſpottete Mas', indem er ſich nicht länger aufhalten ließ. Er ging durch die kleine offene Pforte am Fuße der Landungstreppe wieder hinaus, um längs des Ufers nach der Stellina, dem Wirthshauſe, vor welchem er die ihn verletzende Tarantella geſehen haben wollte, zu wandern.

Marco ſah ihm nach. Er dachte alles Ernſtes im Sinne des Volksaberglaubens in Neapel, daß Mas' Antonio den böſen Blick beſitze und durch bloßes Anſchauen mit feindſeligen Augen Jemand irgend einen leiblichen oder geiſtigen Schaden zufügen könne; er glaubte davon ſchon Proben erlebt zu haben. Auch war er feſt überzeugt, daß er auf die ſchöne Frau, die in der ganzen Gegend la divina, die Göttliche, hieß, einen Haß geworfen habe; denn während alle, die ihr dienten, um

dieſe Begünſtigung beneidet wurden, hatte er in Marco's Gegenwart den Principe, als ihn dieſer ſeiner Tochter bei ihrer Verheirathung mitgab, gebeten, ihn lieber bei ſich zu behalten, und war ganz unmuthig geweſen, als der alte Herr, der nie einen Befehl zurücknahm, ihn mit ſeiner Bitte abgewieſen hatte; auch ſchien er in der ganzen Zeit ſich noch nicht mit ſeiner Stellung verſöhnt zu haben; er allein, wo Jeder, den die Gebieterin eines Wortes würdigte, bis in den Himmel entzückt war, blieb wie ein Stein, wenn ſie mit ihm ſprach, und hatte es endlich ſo weit gebracht, daß ſie es vermied, ein Wort oder einen Blick an ihn zu verſchwenden. Eins der Mädchen vom Hauſe, mit dem er über dieſen wunderlichen Haß und deſſen nicht zu errathende Urſache ſprach, hatte auf ſeine Befürchtung, daß Mas' Antonio mit ſeinem böſen Blick der ſchönen Frau einen Zauber anthun könne, ſchalkhaft gelacht und gemeint, es könne wohl auch umgekehrt ſein, daß die ſchöne Herrin dem armen Mas' einen Zauber angethan habe, worauf aber Marco, weil ihm dieſe Meinung zu dumm erſchien, ſich nicht eingelaſſen hatte. Daß der finſtere Menſch nun gar anfing, die Tugend und Treue der Principeſſa zu verdächtigen, war ihm unerträglich und er ſchleuderte ihm, als er darüber recht zum Bewußtſein kam, in der ausdrucksvollſten Weiſe italieniſcher Geſticulation die geſpreizten Finger nach.

Das „Sternlein", neu vergoldet auf dem Wirthshausſchilde über der Thür, blinkte Mas' Antonio ſchon von weitem entgegen. Das lärmende, luſtige Gewühl der Gäſte, welche ſich's hier im Freien wohl ſein ließen, hatte ſich noch vermehrt; auch tanzende Paare gab es genug; Tambourins klangen, zum Tanz geſchlagen und hoch über dem Kopf geſchwungen, daß ihre Schellen klirrten; Caſtagnetten klapperten im raſchen Takt des Volkstanzes, der die Leidenſchaft der Liebe vom erſten ſchüchternen Erwachen, vom Suchen und Meiden durch alle Momente ihres Anſchwellens bis zum Glück der Gewährung mit glühender Sinnlichkeit ſchildert. Die zahlreichen Zuſchauer gaben ihren Beifall bei jeder neuen und überraſchenden Wendung, welche dieſe Kinder des Volkes dem Tanze nicht ohne Anmuth zu leihen wußten, mit jauchzendem Bravo! und Brava! und wüthendem Händeklatſchen zu erkennen. Mas' Antonio ſchritt aber kalt und theilnahmlos vorüber und würdigte die tanzenden Paare keines Blickes, als habe er den Grund, der ihn hergeführt hatte, ganz vergeſſen. Sein ſcharfes Auge ſpähte vielmehr unter den Gruppen der Männer umher, welche weithin den Vorplatz und die Umgebung der Stellina füllten, und ſeine Stirn wurde immer finſterer; offenbar ſuchte er Jemand, ohne ihn zu finden. Es konnte nicht fehlen, daß ſeine herrſchaftliche Livree

bemerkt wurde, und mehrere gab es auch unter den Gäſten, welche die Gondel der Principeſſa Virginia, die nun an einen hergelaufenen Tedesco verheirathet war, kannten, ihre Gloſſen im Vorüberfahren derſelben gemacht und den Unfall des Gondoliers mit jenem rückſichtsloſen Hohnlachen bejubelt hatten, das man in gleicher Ungenirtheit nur bei Italienern finden kann. Gewiß kam der Mann, nach ſeinem Ruder zu fragen; man wußte hier nicht, daß es ihm ſchon wiedergebracht war. Die Padrona des Hauſes, welche auf der Schwelle ihres Hauſes zufrieden umherſchaute, bemerkte den Diener des Hauſes Angri; vielleicht kam er, von ſeiner Herrſchaft irgend eine Beſtellung zu machen, wie es bei der Nähe der Villa ſchon vorgekommen war. Sie ſchickte einen ihrer flinken Kellner ab, die ſich wie geſchmeidige Aale durch das Gewühl der Gäſte wanden, jeden Anruf mit dem nie fehlenden „Subito!“ („Gleich!“) oder „Adesso!“ („Hier!“) beantwortend. Der Kellner fragte Mas' Antonio wie jeden Andern nach ſeinen Befehlen. Dieſer dankte ihm jedoch kurz, ſchützte ſein verlorenes Ruder vor und ging am Strande weiter, bis auf einmal landwärts ſchauend ſich ſein Auge belebte. Dort lag in ſeiner ganzen Länge ausgeſtreckt ein Mann auf einem Steinſitze und ſchien zu ſchlafen; wer aber recht hinſah, der konnte bemerken, daß er mit ſcharfen Blicken unaus-

geſetzt auf das Meer hin ſpähte, als ſuche er unter den Barken, welche die von den Purpurlichtern des Niedergangs überwallte Flut durchkreuzten, eine beſtimmte herauszufinden. Mas' Antonio näherte ſich dem Ruhenden; er hatte ſchon bemerkt, daß er von ihm geſehen und erkannt war; er ging langſam, um kein Aufſehen zu erregen. Der Mann änderte ſeine Lage nicht, ſondern blickte ihm gelaſſen entgegen. Der Gondolier ſah, daß er von der Stellina aus nicht mehr genau beobachtet werden konnte, doch ſtand er noch einmal ſtill, dehnte ſich, die Arme wie ein Telegraph ausſtreckend, als ſei er recht läſſig, und machte dann dem Manne — mochten ſie das von der Stellina her ſehen! — ein weithin bemerkbares Zeichen, zuzurücken und ihm auch einen Platz zu gönnen. Jetzt konnte es Niemand mehr auffallen, wenn er ſich zu ihm ſetzte.

„Heilige Mutter Gottes! Seh ich Euch hier?" rief er nun, ſeine Aufregung nicht länger bemeiſternd.

„Du ſiehſt mich, Mas' Antonio, leibhaftig!" erwiderte der Andere, welcher in der Tracht eines Landmanns der Abruzzen war und den bebänderten Spitzhut tief in die Augen gedrückt hatte, ſodaß von ſeinem Geſicht nicht viel mehr zu ſehen war, als der dichte ſchwarze Bart, welcher daſſelbe vom Kinn und Mund bis zu den Backenknochen umwallte.

„Aber bedenkt Ihr denn nicht, daß, wenn eine Seele Euch erkennt und den Gensdarmen des Franzoſenkönigs verräth —"

„Daß er mich hängen läßt, wie meine drei Brüder? Ganz gewiß!" ſagte der Mann aus den Abruzzen. „Aber ſei ruhig, mein Junge. Der Franzoſenkönig iſt nicht im Lande und es wird mit ſeiner Komödie bald aus ſein. Haſt Du nicht gehört, wenn's einen rechten Sturm auf dem Meere geben ſoll, daß ſich die Sturmvögel zeigen? Trenta Capilli iſt ein ſolcher Sturmvogel, mein Sohn."

„Heilige Mutter Gottes! Geſegnete!" rief Mas' Antonio, bei dieſem laut ausgeſprochenen Namen von neuem erſchreckend.

„Du haſt Deinen alten Muth verloren, ſeit Du den Rock trägſt!" verſetzte der Andere kalt. „Und es iſt doch die Farbe eines guten Patrioten! Lebt er noch oder dienſt Du dem Sohne, dem Abtrünnigen?"

„Ich diene der Tochter, der mich der Principe mitgegeben hat, als ſie heirathete", erwiderte Mas'; „ſie hat einen Deutſchen geheirathet, Capitano, einen Deutſchen, der mit dem Franzoſenkönig ins Land gekommen iſt."

„Tommaſo!" rief Trenta Capilli faſt ſchreckhaft. „Du lügſt!"

„Ich lüge nicht", verſetzte der Gondolier kurz und finſter.

„Der Principe Don Hettore ſollte ſeine Tochter einem Fremden, einem Deutſchen im Solde Murat's zur Frau gegeben haben?" rief Trenta Capilli. „Er, der im Herzen treu und lauter wie Gold war?"

„Es iſt ſo, wie ich ſage", erwiderte der Gondolier.

Eine Weile blickte der Andere ſtumm vor ſich hin, dann fragte er: „Weshalb ſuchteſt Du mich auf?"

„Um Euch wiederzuſehen, Capitano, um Euch zu warnen, um mit Euch zu gehen, wenn Ihr mich haben wollt!"

„Still!" unterbrach ihn der ehemalige Bandenführer. „Das kann nicht ſein. Doch wird die Zeit vielleicht kommen." Er blickte wieder auf das Meer hinaus und ſtand jetzt auf. „Geh Deines Weges zurück zur Villa und ſage Niemand, ſelbſt unſerm beſten Freunde nicht, daß Du mich geſehen haſt. Ich verlaſſe dieſen Strand in der nächſten Minute. Geh fort und blicke Dich nicht mehr nach mir um."

„Wo kommt Ihr her? Wo geht Ihr jetzt hin? Wollt Ihr den armen Mas' Antonio nicht mit Euch nehmen?"

„Nein, Tommaſo!" erwiderte Trenta Capilli. „Ich kehre nach Sicilien zu unſerem Könige zurück, der vielleicht bald, bald wieder ſeinen Einzug in Neapel halten wird. Frage nicht. Es iſt nicht Zeit, Dir zu antwor-

ten. Iſt Dein Herr, der Deutſche, hier bei ſeiner Frau oder mit ſeinem Gebieter in den Krieg gezogen?"

„Er iſt fort mit dem Murat", antwortete der Gondolier haſtig. „Sage mir aber, König Fernando wird aus Sicilien —"

„Still!" unterbrach ihn Trenta Capilli wieder. „Geh, ohne Dich umzuſchauen, Deines Weges und laß mich den meinigen gehen."

Mas' Antonio mußte gehorchen. Er ging, von mächtigen Gefühlen bewegt, den Pfad zurück, der ihn hergeführt hatte, konnte es aber doch nicht laſſen, als er die Stellina erreicht hatte, ſich wenigſtens ſeitwärts verſtohlen umzuſchauen, ob ſein ehemaliger Führer ſchon vom Ufer abgeſtoßen ſei, denn er hatte offenbar immer nach dem Meere geſpäht, ob die Barke nicht erſchiene, welche ihn wieder in Sicherheit bringen ſollte. Wenn er von Sicilien kam, wo der vertriebene König von den engliſchen Schiffen gegen jeden Angriff geſchützt war, ſo hatte er freilich die Küſte von Calabrien über die Meerenge ganz nah, aber es war ein kühnes Unternehmen, ſich auf ſo weite Entfernung von dort bis Neapel zu wagen, da ihn, wenn er erkannt wurde, der ſichere Tod erwartete. Vielleicht hatte er jedoch auf einer der Inſeln, auf Capri oder Iſchia, einen ſichern Schlupfwinkel.

Der König ſollte bald wieder ſeinen Einzug in

Neapel halten, ſagte der Capitano. Wie war das möglich? Hier ſtand Alles wie ſeit Jahren; es hatte ſich nichts verändert; die Herrſchaft des Franzoſenkönigs, wie ihn ſeine Feinde nannten, ſchien feſter als je. Der einfache Gondolier hatte darüber zwar kein Urtheil, aber ſeinem natürlichen Verſtande war es nicht entgangen, daß unter dem Volke viel beſſer vom König Joachim geſprochen wurde als ſonſt, und daß ihm namentlich die Lazzaroni gar nicht abgeneigt waren. Hatte doch Mas' Antonio ſelbſt, der bei dem Aufſtande in den Bergen die Waffen gegen ihn getragen und mit dem Könige ein ganz beſonderes Zuſammentreffen gehabt hatte, ſich kaum des gewinnenden Eindrucks erwehren können, den die glänzende Erſcheinung des Königs Murat, von deſſen Tapferkeit man ſich Wunderdinge wie aus dem „Orlando furioſo" erzählte, in ſeiner prächtigen Tracht, die mehr eine herrliche Ritterkleidung als eine ſteife Soldatenuniform war, auf alle Südländer machte. Was war denn draußen in der Welt vorgefallen, daß König Ferdinand, der vor ſieben Jahren Neapel hatte verlaſſen müſſen, daran denken konnte, von Sicilien wieder herüber zu kommen? Die Kunde von dem ſchrecklichen Gottesgericht in Rußland, welches im vorigen Winter die große Armee des Kaiſers Napoleon vernichtet hatte, war zwar auch bis in die unterſten Schichten der Be-

völkerung von Neapel gedrungen — waren doch auch neapolitaniſche Regimenter mitgezogen, von denen nur wenige Menſchen das Unglück überlebt haben mochten — aber von oben her war Sorge getragen worden, den Eindruck der furchtbaren Nachrichten, die man nicht hatte unterdrücken können, möglichſt zu ſchwächen, und nirgends iſt das leichter als bei dieſem ſorgloſen, nur dem Genuſſe des Augenblicks lebenden, ernſter Beſchäftigung und tieferem Nachdenken abholden Volke. Die Rückkehr des Königs, der ſich ſchon in Polen von den Trümmern der Armee getrennt hatte, indem er den Oberbefehl, den ihm der vorauseilende Kaiſer anvertraut, in die Hände des Vicekönigs von Italien, des Stiefſohns Napoleon's, gelegt hatte, die heitere Stirn, welche er zur Schau trug, wenn er ſich, was ſehr oft geſchah, öffentlich zeigte, und der ruhige Gang aller Staatsgeſchäfte, der nirgends außerordentliche Maßregeln wahrnehmen ließ, hatten dazu beigetragen, auch die Gebildeten, welche mehr Urtheil beſaßen, zu täuſchen. Schon im Frühlinge waren dann wieder Nachrichten verbreitet worden, die für den Kaiſer und ſeine unbezwingliche Macht, welche nur einen Moment vor den Schrecken des nordiſchen Winters gewichen war, günſtiger lauteten. Er rüſtete ſich, ſeine Feinde niederzuſchlagen; auch in ſeinem Königreiche Italien, das den nicht franzöſiſch gewordenen Theil der Halbinſel mit Ausnahme Neapels umfaßte, wurden dazu umfaſſende Anſtalten getroffen, und

die Adreſſe des Staatsraths und Senats von Italien, welche Begeiſterung und Opferfreudigkeit in hochtönenden Worten ausſprach, hatte auch in den neapolitaniſchen Zeitungen geſtanden, um hier gleiche Sympathien zu wecken. „Waffen und Bewaffnete", hieß es darin, „Eiſen und Gold, Tapferkeit, Treue und Ausdauer, alles dies, Sire, bieten Ihnen Ihre italieniſchen Völker dar. Zwanzigtauſend Italiener erwarten in dieſem Königreiche nur den Befehl, zur großen Armee zu ſtoßen. Die Departementsbataillone brennen vor Verlangen, dieſen Ruhm zu theilen. Die Verwalter der Gemeinden bieten um die Wette Roſſe und Reiter an."

Mas' Antonio hatte das Zeitungsblatt, welches dieſe Anſprache an den Kaiſer als König von Italien enthielt, von einem alten Improviſatore, der ſonſt das Volk mit Erzählungen und Märchen zu unterhalten pflegte, inmitten einer zuſammengelaufenen Menge vorleſen hören, und bei der leicht entzündlichen Phantaſie der Neapolitaner hatte es an Evvivas nicht gefehlt. Auch in Neapel wurden Conſcribirte zu den Fahnen gerufen, um die Verluſte zu ergänzen, aber keine Marſchbataillone daraus formirt. Selbſt der König blieb in Neapel, obgleich man hörte, daß Napoleon's neugebildete Heeresmaſſen nach Deutſchland marſchirten, um den Krieg ſobald als möglich wieder zu eröffnen. Sollte es

diesmal ohne Murat geschehen, welcher seit Napoleon Bonaparte Obergeneral der französischen Armee geworden war, in allen Feldzügen desselben, in Italien, Aegypten, Spanien, Oesterreich, Preußen und Rußland an seiner Seite gekämpft, Ruhm und Ehre mit ihm getheilt hatte? Welchen Grund konnte es dafür geben? So hatten die Weiterblickenden gefragt, aber selbst dem niedern Volke war es aufgefallen, daß König Joachim diesmal zu Hause blieb. Für jene wurde die Meinung verbreitet, daß er sich fortan nur dem Glücke seines Volkes widmen wolle, und in der That konnten selbst seine Gegner im Lande, deren es insgeheim gar viele gab, nicht leugnen, daß Manches unter seiner Regierung viel besser geworden sei, als es unter den Bourbonen gewesen war, seit diese vom Hause Oesterreich das Königreich beider Sicilien erhalten hatten; in der kurzen Zeit seit 1808, wo Joachim Murat für Napoleon's Bruder Joseph, welcher damals nach seines Bruders Willen die Krone von Neapel mit der spanischen Königskrone vertauscht hatte, aus seinem deutschen Großherzogthum Berg hierher gekommen war, schien mehr Gutes für das Land geschehen zu sein, als in dem langen Zeitraume von siebzig Jahren seit dem Frieden von Wien, der dem spanischen Bourbon Karl III. auf den Thron von Neapel geholfen hatte. Für das gemeine

Volk freilich, was ſollte, was konnte da geſchehen? Es verlangte ja ſelbſt nicht mehr, als was es beſaß und was ihm Niemand rauben konnte. Die Anweſenheit des Königs kam ihm aber auch zu gute, ſie befriedigte ſeine Schauluſt, und manche Spende fiel doch für die Straßenariſtokratie ab, wie ein Witzbold die Lazzaroni genannt hatte, da ſie wirklich eine Macht in Neapel ſind.

Im Sommer waren Siegesnachrichten vom Heere des Kaiſers aus Deutſchland eingetroffen, bald darauf aber hatte König Joachim ſich zur Abreiſe dahin vorbereitet. Daß er von ſeinem kaiſerlichen Schwager, welcher Mißtrauen gegen ihn hegte, dazu aufgefordert worden war, wußte man nicht, man ſah in der Abreiſe, welche nun ſchneller erfolgte, als man erwartet hatte, einen freien Entſchluß; der thatendurſtige Krieger, deſſen Lebenselement der Kampf war, hatte es doch nicht ertragen können, fern zu bleiben, wo ſeine alten Waffengefährten neue Lorbeeren pflückten. Und zu einer Zeit, wo der Kaiſer Napoleon ſeine Feinde ſiegreich zurückwarf und in Neapel ein feſtes, wohlgeſichertes Regiment waltete, nirgends eine Gährung ſich zeigte, konnte der König Ferdinand hoffen, bald wieder in ſeine verlorene Hauptſtadt einzuziehen?

Aber Trenta Capilli hatte das geſagt, und ſo mußte es doch wohl einigen Grund haben.

Zweites Kapitel.

Das Schloß der Königin Johanna.

Auf dem platten, mit schönen Gewächsen besetzten Dache der Villa waren an der Balustrade, welche dasselbe umfaßte, Ruhesitze angebracht; von hier ließ sich die wundervolle Aussicht auf den Golf und seine Scenerie am besten genießen. Wie im Orient die schönsten Stunden des Tages am Morgen, ehe die Sonne zu heiße Strahlen entsendet, und abends, wenn sie in ihr Flammenbett sinkt, auf dem Dach des Hauses zugebracht werden, ja in der heißen Jahreszeit selbst die Nacht, so ist es auch Volkssitte im Süden, dort zu sitzen und zu plaudern, und die höhern Stände verschmähen es nicht, wenn es ihnen behagt, sich dieser Sitte anzuschließen.

Die Villa Angri hatte an sich schon eine schöne Lage; die Kunst des Gärtners hatte ihren Umgebungen noch erhöhte Reize verliehen, sodaß der junge Rheinländer, als ihn seine Tante zum Wohnhause führte, seine Bewunderung mehrmals äußerte. Auf der Plattform

aber ſtand er ſtumm und ſprachlos und nur der Blick ſeiner glänzenden Augen, welcher das zauberiſche Gemälde, das ſich vor ihm aufgerollt hatte, in trunkener Seligkeit überflog, das lebendige Mienenſpiel ſeiner ausdrucksvollen Züge verriethen das Entzücken, das ſeine Seele füllte.

Der ſtille, unbewegte Meeresſpiegel, die Inſeln in ihrer tiefblauen, von Purpurlichtern entzündeten Färbung, am grünen Ufer dieſſeits die weißen Villen und die ganze Kette der ſchimmernden Städte, welche ſich an Neapel reihen, Portici, Reſina, Torre del Greco, als ſei es nur eine einzige Rieſenſtadt um den Golf bis zum Vorgebirge der Minerva oder, wie es gewöhnlich genannt wird, der Punta della Campanella; darüber aus grünen Weinbergen ſich mächtig erhebend die Somma des Veſuvs, der ein leichtes, kaum ſichtbares Rauchwölkchen in den kryſtallklaren Abendhimmel aufſteigen ließ — war es ein Traum, wie er oftmals dies Bild ſeiner Sehnſucht dem Jünglinge vorgegaukelt hatte, oder ſtand er wirklich auf dem claſſiſchen Boden und ſah das Alles mit wachen Augen? Die ſchöne Frau, welche ihn hierher geführt hatte, ließ ſich auf die Marmorbank an der Baluſtrade nieder und beobachtete ihn lächelnd. Er hatte keine Augen mehr für ſie; er war bezaubert von einer andern Schönheit, welche freilich unvergänglich iſt, vor

tauſend Jahren und nach aber tauſend Jahren wie heute! Doch war es immer eine todte Schönheit und ihr Zauber wurde gebrochen durch den erſten Laut von Virginia's Stimme.

„Habe ich Ihnen zu viel geſagt, Aleſſandro?“ fragte ſie.

„Worte können das nicht faſſen, nicht ſchildern!“ rief er, ſich zu ihr wendend in jugendfriſcher Begeiſterung, deren er ſich noch vor wenig Monden nicht fähig geglaubt hatte. „Ja, nun verſtehe ich erſt unſere Dichter ganz, nun kann ich begreifen, welche ewige Sehnſucht ſie nach dieſem Paradieſe zieht, welches Gefühl wie Heimweh ſie erfaßt, wenn ſie über den Schnee der Alpen wieder nordwärts ziehen, wo doch ihre Heimat iſt; ſie haben ein Paradies verloren.“

Ein Diener brachte Erfriſchungen herauf und ſtörte für den Augenblick die Unterhaltung, ſodaß ſie aus dieſer Exaltation in eine ruhige Tonart geleitet werden konnte, wie es die Dame wünſchte.

„Nur einen grellen Contraſt, der nicht wohlthuend iſt, finde ich in dieſem überirdiſchen Bilde“, ſagte Alexander.

„Iſt es der erſte, den Sie in Italien finden?“ entgegnete ſie lächelnd.

„Nicht der erſte, aber der ſtörendſte“, erwiderte er. „Dies dunkle, unheimliche Gemäuer am Meer! Wenn

hier die Ruine eines antiken Tempels oder eines andern Ueberreſtes claſſiſcher Vorzeit läge, ſo würde das zu der Landſchaft paſſen und keinen Widerſpruch gegen den ältern Namen von Neapel erheben — Sie kennen ihn? — Parthenope, das heißt: Mädchenblick!"

„Sie thun mir zu viel Ehre an!" erwiderte Virginia lachend. „Ich kannte dieſen Namen nicht. Mädchenblick, das klingt ja ganz poetiſch, und die Bedeutung iſt höchſt ſchmeichelhaft." Ihre ſchwarzen, wunderſchönen Augen richteten ſich auf ihn, als wolle ſie die Wahrheit jenes allegoriſchen Namens erproben. Er ſchlug die ſeinigen ſogleich zu Boden und ſah das Lächeln nicht, das über ſeine Verlegenheit ihre Lippen umſpielte. Sie fragte ihn dann: „Wollen Sie mir ſagen, warum dieſe Ruine, die allerdings häßlich genug iſt, weniger hierher paßt als eine andere? Ich dächte, Trümmer der Vergangenheit wären nicht ſchön, weder an Menſchen, noch in der Natur."

„Dies Gemäuer gehört offenbar dem Mittelalter an. Verſtehen Sie mich nicht falſch! Auch jene erhabenen Dome, welche die alten Kaiſerſtädte meines Vaterlandes, die Biſchofſitze am ſchönen Rheinſtrom zieren, gehören dem Mittelalter an, wie die herrliche Krone gothiſcher Baukunſt, der Marmordom zu Mailand, aber dieſer finſtere Bau hat mit jenen nichts gemein als vielleicht

die Zeit. Er iſt gewiß der Schauplatz dunkler Thaten geweſen."

„Ein Palaſt, caro mio!" rief Virginia heiter. „Was wollen Sie? Es iſt der Palaſt der Königin Johanna."

„Welcher Johanna? — Der erſten?" fragte der Jüngling, von der Mittheilung ſichtlich intereſſirt.

„Hat es zwei gegeben?" entgegnete ſie. „Meine Unwiſſenheit iſt groß, ich geſtehe ſie ein und muß mich vor einem Gelehrten wie Sie ſchämen. Ich ſpreche nur nach, was das Volk ſagt. Der Bau heißt der Palaſt der Königin Johanna; welche damit gemeint iſt, wenn es hier mehrere des Namens gegeben hat, weiß ich nicht. Iſt die erſte eine beſonders ausgezeichnete Dame geweſen?"

Die Frage ſetzte den jungen Mann wieder in Verlegenheit. Konnte er ſeiner Tante von jener ſchönen und furchtbaren Frau erzählen, auf welcher der Verdacht ruhte, den Thron von Neapel mit Verbrechen befleckt zu haben? Virginia verlangte jedoch eine Antwort und er gab ſie ihr mit aller Pedanterie eines gründlichen Deutſchen, denn er war wirklich ein Mann der Wiſſenſchaft, wenn er auch den Titel eines Gelehrten bei ſeiner Jugend noch beſcheiden ablehnen mußte.

„Johanna die Erſte ſtammte von jenem Karl von Anjou ab, welcher Konradin, dem letzten Hohen-

ſtaufen, das Reich ſeiner Väter entriß und ihn enthaupten ließ —"

„Auf dem Largo di Mercato in Neapel!" rief Virginia. „Sehen Sie, das weiß ich! Und?"

„Sie beſtieg den Thron nach ihrem Großvater Robert, der ein Enkel Karl's war, und iſt viermal vermählt geweſen —"

„Heiliger Januarius! Bewahre uns in Gnaden!" lachte die Tante. „Iſt das ihr ganzer Anſpruch auf Nachruhm?"

„Sie ſoll ihren erſten Gemahl ermordet haben", antwortete Alexander zögernd.

Virginia blickte betroffen, plötzlich ernſt werdend, auf.

„Es wird aber von namhaften Schriftſtellern beſtritten", fuhr der Neffe fort, „wie auch mancher andere Vorwurf, der ihr gemacht worden, keineswegs erwieſen iſt."

„Was war ihr Ende?" unterbrach ihn Virginia etwas heftig und jetzt in italieniſcher Sprache. „Ich erlaſſe Ihnen alles Uebrige. Ihr Ende aber, ihre Strafe?"

„Sie war zuletzt in vierter Ehe verheirathet mit einem Deutſchen —"

Virginia lachte, aber dies Lachen klang eigenthümlich. „Das nennen Sie eine Strafe?" rief ſie mit erzwungenem Scherz. „Und was ſoll ich arme Frau denn ver-

brochen haben, daß mir das gleiche Loos zu Theil geworden iſt?“

„Sie laſſen mich nicht ausreden, gnädige Tante“, erwiderte er, immer in deutſcher Sprache, während ſie, als habe der Eindruck ſeiner Mittheilung ſie dazu veranlaßt, plötzlich italieniſch geſprochen hatte. „Ich wollte nur hiſtoriſch bemerken, daß die Königin Johanna, um dem Parteitreiben kräftig zu begegnen, ſich noch in ihrem ſechsundvierzigſten Jahre entſchloſſen hatte, zum vierten Male zu heirathen, und daß ihre Wahl auf einen deutſchen Prinzen, Otto von Braunſchweig, gefallen war. Ihr Ende war aber ein ſehr trauriges. Als die Römer nämlich, um der ſogenannten babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche, das heißt der Reſidenz der Päpſte in Avignon, ein Ende zu machen, die Wahl eines Italieners, Urban's VI., durchgeſetzt, der zu Rom wieder ſeinen Sitz genommen hatte, und der König von Frankreich wider denſelben einen Gegenpapſt, Clemens VII., zu Avignon aufgeſtellt, wodurch das Aergerniß der ganzen Chriſtenheit, das Schisma entſtand, will ſagen: die Kirchenſpaltung —“

„Ich bitte Sie um Erbarmen, gütiger Neffe!“ unterbrach ihn Virginia von neuem und nun deutſch ſprechend. „Dieſe gelehrten Dinge verſtehe ich nicht; was in aller Welt haben ſie mit der heirathsluſtigen Königin zu thun?“

„Viel!“ ſagte der Neffe und faßte ſich widerſtrebend kurz. „Clemens VII. wurde von ihr anerkannt, Urban VI. that ſie in den Bann, ſprach ihre Unterthanen vom Eide der Treue los, ſalbte und krönte ihren Vetter Karl von Durazzo zum Könige von Neapel, ihr Gemahl wurde in der Schlacht gegen Karl, als er faſt allein mit deutſcher Tapferkeit bis zum Hauptbanner ſich Bahn gehauen, von ſeinen Rittern im Stich gelaſſen und gefangen, Johanna aber auf Karl's Befehl ermordet.“

Virginia ſchwieg; ſie ſchien von der düſtern Kunde aus einer Zeit wilder Frevel und Gewaltthaten verſtimmt; die Gegenwart war ja ſo freudenhell, der Abend ſo ſchön, warum Geſpenſter heraufbeſchwören? Von einer benachbarten Villa tönten Mandolinenklänge herüber und eine ſüße weibliche Stimme begann eins jener einfachen, zum Herzen dringenden Volkslieder zu ſingen, aus deren unerſchöpflichem Borne ſelbſt gefeierte Componiſten nicht verſchmähen, Melodien zu nehmen, oft die ſchönſten ihrer Werke. Alexander lauſchte dem Liede, deſſen Worte er auch in der Nähe nicht verſtanden hätte, denn es war in ſicilianiſcher Mundart; Virginia ſchien ſich aber von dem Bilde der unglücklichen Königin Johanna nicht losreißen zu können, denn ſie fragte, als die ferne Sängerin geendigt hatte:

„Weiß man die Art ihres Todes?“

„Sie wurde mit Betten erſtickt, wie Desdemona oder die Kinder Eduard's", antwortete Alexander.

„Weſſen Kinder?" fragte ſie raſch. „Desdemona — wer war das?"

Der junge Rheinländer ſtaunte. War es möglich, daß ſie Shakſpeare nicht kannte, daß ſie nichts wußte von dem Kriege der rothen und weißen Roſe, nichts von Richard III., welcher die Kinder ſeines Bruders, die ihm den Weg zum Throne verſperrten, auf jene ſchauerliche Weiſe ermorden ließ, nichts von Othello, dem Mohren von Venedig, und ſeinem gräßlichen: „Haſt Du heute Abend gebetet, Desdemona?" Einige Jahre ſpäter würde er keine Italienerin vergeblich nach Desdemona gefragt haben, aber freilich nicht durch Shakſpeare, ſondern durch Roſſini mit ihr bekannt geworden, als dieſer ſeinen „Othello" 1816 componirt hatte.

„Sie ſcheinen im Zweifel, wie Sie meiner Unwiſſenheit aufhelfen ſollen!" kam Virginia, da ſie ihn unſchlüſſig über die Antwort ſah, dem Neffen zu Hülfe. „Ungeſchehen machen können wir die That doch nicht mehr, alſo übergeben wir ſie der Vergeſſenheit!" Sie ließ eine Blume, welche ſie in der Hand hielt, über die Baluſtrade fallen, gleichſam ihre Rede ſymboliſch darſtellend. „Es wird Zeit, an die Heimfahrt zu denken; die Sonne iſt ſchon hinter Iſchia untergegangen und der

Mond wird bald da ſein. Wir können ſeine magiſche Beleuchtung auch in der Gondel genießen. Sie werden mir zugeſtehen, daß ich Ihnen heute einen poetiſchen Tag bereitet habe; die Fülle von Poeſie, welche über meinem herrlichen Neapel ausgegoſſen iſt, wird Ihnen noch manche ſchöne Stunde bereiten. Erſt aber müſſen wir vernünftig über Alles ſprechen, was nicht die Phantaſie, ſondern der Verſtand zu ordnen hat, und das ſoll morgen geſchehen. Morgen erwartet die Königin auch einen Kurier aus Deutſchland; vielleicht, ich kann wohl ſagen gewiß, bringt er mir einen Brief von Ihrem Onkel mit. Ich will ihn in meiner Antwort durch die Nachricht in Erſtaunen ſetzen, daß ſein Neffe Alexander bei mir iſt.“ Sie mühte ſich, dieſen Namen correct auszuſprechen, was unwiderſtehlich komiſch klang, ſodaß ſie ſelbſt darüber lachen mußte. Welch ein beneidenswerther Hort von harmloſem Frohſinn lag in dieſer kindlichen Seele, kindlich unſchuldig noch bei zweiundzwanzig Jahren, wie ſie ihm heute ſelbſt geſagt hatte! Beneidenswerther noch das Glück ſeines Oheims!

Die Gräfin — ſie führte nur dieſen Titel, der ihr durch ihre Vermählung zukam, obgleich ſie von der Dienerſchaft des Hauſes noch Principeſſa nach ihrer Geburt genannt wurde — gab Befehl zum Aufbruch. Unten lag die Gondel bereit; Mas' Antonio war längſt

von ſeinem Streifzuge über die Stellina hinaus wieder eingetroffen. Noch eine letzte Umſchau von der Plattform über Land und Meer im Dämmerſcheine des Abends, der ſchon von der wachſenden Lichtſtärke des Mondes beſiegt wurde, dann riß ſich Alexander los und folgte der Tante, welche ihn über ſeine Ekſtaſe reizend neckte, durch die Lorbeer- und Myrtenhecken hinab zur Landungstreppe, wo ſie die Gondel erwartete.

Die Rückfahrt nach der Stadt war für ihn von berauſchendem Zauber, nur viel, viel zu kurz. Als er wieder im Wagen ſaß, dicht an der Seite der ſchönen Frau, welche ſeine Tante und doch zwei Jahre jünger war als er, flog ihm ein phantaſtiſcher, ja ſündhafter Gedanke durch die Seele, der ihn erbeben ließ. Wenn er der Glückliche geweſen wäre, dem ſie ihre Hand geſchenkt! Aber ach, was konnte er in die Wagſchale legen gegen ſeinen hochgeſtellten, durch Thaten ausgezeichneten Oheim; er, der bis jetzt nur im Schachte der Wiſſenſchaft unter Bergeslaſten von Büchern und Manuſcripten eine thatenloſe Jugend verbracht und ſich erſt einen Namen zu machen hatte!

Im Hauſe angekommen, das die Gräfin zu Neapel bewohnte, nahm ſie einen raſchen Abſchied von ihm und zog ſich in ihr Zimmer zurück, ohne ihm, wie er gehofft hatte, noch eine Stunde anmuthiger Unterhaltung zu ge-

währen. Es war ſchon ſpät für ſeine deutſchen Gewohnheiten, aber das Leben in Italien verſtummt erſt ſpät in der Nacht, um ſpät am Morgen, für die vornehmen Klaſſen wenigſtens, zu erwachen. Schlafen konnte er noch nicht, ſein Blut war zu aufgeregt; auch hatte er noch eine Pflicht zu erfüllen, der er heute nicht hatte genügen können, nämlich ſein Tagebuch zu ſchreiben. Er führte ein ſolches mit großer Gewiſſenhaftigkeit und Treue gegen ſich ſelbſt, indem er in Allem der Wahrheit, ohne irgend etwas zu verſchweigen oder zu beſchönigen, die Ehre gab. Sobald er in ſeinem Zimmer den Diener, welcher die Kerzen angezündet, entlaſſen hatte, ohne deſſen Erbieten, ihm beim Entkleiden behülflich zu ſein, anzunehmen, ſetzte er ſich zum Schreiben nieder, gewahrte jedoch zu ſeiner Verwunderung, daß weder Tinte noch Federn in Ordnung waren Offenbar hatte man bei aller Gaſtlichkeit des Hauſes, die wahrhaft großartig war, nicht darauf gerechnet, daß der Gaſt das Bedürfniß zu ſchreiben fühlen könne. Lächelnd ging Alexander zu ſeinem Koffer, der alles Nöthige auch in dieſer Beziehung enthielt; es ſetzte ihn nur in Verlegenheit, wo er ſein Reiſe- und Taſchentintenfaß, einen echten Stecher, anbringen ſolle. In den Tiſch, wie in den Herbergen ſeiner Fußwanderungen daheim, konnte er ihn hier doch nicht ſpießen. Nachdem er ſich aber auch darin,

nicht ohne mit ſeiner ſcharfſinnigen Erfindungsgabe zufrieden zu ſein, Rath geſchafft hatte, ſetzte er ſich mit Behagen nieder und ſchrieb: „Neapel, ja Neapel! den 8. September 1813. Mit Goethe ſage ich: wenn ich Worte ſchreiben will, ſtehen mir immer Bilder vor Augen, mir fehlen die Organe, das Alles darzuſtellen. Geſtern nach einer entſetzlichen Fahrt angekommen, glaubte ich beim Eintritt in Neapel mitten in die Faſchingsluſt zu Köln verſetzt zu ſein; es war, als geriethe ich in einen Volksaufruhr, in das wildeſte Getümmel raſender Menſchen. Wollte ich alle Figuren, alle Scenen ſchildern, die mir die Sinne betäubten, müßte ich den Pinſel eines Höllenbreughel führen. Ich muß mich überdies kurz faſſen, mit Abbreviaturen ſchreiben, oder noch beſſer die Vocale nach dem Muſter der orientaliſchen Sprachen weglaſſen.“ Er hatte ſich darin bei ſeinen in den Collegien nachgeſchriebenen Heften, bei ſeinen Excerpten aus Schriftſtellern und Concepten größerer Arbeiten eine bedeutende Fertigkeit angeeignet und fuhr denn auch in dieſer Manier, die er bisher in ſeinem höchſt ſauber geſchriebenen Tagebuche nicht angewendet hatte, heute, durch die Fülle des ſonſt nicht zu bewältigenden Stoffes gezwungen, fort. Einen Vortheil gewann er aber noch dabei, an welchen er bei ſeinen ſo gewiſſenhaften Rouſſeau'ſchen Bekenntniſſen in ſeines Herzens Unſchuld wohl

kaum gedacht hatte, daß es nämlich, wenn dieſe Blätter einmal unbefugten Blicken preisgegeben würden, ſehr ſchwer fallen mußte, ſie zu entziffern. Er ließ ſich heute noch mehr als ſonſt hinreißen. Was würde ſeine Tante Virginia geſagt haben, wenn ſie über ihre Perſon geleſen hätte, was er dem Papier in dieſer nächtlichen Stunde anvertraute!

„Ich hatte mir eine vornehme Dame von einem Alter, wie es zu den Jahren meines Onkels Albrecht paßt, vorgeſtellt; ſtatt ihrer ſtand ich vor einer der Charitinnen, jünger als ich, wie ſie mir ſpäter geſagt hat; von einer Zartheit und einem Ebenmaße der Geſtalt, wie nur der Meißel eines Praxiteles idealiſch aus kaltem Marmor hervorzuzaubern verſtanden; mit einem Antlitze von claſſiſch-griechiſcher Form, aber belebt und blühend, wie ein Bild von Tizian oder Giorgione, das ich zu Venedig geſehen, und Augen, deren Strahl hartes Erz zu ſchmelzen vermöchte.“ Was der Schreiber, der, ſeinem ſonſtigen Gelehrtenſtil ganz entfremdet, in dichteriſchen Schwung gerathen war, an dieſer Stelle noch hinzufügte, das ſtrich er, als es vor ſeinen Augen ſtand, über ſich ſelbſt erſchreckend, mit vielen kunſtvollen Schnörkeln ſo vernichtend aus, das er ſelbſt die Worte nicht mehr hätte leſen können — er ſchämte ſich ihrer! War es aber nicht die erſte Unwahrheit, die er hier

beging? Wenn er auf die erſte Seite im erſten Jahrgang ſeines Tagebuchs geſchrieben hatte: „Nur Wahrheit!“ ſo hätte gerade die geſtrichene Stelle, vielleicht als eine Warnung, ſtehen bleiben müſſen. Vergeſſen konnte er freilich nicht, was er hier niedergeſchrieben hatte, nie, niemals, auch dann nicht, wenn ſein blondes Lockenhaar ſich einſt in Silber verwandelt haben würde! Er warf die Feder weg und ging mit geſenkten Blicken einigemal im Zimmer auf und ab. Wie konnte er wieder einlenken zu würdiger Schreibart? Er dachte an Alles, was er ſich für ſeine Anweſenheit in Unteritalien vorgenommen hatte, an die Forſchungen und Studien in den Bibliotheken, die Betrachtung antiker Denkmäler, an den Beſuch hiſtoriſch merkwürdiger Stätten auf dieſem claſſiſchen Boden — da hatte er plötzlich den Anknüpfungspunkt gefunden! Er konnte die Diſſertation über die Königin Johanna, welche ihm die Ungeduld ſeiner Zuhörerin ſo oft abgeſchnitten hatte, zu Papier bringen; das führte ihn aus dem Labyrinth, in welches er ſich verirrt hatte, wieder auf verſtändige Wege! Ohne ſich zu beſinnen, ſtürzte er auf den Schreibtiſch zu, nahm die zu Boden gefallene Feder auf, tauchte ſie tief in ſeinen Stecher und ſchrieb: „Am Meere, unterhalb des Pauſilippo, benannt von der altrömiſchen Villa Pauſilippum und berühmt durch das Grabmal

Virgil's, sowie durch das Felsenthor, dessen schon Strabo erwähnt, liegt eine Ruine mittelalterlichen Baues, angeblich ein Schloß der Königin Johanna. (NB. Ob I. oder II. noch zu ermitteln.) Wenn es die erste, so wäre hier der Schreckensort, wo sie die Unglücklichen, mit denen sie der Liebe gepflogen — hier folgten Citate aus mehreren italienischen Geschichtsschreibern — ins Meer stürzen ließ. In der Nähe dieser unheimlichen Stätte hat meine Tante eine Villa, ein Geschenk ihres Vaters, des alten Fürsten Angri, der von einem Seitenzweige des Hauses Doria-Angri stammt und verwandt ist mit den vornehmsten Geschlechtern dieses Königreichs, welche, wie einst die Ptolemäer in Aegypten und, ut dicitur, mit denselben genetischen Folgen, nur unter sich heirathen. Schon in Rom sagte mir Jemand, daß es aus diesem Grunde nicht geringes Aufsehen erregt habe, als der alte Fürst Angri seine Tochter einem Deutschen vermählt, wenn auch gegen seine Herkunft aus einem ehemals reichsunmittelbaren Geschlechte, das den Fürsten ebenbürtig, nichts zu erinnern sei. Ich erklärte mir das, die Prinzessin möge wohl unschön und vielleicht nicht mehr jung sein, daher unter dem einheimischen Adel keinen Bewerber gefunden haben und mein Onkel Albrecht, der nichts besitzt als seinen Degen, sei wiederum durch den Rang und Reichthum der Dame bewogen

worden, ſich ihr als Freier zu nahen — vice versa eine Vernunftheirath. Als ich ſie aber vor mir ſah, und ſpäter, als ich mit ihr, die mich mit Engelsgüte aufnahm, hinausfuhr auf das Meer und dann abends ganz allein mit ihr in dem Eden ſaß, das ihr Eigenthum iſt—“ Verzweifelnd an ſich ſelbſt erkannte Alexander, daß er wieder auf derſelben Stelle war, von der er ſich eben gewaltſam losgeriſſen hatte. Heute konnte er nicht mehr fortfahren, er fühlte keine Kraft mehr dazu. Morgen, bei klarem Sonnenſchein, hoffte er den Zauberring, in den er ſich gebannt ſah, zu ſprengen.

Der Morgen kam und ſeine Hoffnung ſchien ſich zu erfüllen, wenngleich in einer Weiſe, die ihn ſchmerzte. Die Tante hatte das Haus verlaſſen; ſie war abgereiſt und hatte ihm nur ein flüchtiges Billet hinterlaſſen, das ihn davon benachrichtigte, ohne den Grund dieſer plötzlichen Abreiſe anzugeben, von welcher ſie geſtern auch nicht die leiſeſte Andeutung gemacht hatte. Alexander war in aller Morgenfrühe, als im Hauſe noch Alles im tiefſten Schlafe lag, ausgewandert, um durch die Straßen der Stadt wieder hinauszueilen und das herrliche Morgenantlitz des Golfs zu ſchauen, wo die Sonnenſtrahlen nun die vorliegenden Inſeln in vollſte Beleuchtung ſetzten, während er ſie geſtern, da ſich das Tagesſtirn hinter ihnen in das Meer ſenkte, in den zau-

beriſchen Tinten des Niedergangs geſehen hatte. Er war länger geblieben, als er ſich eigentlich vorgenommen hatte, und als er endlich nach dem Largo di Mercato, an welchem die Wohnung ſeines Onkels lag, zurückgekehrt war, hatte er den Gondolier getroffen, welcher geſtern das Ruder verloren hatte und von ihm in einer Anwandlung, welche er gleich darauf ſelbſt eine Uebereilung genannt hatte, hart angelaſſen worden war. Der Menſch mit dem dunklen Geſicht und den ſtechenden Augen hatte ihm die Nachricht, daß die Principeſſa abgereiſt ſei, mit einem lauernden Blicke mitgetheilt, welchen ein ſchärferer Beobachter, als der junge Geſchichts- und Alterthumsforſcher war, für Schadenfreude angeſehen haben würde. Dieſer war jedoch von der überraſchenden Kunde ſo betroffen, daß er noch weniger als ſonſt fähig war, Beobachtungen auf dem Geſicht eines Menſchen anzuſtellen, gegen den er ſich obendrein im Unrecht fühlte. Er hatte ihn nur gefragt, wohin die Dame gereiſt ſei, und war, als der Gondolier ein kurzes: Weiß nicht!" geantwortet hatte, nach Hauſe geeilt, wo er eine Erklärung zu finden gehofft. Der Cameriere, der zu ſeiner Bedienung beſtellt war, hatte ihm allerdings ein Billet von der Tante eingehändigt, das aber nur wenige Zeilen in einer flüchtigen, kaum leſerlichen Handſchrift enthielt. „Ich reiſe ab und kann die Zeit meiner Rückkehr nicht

beſtimmen. Betrachten Sie das Haus Ihres Oheims als das Ihrige. Sie werden ſich hoffentlich recht lange aufhalten, ich ſage darum: Auf Wiederſehen! Virginia."

Ihm war es, als falle ihm ein ſchwerer Stein auf die Bruſt, welcher ihm alle Lebensfreudigkeit plötzlich zermalme. Vergebens ſagte er ſich, daß es eigentlich eine Gnade des Himmels ſei, die ihm geworden, eine Erfüllung der ſechsten Bitte im Vaterunſer, die er noch geſtern Abend im vollen Bewußtſein, an welchem Abgrunde er ſich befinde, ſo inbrünſtig gebetet hatte. Durfte er ſich dieſer Niedergeſchlagenheit, welche nur die Sünde, der er ſich ſchon widerſtandslos überlaſſen, bekundete, ſo ſchwächlich hingeben, mußte er nicht vielmehr Gott danken, daß er ihn aus der Gefahr, ſich ganz zu verlieren, gerettet hatte? Die Vernunft ſagte ihm, daß er jetzt die Zeit benutzen, ſeinen Stab flugs weiter ſetzen und den Staub von ſeinen Füßen ſchütteln müſſe. Aber ſie hatte geſchrieben: Auf Wiederſehen! Es war der Zauberſpruch, der ihn feſthielt. Wie hätte er, der völlig frei und unabhängig war, zu bleiben, ſolange er wollte, ſeinen Undank für die gütige Aufnahme entſchuldigen können, wenn er plötzlich davongegangen wäre, als habe er es kindiſch übel genommen, daß ſie ihn ohne Abſchied verlaſſen? Wäre es nicht auch, abgeſehen davon, eine unmännliche Feigheit geweſen, ein

Zugeſtändniß, daß er nicht Gewiſſenhaftigkeit und Lauterkeit genug beſitze, um in noch ſo gefährlicher Verſuchung den Grundſätzen der Ehre und Tugend treu zu bleiben? Und nicht zugleich eine ſchmachvolle Verdächtigung Virginia's, als könne ſie, deren edle Frauenwürde in ihrer ganzen Haltung ausgeſprochen war, ſie, die Gemahlin ſeines Oheims, die wahnſinnige Leidenſchaft, deren er ſich erſt ſeit ihrer Abreiſe mit Schrecken bewußt geworden war, nähren oder gar — Ein Schauer durchzitterte ihn, es war ihm unklar, ob des Entſetzens vor dem Gedanken, den er nicht auszudenken wagte, oder frevelhaften Entzückens! Hinweg damit! Feige Flucht war ſeiner unwürdig; drohte ihm auch eine harte Prüfung, ſie mußte ihn läutern! Er beſchloß zu bleiben und die Zeit ernſtlich für die Zwecke zu benutzen, welche ihn nach Italien geführt hatten. Auf drei Jahre war ſeine Reiſe berechnet; ſie hatte ihn ſchon durch den ſüdweſtlichen Theil von Deutſchland, die Schweiz und Italien bis hierher geführt und ſollte auf Sicilien, Griechenland und Paläſtina, vielleicht bis Aegypten ausgedehnt werden. Was kümmerte es ihn, daß halb Europa im Kriege lag, daß um die Weltherrſchaft einerſeits, andererſeits um die Freiheit geſtritten wurde? „Der Menſch iſt frei, und wär' er in Ketten geboren!“ hatte der unſterbliche Dichter geſagt. Die Freiheit, welche Alexander ſuchte, konnte ihm kein Weltherrſcher rau-

ben; er hatte keinen Sinn für die Zeichen der Zeit, die ſich in der furchtbaren Vernichtung einer Heeresmacht, wie ſie ſeit den Kreuzzügen nicht aufgeboten worden war, in der Erhebung des preußiſchen Volks und in der Bewegung Deutſchlands bekundeten, die nur noch durch die eiſerne Fauſt ſeines Bedrückers niedergehalten wurde, bis ſie zur Befreiung des gemeinſamen Vaterlandes ausbrechen konnte. Seine Welt war nicht die von heute und geſtern. So jung er war, hatte er ſich infolge einer harten, einſam abgeſchloſſenen Erziehung und frühzeitig genährten Vorliebe für das Alterthum und die Geſchichte vergangener Jahrhunderte der Gegenwart völlig entfremdet; er hatte nie die Freuden der Jugend genoſſen, nie ein Spielzeug beſeſſen, nie ein Weihnachtsgeſchenk bekommen, nur lernen, lernen hatte er müſſen, und das war bald auch ſeine einzige Luſt, ſein Trieb bis zum Fanatismus geworden. Mit ſiebzehn Jahren — für jene Zeit unerhört! — war er zur Univerſität, mit zwanzig Jahren, nach dem Tode ſeines Vaters, des alten Sonderlings, in die Welt gegangen. Von den Freuden der Geſelligkeit hatte er keine Ahnung; auf der Univerſität hatte er ganz für ſich gelebt, ſich keinem ſeiner Studiengenoſſen genähert, noch minder an einer Verbindung oder allgemeinen Zuſammenkünften Theil genommen; nie hatte er getanzt oder nur einen Ball beſucht, und wo ihn der Zufall zu

einem ländlichen Tanze geführt hatte, war er ihm so weit als möglich aus dem Wege gegangen; Frauen und Mädchen sah er nur von fern und, wenn sie schön waren, mit Wohlgefallen, aber Umgang mit ihnen hatte er weder als Knabe noch als Jüngling gehabt, denn sein Vater hatte überhaupt keinen Umgang gepflogen, sondern auf seinem abgelegenen Schlosse fast nur mit männlicher Bedienung in Gesellschaft eines menschenfeindlichen Gelehrten, seines Freundes, gelebt, dem er auch die Erziehung und den Unterricht seines einzigen Sohnes anvertraut hatte; er war in den letzten Jahren seines Lebens nie mehr über die Grenzen seines Gutes hinausgekommen, und wenn er ausritt oder ausging, war die Zugbrücke über den Schloßgraben, welche stets wie in den Zeiten des Faustrechts aufgezogen war, hinter ihm wieder in ihre Ketten aufgehängt worden, bis der Pistolenschuß des alten Freiherrn seine Rückkehr verkündigte. Der Sohn hatte die Nachricht von seinem Tode so spät erhalten, daß er von der Universität, wo er sein letztes Semester beschlossen, nicht einmal zu seinem Begräbniß hatte kommen können. Er hatte jedoch alle Angelegenheiten wohl geordnet gefunden, in einer Weise, welche ihn, den Unerfahrenen, der noch nicht mündig war, vor Klippen bewahrte, ohne ihm den vollen Genuß seines bedeutenden Vermögens zu schmälern. Sein alter Lehrer war dem Freunde, der

ihm eine Freiſtatt gewährt hatte, vorangegangen, und Alexander ſtand nun ganz allein in der Welt. Doch hatte ſein Charakter ſich durch die leuchtenden Vorbilder des Alterthums geſtählt; er beſaß als Erbtheil ſeines Geſchlechts eine Feſtigkeit und Beharrlichkeit, welche ihm wohl zu ſtatten kommen mußte; die Welt kannte er nicht und mochte daher viel anſtoßen oder in mißliche Lagen gerathen, aber ſein natürlicher Verſtand war nicht ſo leicht zu täuſchen und half ihm ſtets, wenn auch nicht immer auf conventionellen Wegen, über alle Schwierigkeiten hinweg. War dieſe Kraft aber auch fähig, die Stürme zu unterdrücken, welche in dem Herzen, das bis jetzt wie in einem Zauberſchlafe geruht hatte, auf einmal mächtig erwacht waren? Er glaubte es.

Drittes Kapitel.

An der Schwelle des Todes.

Virginia war durch einen Eilboten abgerufen worden; ihr Vater lag gefährlich krank danieder und wollte sie vor seinem Ende noch einmal sprechen. Seit die fremde Herrschaft in Neapel aufgerichtet worden und König Ferdinand vertrieben war, hatte der Fürst Hettore Angri die Hauptstadt verlassen und sich auf eins seiner Landgüter zurückgezogen, welches unweit La Cava, wenig entfernt von der großen Straße nach Salerno lag. Er hatte es kein Hehl gehabt, daß er sich zu den Anhängern der Dynastie zählte, welche nach Napoleon's Decret von Schönbrunn aufgehört hatte zu regieren, gleichwohl ließ man ihn in Ruhe, wie überhaupt das System der Verfolgungen in Neapel weder unter dem edlen Könige Joseph, noch unter Murat, seinem Nachfolger, in solcher Weise um sich gegriffen hatte, wie in andern neufranzösischen Vasallenstaaten. Nur wo die feindselige Gesinnung gegen die neue Herrschaft sich zu Thaten erhob und

offenbarer Aufſtand ausbrach, war mit Energie und militäriſcher Strenge eingeſchritten worden. Seit Gaëta, damals wie in unſern Tagen das letzte Bollwerk des rechtmäßigen Monarchen, nach langer heldenmüthiger Vertheidigung unter dem Prinzen von Heſſen-Philippsthal ſich ergeben hatte und in Calabrien, wo Lord Stuart mit 10,000 Mann gelandet war und in Verbindung mit den aufſtändiſchen Bergbewohnern faſt zwei Jahre Krieg geführt hatte, die Ruhe wieder hergeſtellt war, hatte die Strenge nachlaſſen können, und König Joachim's glänzender Einzug in Neapel, der ſich durch Krankheit verzögert hatte, war durch die Begnadigung vieler Hunderte von Verurtheilten, welche in den Gefängniſſen dem Tode oder den Galeeren entgegenſahen, bezeichnet worden. An keiner öffentlichen Manifeſtation gegen die fremde Gewalt hatte ſich der Fürſt Hettore Angri betheiligt; er genoß der allgemeinen Achtung, und da er — gewiß ein ſeltenes Beiſpiel! — keine Feinde beſaß, die ihn angeſchwärzt oder verdächtigt hätten, ſo war er von aller Anfechtung verſchont geblieben. Nach Neapel war er nur bei dringenden Geſchäften, welche ſeine Anweſenheit dort nöthig machten, gekommen; alle Verſuche ſeiner zahlreichen Verwandten, ihn zu überreden, ſich gleich ihnen der neuen Ordnung der Dinge anzuſchließen, hatte er mit Feſtigkeit, aber ohne alle Erbitterung zurückgewieſen. Viele

beneideten ihn um dieſe antike Ruhe, welche ihn wie einen Philoſophen der ſtoiſchen Schule über alle Widerwärtigkeiten des Lebens erhob. Dieſe blieben auch für ihn nicht aus. Er war bis jetzt, wie durch einen Talisman, während ſeines ganzen Daſeins vor jedem Unglück bewahrt geweſen; nun aber hatte er es erleben müſſen, daß ſein Sohn in offener Aufkündigung, gleichſam mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, in das Lager des Feindes überging, und bald darauf hatte er die Hand ſeiner Tochter, welche ſchon mit einem der vornehmſten und reichſten Barone des Königreichs verlobt geweſen war und denſelben durch einen jähen Tod verloren hatte, einem der Fremden gegeben, die mit König Joachim aus ſeinem früher beſeſſenen deutſchen Großherzogthum nach Neapel gekommen waren. Seine Kraft ſchien durch den Abfall ſeines Sohnes ganz gebrochen, und doch konnte Niemand, der ihn ſah, eine Veränderung in ſeinem Weſen wahrnehmen, das die ruhige Heiterkeit, die klare Stirn ſeiner glücklichern Tage ebenſo wenig verloren hatte, als das geiſtige Uebergewicht, welches ſeinen nächſten Verwandten und Freunden eine offene Frage über die wunderbaren Vorfälle in ſeiner Familie unmöglich machte. Er war in ſeinen feinen und liebenswürdigen Umgangsformen das vollendete Bild eines Cavaliers der alten Zeit, wie es damals ſchon ſelten

noch geſehen wurde, gleichwohl blieb er in mancher Beziehung unnahbar. Nie ſprach er ein Wort über das Verhältniß mit ſeinem Sohne, der eine Anſtellung vom Könige angenommen hatte; die Verlobung ſeiner Tochter mit dem Grafen Albrecht von Orkum hatte er zwar angekündigt und ihre Vermählung mit allem Pomp, ſeines fürſtlichen Hauſes würdig, gefeiert, aber das Räthſel, wie ſich der Deutſche zuerſt der ſchönen Virginia genähert, und vorzüglich, wie er die Einwilligung zu ſeiner Verbindung, auch wenn er ihr Herz gewonnen, von dem ſtolzen Fürſten erlangt hatte, blieb ungelöſt. Nach der Vermählung war die junge Frau ihrem Gemahle, welcher Adjutant des Königs war, nach Neapel gefolgt, wo er eine ſtattliche Wohnung am Largo di Mercato gemiethet; der Vater hatte ihr ſeine herrliche Villa am Pauſilippo mit allen ihren Kunſtſchätzen geſchenkt, aber wie ſich das Verhältniß zwiſchen beiden ſeitdem geſtaltet hatte, wußte Niemand. In der Caſa dell Orme, wie der Landſitz hieß, den der Fürſt unter ſeinen vielen Gütern zum bleibenden Aufenthalt gewählt hatte, waren die Eheleute in den vier Jahren ihrer Verbindung bei keiner Gelegenheit geſehen worden, und ob der Fürſt ſeine Tochter in Neapel oder in der Villa Angri einmal beſucht hatte, blieb ſehr zweifelhaft; es war in der Nachbarſchaft nicht bekannt, daß er verreiſt geweſen wäre.

Jetzt aber kam Virginia zu ihm, denn er war ſchwer erkrankt und hatte ſie rufen laſſen. In ihrem Wagen, der ſie durch das reizende Thal von La Cava führte, ſaß ſie ſtill und in ſich gekehrt, wie der ernſte Anlaß ihrer Reiſe das erklärte. Ihr Auge irrte ohne Bewußtſein des Geſchauten über die Weingärten und weißen Häuſer der Dörfer, die ſich in ununterbrochener Kette an den Abhängen dahinziehen, über die Olivenpflanzungen der Höhen zu der alten Felſenburg empor, welche ſieben tiefer liegende Warten, ihre Außenwerke, überragt; der überraſchend plötzliche Anblick des Meeres, der ſich ihr mit der wundervollen Bai von Salerno oberhalb Vietri eröffnete, machte keinen Eindruck auf ſie, wie doch ſonſt jedesmal, ſo oft ſie auch dieſes Weges gefahren war. Ihr Geiſt war der lichthellen Gegenwart entfremdet; weilte er in einem dunklen Grabe der Vergangenheit oder ſuchte er ahnungsvoll den Schleier der Zukunft zu lüften?

Ein calabreſiſcher Hirt, den grauen, ſpitzen Filzhut auf dem wirren Haar, den Karabiner über der Schulter, kam ihr entgegengeritten; er trieb eine Heerde Büffel vor ſich her und beſchleunigte den Gang der trägſten von Zeit zu Zeit mit einem Stich der langen Lanze, die er zu dieſem Zweck führte. Als er die vornehme Equipage bemerkte, ſprengte er vor und jagte den Leitſtier aus

dem Wege, dann blieb er halten, grüßte den Kutſcher und Diener auf dem Bocke vertraulich und die Dame hinter den Fenſterſcheiben des Wagens mit tiefer Reverenz. Doch hatte ſein Blick etwas Aehnlichkeit mit dem tückiſchen Blick ſeiner Büffel, und noch vor drei oder vier Jahren würde man den Seitenweg, in welchen der Kutſcher der Dame von der großen Salernitaner Straße abgebogen war, nicht ohne Beſorgniß gefahren ſein, mehr ſolcher Geſellen zu begegnen, nicht als friedlichen Hirten, ſondern als kecken Briganti. General Manches, welchem König Joachim die Herſtellung der Sicherheit in Calabrien übertragen hatte, war aber mit ſo furchtbarer Strenge und Grauſamkeit eingeſchritten, daß der Schrecken ſeines Namens ſich über das ganze Königreich verbreitet hatte und der Brigantaggio zum erſten Male, ſeitdem das neapolitaniſche Volk exiſtirt, wirklich ausgerottet war. Wenigſtens für eine Zeit lang, denn von jeher hat dies eigenthümliche Rottenweſen, wie es ja wörtlich in der urſprünglichen Bedeutung heißt — briga, brigata, Rotte, Schwarm — in der Parteiung, dem uralten Fluch des Landes, ſeine Hauptnahrung gefunden. Wer zerfallen war mit der beſtehenden Macht, ging ſo gut wie der mit dem Geſetz zerfallene Verbrecher in die Berge, und die Parteikämpfe, welche Rache an der Perſon und dem Eigenthum der Gegner ſuchten, miſchten

ach mit gemeinen Raubanfällen oder arteten in ſolche aus. So iſt es vor alters geweſen, ſo iſt es noch heute, und die alles menſchliche Gefühl empörenden Grauſamkeiten der neuitalieniſchen Soldateska, welche die des Generals Manches weit hinter ſich laſſen, werden nicht einmal eine zeitweiſe Unterdrückung des Brigantenweſens, wie Manches, bewirken, weil es mehr als je mit politiſchen Elementen verbunden iſt.

Der Hirt ſah der Equipage lüſtern nach; ein Pfiff, und ein halbes Dutzend guter Freunde, die er in der Nähe beſchäftigt wußte, hätten ſich ihm zu dem reichen Fang geſellt, aber er war ſelbſt Zeuge geweſen, wie Benincaſa, ein Brigantenhäuptling, vor drei Jahren zu San-Giovanni in Fiore, ſeinem Heimatsort, auf Befehl des Generals Manches mit abgehauenen Händen gehängt worden war, und ein Schauder rieſelte bei dieſer Erinnerung, die ihn heute befiel, durch ſeine Glieder. Er ließ den Kopf hängen, ſich aller böſen Gelüſte erwehrend, und trieb ſeine Büffel weiter. Virginia ahnte nicht, welcher Gefahr ſie entgangen war.

Sie fuhr nun durch das letzte Kaſtanienwäldchen, und vor ihr zeigte ſich bald das hochgelegene weiße Schloß ihres Vaters, zu welchem ſich der Wagen zwiſchen den Steinmauern, welche den Weg einfaßten, langſam emporbewegte. Ihr Herz ſchlug mächtig, als ſie endlich

zwiſchen den beiden Marmorgruppen auf den Thorpfeilern hindurchfuhr; ſie rief ſich die Stunde zurück, in welcher ſie zuletzt hier hinausgefahren war; weit aus dem geöffneten Fenſter neigte ſie ſich, um irgend ein Zeichen zu erſpähen, das ihr den Zuſtand, in welchem ſie ihren Vater treffen ſollte, verkünde — noch hing die ſchwarze Trauerfahne nicht über dem Dach!

„Lebt mein Vater?“ war ihre erſte Frage an den ſilberhaarigen Diener, der aus dem Hauſe an den Wagen trat, um den Schlag zu öffnen.

„Gott ſei gelobt, daß Ihr kommt, Altezza!“ antwortete der Diener. „Noch lebt der Herr, aber es geht zu Ende!“

Ohne ein Wort zu erwidern, eilte Virginia die Stufen hinan, durch die wohlbekannten Räume, jede Dienſtleiſtung, die ihr geboten wurde, zurückweiſend, zu dem Gemach, wo ſie ihren Vater wußte. Im Saale, den ſie durcheilte, fand ſie mehrere Herren verſammelt. Zwei davon kannte ſie; es war der Arzt ihres Hauſes und ein Gerichtsbeamter aus der Stadt; der Vater hatte ſein Teſtament gemacht! Sie wurde mit Blicken der Theilnahme gegrüßt, welche ſie peinigten; der Arzt kam ihr entgegen, um mit ihr zu ſprechen; ſie hielt ſich aber keinen Moment auf, erwiderte den Gruß nur mit der Hand gegen die Anweſenden und verſchwand in der

Thür, welche in das Schlafgemach ihres Vaters führte. Der Arzt wollte ihr folgen, der Richter hielt ihn aber zurück.

Virginia trat bebend ein. In dem geräumigen Zimmer herrschte ein Halbdunkel, da die Jalousien, um der Abendsonne den blendenden Eingang zu wehren, theilweise geschlossen waren; die Gardinen des großen Bettes, in welchem der Kranke ruhte, waren zugezogen; zu Häupten des Bettes saß eine Frau im Nonnengewande, die sich bei Virginia's Eintritt erhob und ihr, den Finger auf den Mund legend, leise entgegenschritt.

„Tante Margherita!" hauchte es von Virginia's Lippen; sie ergriff die Hand der Nonne, bedeckte sie mit Küssen und heftete einen ängstlich fragenden Blick auf ihr stilles, friedliches Antlitz, das selbst bei diesem Wiedersehen seinen Ausdruck nicht veränderte.

„Du kommst noch nicht zu spät", sagte die Klosterfrau leise.

Da schlich Virginia an das Bett, ließ sich auf ihre Kniee nieder und faltete die Hände zum Gebet. In demselben Moment regte sich aber der Kranke hinter dem Vorhange. „Bist Du es, meine Tochter?" klang seine schwache Stimme.

„Ich bin es, mein Vater!" antwortete sie mit erstickter Tone.

„Laß Dich ſehen, ſchaffe mir Licht!“ hörte ſie, und ihre Hand ſchlug den Vorhang zurück, daß der matte Dämmerſchein das bleiche Geſicht des Kranken erhellte. Er ſchloß die Augen, als werde er dennoch geblendet, aber nur einen Moment, dann blickte er wieder auf und ſah ſeine Tochter, welche noch immer auf ihren Knieen lag und keines Wortes mächtig war, lange an. Die Nonne war beſorgt näher getreten und ſtand hinter ihr.

„Oeffne die Gitter, Schweſter!“ ſagte der Kranke. „Ich will meinen letzten Sonnenſchein haben.“ Sie wagte nicht, ihm zu widerſprechen. Still ging ſie zum Fenſter und öffnete die Jalouſien; ein Strom goldenen Lichts drang in das Zimmer, es war wie eine Rückflut des Lebens in düſtere Gruft. Kein Strahl traf das Antlitz des Ruhenden, aber doch war es verklärt. Virginia's Herz zuckte bei dieſem Anblick; wie hatte ſie dies ſchöne Greiſenantlitz bei ihrem letzten Scheiden ganz anders geſehen! Wie freundlich, wie liebevoll heute, wenn auch unendlich leidend — und damals!

„Laß uns allein, Schweſter“, ſagte der Fürſt mit ſchwachem Tone. „Ich habe mit meinem Kinde zu reden.“

Die Nonne erhob die Hand mit bittender Geberde. „Meine Zeit iſt kurz, Margherita!“ ſprach er ſanft. Da

wandte ſie ſich ab und verließ mit unhörbaren Schritten das Zimmer.

„Steh auf, Virginia, ſetze Dich zu mir", ſagte der Vater, indem ſeine Augen auf den ſchmerzentſtellten Zügen ſeiner Tochter ruhten. Sie hatte die ihrigen geſenkt, ſchwere Tropfen perlten unter ihren langen ſchwarzen Wimpern hervor. Tiefes Schweigen herrſchte im Zimmer; ſie wagte es nicht zu unterbrechen. Auf dem Rande des Bettes ſitzend, erwartete ſie mit Folterqualen der Seele, was der Vater ihr ſagen werde.

„Biſt Du allein gekommen?" fragte er endlich und ſein Ton drang in ihr Herz wie ein ſcharfer Pfeil.

„Allein!" flüſterte ſie, ohne ihr Auge zu erheben. „Mein Gemahl iſt mit dem Könige in Deutſchland."

Der Vater ſchwieg. Sie glaubte die Pulsſchläge ihres ſtürmenden Herzens zu hören; ſeine Frage hatte nicht ihrem Gatten gegolten.

„Ich glaubte nicht, daß Du allein kommen würdeſt, Virginia", ſagte er wieder, und ſie rang vergebens nach einer Antwort. Ihr war wie einem Verſinkenden, der mit den Wogen um eine Planke ſeines geſcheiterten Fahrzeugs kämpft.

„Willſt Du mich hinübergehen laſſen", begann der Sterbende von neuem, jetzt mit ſichtbarer Anſtrengung und darum mit ſtärkerer Stimme, „hinüber in

die ewige Klarheit, wo Alles, Alles, was auf Erden dunkel geblieben iſt, offenbar wird, und mir die Wahrheit, um welche ich Dich ſo oft gebeten habe, noch in meiner letzten Stunde verſagen?"

„Mein theurer Vater!" ſchluchzte ſie.

„Ich habe meine beiden Kinder im Leben verloren", fuhr er fort, „ſoll ich im Tode nicht eins von ihnen wiederfinden? Camillo kommt nicht. Ich habe ihn rufen laſſen, wie Dich, er kommt nicht, ich erwarte ihn vergebens. Du biſt meinem Rufe gefolgt — Thränen helfen mir nichts mehr, und wären es die bitterſten Thränen der Reue um den Gram, der mich endlich auf das Sterbelager geworfen hat — willſt Du mich ſterben laſſen ohne Dein Bekenntniß?"

„Vater! Vater!" rief Virginia mit ausbrechendem Schmerze. „Ja, ich will Dir beichten, ſo wahr und ſo treu, wie ich vor Gott nichts verbergen kann!" Und ſie neigte ſich über ihn und flüſterte Worte in ſein Ohr, vor denen mehr und mehr die tiefe Bläſſe wich, die ſeine Wangen wie ein Vorbote des nahen Todeskampfes überzogen hatte; das Blut, das ſchon erſtarrt ſchien, bewegte ſich wieder in ſchnellern Pulſen; das Herz, deſſen Schläge vor Virginia's Ankunft matter und matter geworden waren und momentan ſchon ausgeſetzt hatten, fing von neuem unruhig zu pochen an — war es nicht

eine frevelhafte Sünde, die Seele des Sterbenden, auch wenn er es noch ſo gebieteriſch verlangt hatte, im letzten Augenblicke wieder auf Irdiſches zu lenken, ſie mit Bildern von Schuld und Kampf zu füllen, wo ſie ſich nur auf ihr ewiges Heil hätte richten müſſen?

Plötzlich zuckte der Kranke, und es war nicht ein beſtimmtes Wort der Tochter, das ihn ſo getroffen, denn was ſie ihm zu bekennen hatte, das war gleich mit ihren erſten Worten qualvoll in ſein Ohr gefloſſen; aber das Maß ſchien voll, ein jäher Schein färbte ſein Geſicht, er ſchien ſich aufrichten zu wollen, da ſtürzte ein Blutſtrom über ſeine Lippen und überwallte Bruſt und Bett. Lautauf ſchrie Virginia, Menſchen eilten herbei, ſie ſah nichts, die Sinne ſchwanden ihr, ſie war in Ohnmacht auf den Boden geſunken.

Als ſie wieder zum Bewußtſein kam, befand ſie ſich in ihrem eigenen Zimmer, in demſelben, das ſie einſt, ehe ſie das Vaterhaus verlaſſen, bewohnt hatte; ihre frühere Dienerin, welche einſt vergebens gebeten, ſie nach ihrer Vermählung begleiten zu dürfen, ſaß an dem Bett, auf welches man ſie gelegt, und war beſchäftigt, ſie mit ſtarken Eſſenzen und kaltem Waſſer, wie der Arzt verordnet hatte, wieder zur Beſinnung zu bringen. Wenige Momente nur konnten verfloſſen ſein, ſeit ſie den Vater in ſeinem Blute verlaſſen, ſeit ſie ihn,

wie ihr das erwachende Bewußtſein ſchrecklich in die Seele rief, getödtet hatte!

Sie ſprang auf, um an ſein Lager zurückzueilen, aber die Dienerin vertrat ihr den Weg.

„Bleibt, um aller Heiligen willen!“ beſchwor ſie dieſe. „Der Doctor hat mich verantwortlich gemacht.“

„Laß mich, Nina!“ rief Virginia und wollte, ihr ausweichend, nach der Thür eilen, aber Nina hielt ſie feſt.

„Ich darf nicht“, entgegnete das Mädchen mit flehendem Tone. „Der Doctor und Padre Francesco, welcher gekommen iſt, dem Herrn die letzte Wohlthat zu ſpenden —“

Virginia ſtieß einen lauten Schrei aus. „Ich bin ſeine Mörderin!“ rief ſie, ihrer Sinne kaum mächtig, riß ſich gewaltſam von dem erſchrockenen Mädchen los, welches von dieſen Worten mit Entſetzen erfüllt wurde, und floh hinaus, durch das Nebengemach in den Corridor, der zu den Zimmern ihres Vaters führte. Da trat ihr aus der Eingangsthür des großen Saales in Eile ein Mann entgegen, bei deſſen Anblick ſie betroffen zurückbebte.

„Camillo!“ ſtammelte ſie.

„Erſchrickſt Du vor Deinem Bruder?“ entgegnete er. „Geh hinein und ſieh, wie weit Du es gebracht haſt! Der Vater iſt todt!“

Sie erbebte wie vernichtet. Hatte ſie es denn anders erwartet? „Du kommſt zu ſpät, wie ich, wie alle, ſelbſt der Prieſter!“ fuhr Camillo ſchonungslos fort. „Ich bin hinausgeſtürzt, wo ich nichts mehr helfen konnte. Kommſt Du jetzt erſt an? Hat Dich der Vater gerufen? Was willſt Du hier?“

„Ich habe den Vater geſprochen — ich will ihn ſehen, Camillo — laß mich zu ihm!“

„Du haſt ihn geſprochen? Haſt ſeine Verzeihung, ſeinen Segen?“ In dem Tone, mit welchem er dieſe Worte ſprach, klang ein Hohn, welcher Virginia's Herz zermalmte.

In dieſem Moment trat der alte ſilberhaarige Diener heraus, welcher wie die meiſten Schloßbewohner in die große Halle geeilt war, um auf den Knieen für die Seele des Herrn, während ihm die Sterbeſacramente gereicht wurden, zu beten. Sein Geſicht zeigte eine Aufregung, die aus Freude und Furcht gemiſcht ſchien.

„Er gibt wieder Zeichen des Lebens!“ rief er den Geſchwiſtern zu, welche ſich eben noch ſo bitter gegenübergeſtanden hatten, und beide blickten, wie von einer Himmelsbotſchaft entzückt, mit ſtrahlenden Augen auf, denn ſie liebten ja den Vater trotz aller Mißverhältniſſe, welche ſie von ihm getrennt, mit unverändertem Kinderherzen.

„Der Doctor hat die Thüren ſchließen laſſen; er ſendet mich zu Euch, doch bittet er Euch, fern zu bleiben, in Geduld und Hoffnung zu warten, bis er Euch mehr ſagen kann."

„Wo iſt meine Tante?" fragte Camillo dringend.

„Bei dem Herrn; der Padre auch", erwiderte der Diener. „Ich will im Vorzimmer bleiben und einige Leute bei mir behalten, damit wir Alles, was nöthig iſt, gleich beſchaffen oder beſtellen!" Er ging wieder hinein, und die Augen der beiden Geſchwiſter begegneten ſich jetzt in einem Gefühle. Camillo reichte der Schweſter die Hand, und dieſe ſank weinend an ſeine Bruſt. Eine Zeit lang hielten ſie ſich ſchweigend umſchlungen, und ihre Herzen pochten ſtürmiſch an einander; auch Camillo's Auge war thränenfeucht und ſein harter Sinn gebrochen.

„Komm, Virginia!" ſagte er dann ſanft. „Auch ich trage ja an meiner Schuld gegen den Vater und habe ihm viel Gram verurſacht. Ich konnte nicht anders, als ich gehandelt habe, Gott iſt mein Zeuge! Aber das ändert nichts an der Sache. Laß uns in mein Zimmer gehen, Virginia. Vielleicht gewinnſt Du in dieſer Stunde, wo wir zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben, Vertrauen zu Deinem Bruder."

Sie folgte ihm in halber Betäubung. Mit ſich

ſelbſt zerfallen, tobte in ihrem Innern ein Kampf, ſo entſetzlich, daß es Wunder nehmen konnte, wie er dieſe zarte Form nicht zerſchmetterte. Sie hatte ſich ihr Geheimniß, das ſie bisher mit ſchweren Opfern gehütet, in der erſchütternden Minute zwiſchen Erdenleben und Ewigkeit, in der Minute, welche ihres Vaters letzte werden ſollte, entreißen laſſen; nicht mit ihrem Blute ließ ſich das zurückkaufen und ſie war in Verzweiflung über ſich ſelbſt. Denn der Wahnſinn klopfte an ihr Gehirn, nur im Wahnſinn konnte der Gedanke in ihr aufblitzen, den Tod ihres Vaters als die einzige Möglichkeit anzuſehen, das Siegel, das ſie ſelbſt in unbegreiflicher Schwachheit erbrochen hatte, wieder zu ſchließen und nun auf ewig! Wünſchte ſie den Tod ihres Vaters?

Camillo ſprach viel zu ihr, ſie hörte ihn kaum. Die Fragen, die er an ſie richtete, beantwortete ſie mechaniſch, ungenügend für ihn. Er ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, ihr Auge folgte träumeriſch ſeinem ſchleppenden Gange; er war lahm ſeit ſeiner Kindheit, wo er durch Unvorſichtigkeit ſeiner Amme einen unglücklichen Fall gethan hatte. Das langwierige Siechthum, welches daraus entſtanden, hatte ſeiner körperlichen Entwickelung geſchadet, ſodaß ſeine ſchwächliche Figur ſchlecht zu dem ſchönen, ausdrucksvollen Kopfe paßte, auf deſſen hoher Stirn der Adel großer Gedanken und

im Feuerauge ſowohl wie in den männlichen Zügen Geiſt und Willenskraft ſich bekundeten. Jetzt ſtand er ſtill und horchte, ob die verheißene Botſchaft des Arztes nicht komme, dann ſetzte er ſeinen Gang wieder fort, offenbar von innerer Unruhe getrieben, wohl erklärlich bei der Ungewißheit, in der er ſchwebte. Endlich blieb er vor Virginia ſtehen, welche die ſtützende Hand über die Augen gelegt hatte, um jedes Zeichen, das ihre Seele verrathen könnte, ſorgſam zu verhüllen.

„Wäre alle Hoffnung vorüber, ſo würde er ſchon geſchickt haben. Meinſt Du nicht auch, Virginia?“ ſagte er. Da nahte ein eiliger Schritt und ſie hörten das Rauſchen eines Frauengewandes. Virginia erhob ſich raſch, in all ihren Mienen lag die geſpannteſte Todesangſt. Es war die Schweſter ihres Vaters, welche zu ihnen eintrat. Der ſchärfſte Blick hätte in ihrem ſchmalen, bleichen Antlitz, vom weißen, zurückgeſchlagenen Nonnenſchleier umwallt, die Kunde nicht zu leſen vermocht, die ſie brachte, ob Troſt oder Trübſal. Was war der Tod für die Gottgeweihte!

„Euer Vater wird vielleicht erhalten werden“, ſagte ſie mild, und bei Camillo's freudigem Ausruf dämmerte nun doch ein freundliches Lächeln um ihren Mund. Durch Virginia's Herz aber ging ein Stich; ſie ſchauderte vor ſich ſelbſt und wünſchte ſich den Tod, daß

ein ſo verworfenes Gefühl in ihr aufzucken könne, wie der Hölle entſtammt, um ſie aller Liebe, aller Kindespflicht zu entfremden. Heiße Thränen entſtürzten jetzt ihren Augen. Thränen der Freude mochten ſie für die Tante und den Bruder ſcheinen, es waren aber nur Zeugniſſe der innern Zerriſſenheit, denn im Abſcheu über den Abgrund ihres Herzens war die unendliche Liebe zum Vater in aller Macht wieder zum Bewußtſein gekommen und ſtrafte ſie, die Sünderin, um Alles, was ſie an ihm verſchuldet hatte.

Doch faßte ſie ſich ſchnell in jenem raſchen Uebergange, der ihrer wandelbaren Natur eigen war. Die Tante erzählte noch, wie der Arzt, der anfangs den Blutſturz für die letzte Kataſtrophe angeſehen habe, nach wenigen Augenblicken auf Zeichen aufmerkſam geworden ſei, die in ihm nur eine Kriſis, eine wunderbare Selbſthülfe der Natur, welche ſtets aller Wiſſenſchaft der Aerzte ſpottet, zu hoffen erlaubt hatten; wie er darauf hin den alten Bartolo ſogleich mit der Freudensbotſchaft abgeſchickt, den Sohn und die Tochter zu ſuchen, und nun mit Fleiß gethan, was ſeine Kunſt in ſolchem Fall vorgeſchrieben, und weiter beobachtet, bis er ſeiner Sache ſo gewiß geworden, daß er ihr, der Schweſter des Kranken, die Beſtätigung der erſten Nachricht habe anvertrauen können. Ob der ſchwache, noch glimmende Funke

wieder zur hellen Lebensflamme werden oder bald ganz erlöschen ſolle, mußte freilich Gott anheimgeſtellt bleiben.

Während die Nonne noch ſprach, hatte ſich Virginia bereits mit ihrem eigenen Bewußtſein und Allem, was ſie gepeinigt hatte, abgefunden. Was war denn eigentlich ihre ſchwere Schuld? Konnte ſie ſich wirklich dadurch in ſolcher Weiſe zerknirſchen laſſen? Geſtern noch, wie in der ganzen vergangenen Zeit, war doch Alles ebenſo geweſen, und ſie hatte ſorgenlos und heiter mit dem ſchönen Leben geſpielt. Was hatte ſich denn verändert, daß ſie gebeugt und zerſchlagen war, als könne ſie keinem Menſchen mehr frei in das Geſicht ſehen? Der Vater, in ſeinem von Krankheit verdunkelten Geiſte, hatte die Bekenntniſſe, zu denen ſie ſich ſelbſtmörderiſch hatte hinreißen laſſen, vielleicht gar nicht gehört oder begriffen, denn ſie hatte dieſelben, wie ſie ſich jetzt genau in das Gedächtniß zurückrief, nicht in klare Worte gekleidet, ſondern kaum hörbar nur in Andeutungen ausgeſprochen. Gott wolle den Vater am Leben erhalten, war jetzt ihr aufrichtiges, inbrünſtiges Flehen; er wird den ſchauerlichen Augenblick, wo ſeine Tochter wie eine Büßerin vor ihm lag, vergeſſen haben oder für einen Fiebertraum ſeiner Krankheit halten; wenn aber nicht, ſo war ja dafür geſorgt, daß ſie wenigſtens die Schmach, ihm nach jener Stunde unter die Augen zu

treten, nicht fürchten durfte; der Vater hatte seit ihrer Vermählung mit dem Adjutanten des neuen Königs alle Verbindung mit ihr wie mit Camillo abgebrochen und kam nur selten nach Neapel, wo er sie bis jetzt nie in ihrer Wohnung oder in der Villa Angri aufgesucht hatte. Es war nicht zu erwarten, daß er künftig darin eine Aenderung treffen werde, und so konnte nur das Bewußtsein, daß er von Allem Kenntniß habe, ihre Lebensfreudigkeit stören. Indessen wenn dem Allwissenden, von welchem ihr ganzes Erdenloos und ihr Schicksal in der Ewigkeit abhing, keine Falte ihres Herzens, keine noch so verborgene That unbekannt war, wie sollte sie darüber sich härmen, daß hienieden vielleicht, nur vielleicht eine Ahnung von Allem in einer Brust lebte, welche dieselbe am wenigsten irgendwie offenbaren würde. Mit diesem Trost, der an sich schon ein frevelhafter Vergleich war, beschwichtigte Virginia schnell und siegreich ihre Unruhe, und als die Tante sich mit ihren Worten auch zu ihr wandte, konnte sie mit unbewölkten Blicken und klangvoller Stimme antworten. Ihr war es, als habe sie aus dem Silberstrome der Vergessenheit wenigstens einen Becher voll Schaumperlen des Augenblicks genossen.

Die Tante Margherita, wie man sie in der Familie, ihren Klosternamen nicht berücksichtigend, noch immer nannte, war in ihrem Felsenkloster hoch über Vietri,

dem ſie als Aebtiſſin vorſtand, durch einen Boten von der plötzlichen ſchweren Erkrankung ihres Bruders benachrichtigt worden und ſogleich herbeigeeilt, um ihn zu pflegen. Sie hatte ihn, was ſie den Kindern verſchwieg, bei ihrer Ankunft, da er bei voller Beſinnung war, gefragt, ob ſie nicht einen Boten nach Neapel ſenden ſolle, war aber abſchläglich beſchieden worden. Wie der Fürſt Hettore bei aller Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens ſelbſt ſeinen beſten Freunden in Allem, was ihn ſelbſt anging, verſchloſſen war, ſo durften auch ſeine nächſten Verwandten, ja die eigene Schweſter, die er ſonſt hoch verehrte, ihm weder Rathſchläge geben, noch Vorſchläge machen; jede Anordnung, die er traf, mußte aus eigener Entſchließung hervorgehen. Er wies Niemand unfreundlich ab, doch hatte gerade ſein Weſen, wenn er nach aufmerkſamer Anhörung der ihm gemachten Vorſtellungen ſolche dennoch unberückſichtigt ließ, etwas ſo Beſchämendes, daß gewiß Niemand zum zweiten Male den Verſuch machte. Margherita kannte ihn, wie vielleicht kein anderer Menſch; ſie hatte es aber für ihre Pflicht gehalten, ihn an ſeine Kinder zu erinnern, die er ſich zur Betrübniß ſeiner liebevollen Schweſter fern hielt. Als er ſie nun mit einer ihm ſonſt fremden Ungeduld, welche ſie nur ſeiner Krankheit zuſchrieb, zurückgewieſen hatte, war ſie ſchon halb entſchloſſen geweſen, auf ihre eigene Verantwortung den

Boten abzufertigen, da ſie es unnatürlich fand, wenn der Vater, der nach dem Ausſpruche des Arztes ſeinem Ende entgegenging, ohne ſeine Kinder nochmals zu ſehen und ihnen ſeinen letzten Segen zu geben, von der Welt abſcheiden ſollte. Ueber die Urſache der Entfremdung wußte ſie nichts, wie alle Welt, aber dieſe kleinlichen Dinge irdiſcher Meinungsverſchiedenheit zerrannen in dem feierlichen Augenblicke, wo die Spanne Erdenleben ihr Ende erreicht, in nichts. Da hatte der Kranke, ehe Margherita zum Entſchluß gekommen war, in einer Nacht mit wahrer Sehnſucht nach ſeinen Kindern verlangt und Befehl gegeben, daß ſie in ſeinem Namen zu ihm gerufen würden. Der Eilbote, welcher ſogleich abgefertigt worden war, hatte unterwegs einen Unfall gehabt, der ſeinen Ritt verzögerte, ſodaß er erſt in der folgenden Nacht nach Neapel gekommen war. Mit Ungeduld hatte der Vater die Stunden berechnet, welche bis zur Ankunft der Kinder vergehen mußten, und als ſie länger und länger ausblieben, war er in jenen Zuſtand äußerſter Schwäche geſunken, in welchem ihn ſeine Tochter gefunden.

Virginia rief ſich den erſten Moment ihres Eintritts bei ihm zurück, wie er ſie gefragt hatte, ob ſie allein komme. Ein Gefühl heißer Beſchämung überfiel ſie noch jetzt; nur dieſe Frage war es, welche wie ein ſcharfer Pfeil in ihr Herz, in ihr Gewiſſen gedrungen war und ihre Geiſtes-

kraft gelähmt, ſie zu Geſtändniſſen geführt hatte, die ſo gar nicht von der Nothwendigkeit geboten ſchienen. Wie war es möglich geweſen, dies Wort „allein“ anders zu beziehen als auf Camillo, den der Vater jedenfalls in ihrer Begleitung erwartet hatte? Zwiſchen ihnen, das wußte er wohl, beſtand kein Umgang mehr, obſchon ſie in einer Stadt wohnten, aber mußte ſie nicht die gemeinſame Sorge um den Vater verſöhnen? Die ausweichende Antwort, welche ſie gegeben hatte, als verſtehe ſie das Wort in Bezug auf ihren Gemahl, war eine Unwahrheit, geboren in der Beſtürzung des Augenblicks; ſie hatte die Frage, wie mit Wahnſinn geſchlagen, auch nicht auf ihren Mann, ſondern ganz anders gedeutet, und die vollſtändige Unmöglichkeit, daß der Vater ſie in dieſem Sinne gethan haben konnte, am wenigſten als traurigen Vorwurf, war ihr nun erſt zum klaren Bewußtſein gekommen. Wenn ſie damals bei Sinnen geweſen wäre, nie würde ſelbſt des ſterbenden Vaters Beſchwörung ſie aus ihrer ſichern Zurückhaltung geriſſen haben! Indeſſen war es geſchehen; ein Thor, wer ſich um Geſchehenes, das nicht mehr zu ändern iſt, das Leben verbittert! Hinweg damit! Und ſo war Virginia wieder ſie ſelbſt, das anmuthige, heitere Weſen, der Schmetterling, der im Sonnenſchein ſich auf duftenden Blüten wiegt, das harmlos in blauer Luft und bergen-

den Zweigen flatternde Vöglein. Tante Margherita kannte ſchon dieſe ſchnellen Wechſel in ihrer Stimmung, deren Grundton glücklicher Frohſinn war; die Anwandlungen trüber Laune, welche ein geringer Anlaß zuweilen hervorrufen konnte, waren dann heftig genug, aber ſie gingen immer in kürzeſter Zeit, wie Frühlingsgewitter, vorüber. Jetzt beſonders ließ ſich ihre ſo raſch zurückgekehrte Heiterkeit erklären; mußte ſie nicht ſelig ſein in der neu erwachten Hoffnung, wo ſie ſchon Alles verloren gegeben hatte?

Dieſe Hoffnung wurde noch im Laufe des folgenden Tages mehr und mehr beſtätigt; am zweiten Morgen glaubte der Arzt ſchon die Herſtellung des Kranken, wenn nicht wieder ein Rückfall eintrete, verbürgen zu können. In dieſer Anſicht rieth er aber dringend, Alles zu vermeiden, was eine Gemüthsbewegung herbeiführen müſſe. Er kannte die Verhältniſſe des Hauſes, wie ſie ſich auf der Oberfläche, aller Welt erkennbar, wahrnehmen ließen, er wußte, daß der Fürſt, deſſen Geſinnung bekannt war, mit ſeinen Kindern, die ſich, wie das jüngere Geſchlecht überwiegend gethan, der neuen Ordnung der Dinge zugewandt hatten, auf einem geſpannten Fuße lebte und daß er ſie nur in ſeiner Krankheit, die er nicht zu überleben geglaubt, zu ſich gerufen hatte. Seit er nach dem Blutſturze wieder zu ſchwachem Bewußtſein

gekommen war, hatte er gar nicht mehr nach ihnen gefragt. Der Arzt hatte überhaupt nur der Aebtiſſin Zutritt zu ihm geſtattet; jetzt glaubte er ihr ſeine Ueberzeugung ausſprechen zu müſſen, daß er es bei der vorausſichtlich langſamen Geneſung des Fürſten, auf welche der geringſte Zwiſchenfall ſchädlich einwirken könne, am rathſamſten finde, wenn Prinz Camillo ſowohl als auch die Frau Gräfin ihren Aufenthalt nicht verlängerten, um jeder Verſuchung, im Fall der Kranke ſie doch einmal zu ſehen wünſche, aus dem Wege zu gehen. Solchen Wunſch zu befriedigen, könne er als Arzt nicht verantworten, und wenn man dem Leidenden ſage, daß die Staatsgeſchäfte des Prinzen, die häuslichen Angelegenheiten der Gräfin ihre Rückkehr nach Neapel nöthig gemacht und ſie mit erleichterten Herzen abgereiſt ſeien, ſo werde er ſich bei ſeiner matten Lebenskraft unfehlbar ſogleich beruhigen. Die Tante theilte dieſen Ausſpruch des Arztes den Geſchwiſtern mit, und Virginia war die erſte, welche ſich einverſtanden erklärte. Camillo blickte ſie prüfend an; ein Schatten flog über ſeine Stirn. Doch fügte auch er ſich der Entſcheidung, welche die Tante billigte.

Als er dann wieder mit der Schweſter allein war, wie es während ihres Aufenthalts oft der Fall geweſen, brach er endlich das Schweigen, das er bisher abſichtlich über alle ihre Verhältniſſe beobachtet hatte. Er

fragte ſie, ob ſie vielleicht ihren Gemahl zurückerwarte.

Sie ſah befremdet zu ihm auf, da es zum erſten Male war, daß er ihres Gemahls gegen ſie erwähnte. „Der Graf iſt kaum mit dem Könige in Deutſchland angekommen", erwiderte ſie. „Es wäre denn, daß der König eine wichtige Depeſche an die Königin, welche er nur den treueſten Händen anvertrauen wollte, nach Neapel zu ſenden hätte, ſonſt glaube ich nicht, daß der Graf vor Beendigung des Kriegs zurückkehren wird."

„Dann kann es ſehr lange dauern!" ſagte Camillo. „Haſt Du Nachrichten ſeit ſeiner Abreiſe?"

„O ja! Mit dem erſten Kurier an die Königin kam auch ein Brief des Grafen für mich an. Er meldete mir ſeine glückliche Ankunft in Dresden und den Empfang des Kaiſers, bei welchem er zugegen geweſen iſt."

„Und wie war dieſer Empfang?" fragte Camillo raſch, von ſeinem eigentlichen Vorſatze für den Augenblick abgelenkt.

„Nicht ſo freundſchaftlich, wie der Kaiſer ſonſt ſeinen Schwager zu empfangen pflegte. Der Graf ſchreibt mir, Napoleon ſei auffallend kühl gegen den König geweſen und habe ſich nicht einmal Zwang in Gegenwart ſeines anweſenden Kammerdieners Conſtant auferlegt.

Indeſſen ſei die Wolke, welche zwiſchen ihnen geſchwebt, wahrſcheinlich weil der König ohne Napoleon's Ermächtigung beim Rückzuge aus Rußland die Armee verlaſſen hat, bald vorübergegangen und der Kaiſer habe ſeinem Schwager den Oberbefehl der Garde übertragen."

„Der Garde! Dem Könige von Neapel!" ſagte Camillo mit einer ſcharfen Betonung. Doch ſprach er die Gedanken, die dieſe Nachricht in ihm hervorrief, gegen Virginia nicht aus, ſondern kehrte zu dem erſten Grund ſeiner Frage zurück.

„Ich glaubte, Du erwarteteſt Deinen Gemahl", ſprach er, „weil Du gleich nach der Erklärung der Tante Deine Abreiſe beſtimmt haſt."

„Willſt Du noch länger hier bleiben?" entgegnete ſie. Es war ihr peinlich, daß ſie abreiſen ſollte, ohne dem Bruder, wie es doch ſo natürlich geweſen wäre, einen Platz in ihrem Wagen anzubieten, da es doch allgemein auffallen mußte, daß die Geſchwiſter, welche einen Weg, ein Ziel hatten, getrennt reiſten; es mußte auffallen, weil man hier zwar wußte, daß ſie bei dem Vater in der Caſa dell Orme keinen Beſuch mehr gemacht, nicht aber, daß ſie ſelbſt ſich in Neapel nicht ſahen.

„Ich werde auch bald reiſen", erwiderte Camillo. „Indeſſen, Virginia, Deine Haſt wirft den Schein auf Dich, als wäreſt Du froh, ſo ſchnell als möglich von

dieſer ernſten Stätte erlöſt zu ſein, oder als zöge Dich ein beſonderer Anlaß hinweg.“

„Was meinſt Du?“ fragte ſie, indem ihr dunkles Auge mit einem herausfordernden Blicke dem ſeinigen begegnete.

Er war nicht der Mann, einen hingeworfenen Handſchuh liegen zu laſſen.

„Ich meine, daß man ſich in Neapel erzählt, Du machteſt Gondelfahrten in Begleitung eines jungen Mannes, den Niemand kennt! Ich glaube es der Ehre unſeres Hauſes ſchuldig zu ſein, Dich auf dieſe Unvorſichtigkeit aufmerkſam zu machen.“

„Hältſt Du Spione in meiner Umgebung?“ entgegnete ſie mit einem funkelnden Blicke.

„Darauf antworte ich Dir nicht!“ ſagte er ſtolz.

Sie lachte plötzlich hell und heiter auf. „Wohl kennt Niemand in Neapel den armen Aleſſandro, meinen gelehrten Herrn Neffen“, rief ſie, „ſonſt würde man ſich nicht als eine entſetzliche Gefahr für die Ehre des Hauſes Angri erzählen, daß ich mit ihm, wie es hundert Frauen in ganz andern Verhältniſſen thun, nach meiner Villa gefahren bin, um ihm die Schönheit Neapels zu zeigen. Damit Du aber ſiehſt, daß ich Deine wohlgemeinte Warnung ehre, werde ich dem jungen Manne, ſobald ich zurückkehre, die Gaſtfreundſchaft auf-

kündigen, die er, nicht ahnend, daß er ſeinen Onkel nicht treffen würde, in unſerem Hauſe geſucht und gefunden hat."

Camillo wollte heftig erwidern, doch bezwang er ſich und ſprach: „Wir verſtehen uns nicht mehr, Virginia. Es wird beſſer ſein, daß wir uns wieder trennen. Vielleicht ſuchſt Du einſt Deinen Bruder, wenn kein anderer Rath mehr zu finden iſt." Er wartete ihre Antwort nicht ab, ſondern verließ das Zimmer. Virginia ſah ihn auch vor ihrer Abreiſe nicht wieder. Sie nahm von der Tante einen zärtlichen Abſchied, erbat ſich Nachrichten über die fortſchreitende Geneſung ihres Vaters nach Neapel und warf ſich dann mit dem Gefühl, daß ſie dies Haus nie wiederſehen werde, in ihren Wagen, wo ſie, ganz andern Gedanken ſich hingebend, zu vergeſſen ſtrebte, was ihr hier geſchehen war.

Viertes Kapitel.

Ein grauſames Spiel.

Auf Wiederſehen! hatte Virginia dem Neffen geſchrieben, und er harrte darauf nun ſchon acht Tage vergebens. Immer unabweislicher hatte die Frage, vor der er zuerſt erſchrocken war, ohne ihr Stand zu halten, ſich ihm täglich aufgedrängt, ob es auch ſchicklich ſei, daß er im Hauſe bleibe, wenn Virginia zurückgekehrt ſein werde. Sie war zwar ſeine Tante, aber doch jünger als er; es war gewiß unpaſſend geweſen, daß er ihre Gaſtfreundſchaft, die ſie ihm doch aus Höflichkeit bieten mußte, ſo gedankenlos angenommen hatte in Abweſenheit ihres Gemahls! Konnte ſie ihn ausweiſen, wenn er nicht von ſelbſt ging? So unerfahren er in der Welt war, mußte er ſich doch ſagen, daß es ihr von den Menſchen verdacht werden konnte, einen fremden Mann, mochte er auch ein Verwandter ihres Gemahls ſein, in ihr Haus aufzunehmen, und er gerieth in wahre Angſt bei dem Gedanken, daß er die Urſache ſei, wenn ſie in den Augen

der Welt eine Mißbilligung erfahre. Nur abwarten wollte er ſie, weil ſie es ihm gewiſſermaßen befohlen hatte, und dann Neapel verlaſſen. Seit ihrer Abweſenheit war es, als ob aller Glanz, aller Zauber, welcher dieſe paradieſiſchen Gefilde umſtrahlte, für ihn erloſchen ſei, er konnte die ſchönſten Stätten, über die ſelbſt Einheimiſche noch in Entzücken geriethen, mit wahrhaft nüchternen Blicken betrachten, und nur unter den Trümmern der alten Denkmäler oder im Staube der Bibliotheken war ihm noch wohl. Da hörte er, als er eines Abends von einer mühſeligen Wanderung durch die Umgegend erſchöpft über die noch heißen Lavaplatten des Pflaſters zurückkehrte, daß die Principeſſa angekommen ſei. Er warf einen Blick auf ſein beſtäubtes Schuhwerk; ſo konnte er ſich ihr doch nicht vorſtellen, wie mächtig auch ſein Herz bei der Nachricht aufgewallt war. Sie hatte ihn aber kommen ſehen und ließ ihn zu ſich rufen. In all dem Liebreize, der ihn bei ihrem erſten Anblick gleich ihr zu eigen gemacht hatte, trat ſie ihm entgegen und begrüßte ihn, der völlig verwirrt kaum das Auge zu ihr aufzuſchlagen wagte.

Mein Vater iſt außer Gefahr", ſagte ſie. „Habe ich Ihnen geſchrieben, daß mein Vater ſo krank geworden war? Ich glaube kaum, denn ich war in großer Eile und Beſtürzung. Nun iſt aber alle Gefahr vorüber und ich

konnte mit beruhigtem Herzen zurückkommen. Sie ſehen aber bleich aus, Aleſſandro? Sind Sie krank? Sagt Ihnen unſere Luft, unſer Klima nicht zu?“

Das mächtige Gefühl, das ihn beim Wiederſehen übermannte, hatte das Blut aus ſeinen Wangen zum Herzen treten laſſen; ihre Frage rief es aber wie eine Springflut dunkel wallend zurück.

„Ich bin glücklich hier“, mehr vermochte er nicht zu ſagen.

„Das freut mich!“ erwiderte ſie, und das feine Lächeln, das ihre Lippen umſpielte, würde ihn, wenn er den Muth gehabt hätte, zu ihr aufzuſchauen, in noch größere Verwirrung geſtürzt haben. „Ich will hoffen, daß Sie mich nicht vermißt haben — ich meine als Wirthin! Erſchrecken Sie nicht zu ſehr! Ich bin weit entfernt von der Eitelkeit, welche Sie mir zuzutrauen ſcheinen. Doch habe ich Sie acht Tage allein gelaſſen, nicht blos meines Vaters wegen, deſſen Gefahr Gott ſei Dank! ſchnell genug vorüberging, ſondern um noch das Gut zu beſuchen, das der König Ihrem Onkel geſchenkt hat. Meine Anweſenheit war dort nöthig; ich tröſtete mich damit, daß Sie in ihren antiquariſchen Forſchungen wohl kaum an mich denken würden. Nein, mein guter Aleſſandro, ich verlange keine Schmeicheleien! Wie ſollte ich einen ſo ernſten Jünger der Wiſſen-

ſchaft, welche vor allem Wahrheit fordert, auf Abwege von derſelben verlocken wollen! Da ich aber länger aufgehalten wurde, als ich erwartete, ſo fürchtete ich ſchon, Sie würden auch mit Hinterlaſſung eines Billets verſchwunden ſein, und freue mich nun ſehr, Sie noch zu finden, hoffentlich zu längerem Bleiben entſchloſſen?“

Sie reichte ihm ihre kleine feine Hand, deren Berührung ihn elektriſch durchzuckte.

„Gnädige Tante!“ rief er, das trunkene Auge zu ihr erhebend.

„So ehrfurchtsvoll, und dennoch zermalmen Sie mir die Hand faſt mit Ihrer nordiſchen Kraft, ohne mir den Handkuß, auf den ich als Reſpectsperſon doch wohl ein Recht habe, zuzugeſtehen! Laſſen Sie nur! Ich treibe keinen Tribut ein!“ Sie hatte ihm die Hand, die er beſtürzt an ſeine Lippen führen wollte, ſchon entzogen und mochte nun wohl ſelbſt das grauſame Spiel, das ſie mit ihm trieb, bereuen, denn ſie änderte den Ton und fragte ihn, ob er mit den gewonnenen Früchten ſeiner Studien zufrieden ſei. Dadurch gab ſie ihm die verlorene Haltung wieder; es war ihm wie eine Mahnung an ſeine Pflicht, an den Zweck ſeines Hierſeins, an den Entſchluß, den er bereits gefaßt hatte. Er genügte ihrer Frage zuerſt und weit ausführlicher, als ſie es in ihrer Abneigung vor trockenen Dingen gefürchtet hatte, dann

ſprach er von ſeiner nahe bevorſtehenden Abreiſe, da ſeine Unruhe ihn nicht lange an einem Orte verweilen laſſe.

„Schon jetzt?“ entgegnete ſie befremdet. „Und was treibt Sie von hinnen, da Sie unbeſchränkter Gebieter über Ihre Zeit ſind, wie Sie mir ſelbſt geſagt haben? Hat Neapel nichts mehr, was Sie feſſeln könnte? Ich meine, haben Sie alle Fundgruben Ihrer Forſchungen erſchöpft?“

„O nein!“ ſagte er mit neuer Befangenheit. „Dazu gehörte wohl mehr als die Dauer eines Menſchenlebens. Mir bleibt noch ſehr, ſehr viel! Aber ich muß dennoch ſcheiden; ich habe ſchon länger, als ich gedurft hätte, Ihre Gaſtfreundſchaft gemißbraucht, und fürchte, daß ſchon jetzt, daß Sie ſelbſt und die Welt —“

„Mir verdenken wird, daß ich Sie aufgenommen habe?“ ergänzte ſie, als er völlig ins Stocken kam. „Ich bin zwar Ihre ehrwürdige Tante, aber doch, wie wir ermittelt haben, zwei Jahre jünger als Sie; das iſt der Welt allerdings nicht entgangen und ſie hat gewiß ſchon einige Liebespfeile für mich in Gift getaucht. Sie ſind ein Ritter im edelſten Stil der Romanze und ich danke Ihnen, daß Sie mich vor boshafter Verleumdung bewahren wollen. Indeſſen, gehört denn dazu gleich das heroiſche Mittel einer Trennung auf Nimmerwiederſe-

hen? Genügt nicht der freilich viel proſaiſchere Ausweg, daß Sie ſich in unſerer Stadt eine eigene Wohnung nehmen, um Ihre Studien fortzuſetzen?"

„Sie haben Recht!" rief Alexander. „Sie wiſſen immer das Rechte zu treffen! So viel feſſelt mich hier noch! Ich meine", ſetzte er erröthend hinzu, indem er ſich ihrer Worte zur Abwendung gefährlicher Mißverſtändniſſe bediente, „ich meine, ſo viel Alterthümer, die ich bei der Fülle derſelben noch nicht durchforſchen konnte, mancher weitere Ausflug, der Beſuch der Inſeln, Capris vor Allem, wo der Palaſt des Kaiſers Tiberius noch vorhanden iſt."

„Capri?" wiederholte Virginia, beluſtigt von ſeiner Beſorgniß, daß ſie die Feſſeln, die ihn hier zurückhielten, auf ſich beziehen könnte. „Wollen Sie denn dem britiſchen Leoparden gerade in die Fänge laufen? Wiſſen Sie denn in Ihrer gelehrten Unſchuld nicht, daß die Engländer mit ihren Flotten die Meere beherrſchen, daß ihr Banner auf Capri weht, daß ſie uns hier blokirt halten und dem Könige ſchon ein Seetreffen im Golf geliefert haben?"

„Doch, gnädige Tante!" verſetzte er, an ſeiner ſchwachen Stelle verletzt. „Glauben Sie, daß ich in meinen Geſchichtsſtudien bei der Königin Johanna im vierzehnten Jahrhundert ſtehen geblieben bin? Eliſabeth ſchon

hat den Grund zur engliſchen Seemacht gelegt; ſoll ich von der unüberwindlichen ſpaniſchen Armada nichts wiſſen? Afflavit Deus, et dissipati sunt! Dann hat Cromwell der britiſchen Seemacht Bedeutung gegeben, und die Kriege gegen Ludwig XIV., vorzüglich der Sieg beim Cap la Hogue 1692, haben ihr das Uebergewicht zur See verſchafft, das ſie auch während des nordamerikaniſchen Freiheitskriegs behauptet hat. In neueſter Zeit aber die Vernichtung der ſpaniſch-franzöſiſchen Flotte bei Trafalgar und früher ſchon der Sieg bei Abukir, ſoll ich ſie nicht kennen, da ich ſie ſelbſt erlebt habe?"

„Sie ſchmettern mich zu Boden, Don Aleſſandro", rief Virginia. „Ich ſtreiche die Flagge vor Ihnen, ergebe mich auf Gnade und Ungnade! Ich habe Ihre Erudition nicht in Zweifel ziehen können, ich arme unwiſſende Frau, noch viel weniger konnte ich mich unterfangen, Sie überhören zu wollen, ob Sie Ihre Lection, die Sie mir ſo überwältigend hergeſagt, auch gut gelernt haben."

Ihr heiterer Spott verfehlte ſeine Wirkung nicht; er ging, faſt zum erſten Male, auf ihren Scherz ein, und ſie kam dann auf ihren Vorſchlag zurück, daß er, falls ihm ein längerer Aufenthalt in Neapel noch lieb ſei, ſich eine eigene Wohnung nehmen ſolle, wo er ungeſtört ſei-

nen Studien nachgehen und zuweilen, ohne der argdenkenden Welt Anſtoß zu geben, das Haus ſeines Oheims beſuchen könne; ſie erbot ſich, ihm durch ihren Diener eine paſſende Wohnung, ſo entfernt von dem Largo di Mercato, als er nur wünſche, miethen zu laſſen. Er verwahrte ſich, nun aber auch ganz im Scherz, gegen die böſe Annahme, daß er nicht fern genug von ihr wohnen könne, da ihm der „Marktplatz“, wie er wörtlich auf Deutſch heiße, ganz abgeſehen von ſeiner ehrwürdigen Tante, noch ein hiſtoriſches Intereſſe dadurch habe, daß hier König Konradin, der letzte Hohenſtaufe, mit ſeinem Freunde Friedrich von Baden-Oeſterreich, auf Befehl des grauſamen Karl von Anjou hingerichtet worden ſei und vorher ſeinen Handſchuh unter das Volk geſchleudert habe, damit einer ihn an Don Pedro von Aragon, als ſeinen Rächer, bringe.

„Keine Rückfälle, Aleſſandro!“ unterbrach ihn Virginia. „Ich glaube es Ihnen ſchon, daß Sie Alles wiſſen, auch ohne Beweiſe!“ Er lachte nun ſelbſt und gefiel ihr weit beſſer in dieſer für das heitere Leben des Augenblicks aufthauenden Stimmung, die ſich von langweiliger Pedanterie wie von einer auf die Dauer ermüdenden Blödigkeit losſagte. Noch an demſelben Abende wurde für ihn, nicht allzunah dem Marktplatze, von Marco, welchen die Gräfin damit beauftragte, eine

freundliche Wohnung gemiethet, und er hielt es für ſeine Schuldigkeit, auch nicht eine Nacht länger unter ihrem Dache zuzubringen. „Sie ſind ein Muſter von Edelſinn!“ ſagte Virginia, als ſie ihm beim Abſchiede die Hand reichte, auf welche er jetzt nicht unterließ, ſeine Lippen mit einem ſie kaum berührenden Kuß zu ſenken.

Sie war in einer ſeltſamen Stimmung, nachdem er ſie verlaſſen hatte. „Gibt es denn wirklich noch dieſen Wiederſchein eines verlorenen Paradieſes in der Welt?“ dachte ſie zuerſt nicht ohne einen Anflug von Ironie, aber bald genug wurde ſie ernſt; aus dem Gedanken ſpannen ſich gar viele andere, die ſich zu einem von vielen dunklen Fäden durchſchoſſenen Gewebe verſchlangen, und ſie blickte ſtill und ſtiller vor ſich hin, bis ſie ſich plötzlich aus dem Netz, das ihre Lebensfreudigkeit immer enger umſtrickte, losriß. War ſie nicht auf beſtem Wege, die Tante Margherita auf ihrer Felſenſpitze bei Vietri um ihre ſtille Zelle zu beneiden? Sie lachte ſich ſelbſt über die krankhafte Anwandlung aus, welche ſie dem Einfluß des urdeutſchen Herrn Neffen zuſchrieb, der ſeinem Oheim ſo ganz und gar unähnlich war. Im Geiſte hielt ſie jetzt eine Muſterung über ihn und ſich; es war gewiß unrecht von ihr, daß ſie ſich gegen ihn nicht in Eis gepanzert zeigte, um jede Blüte ſeines ihm wohl ſelbſt unbewußt aufgegangenen

Herzensfrühlings im Frosthauch gleich zu tödten, aber sie hätte keine Frau sein müssen, wenn ihr diese erste Leidenschaft eines unschuldigen, reinen Herzens nicht schmeichelhaft gewesen wäre. In ihrer Macht lag es ja zu jeder Stunde, dem Spiel, das seinen Reiz hatte, weil es ihr neu war in der Welt, in der sie lebte, ein Ende zu machen; daß er dabei unglücklich werden könne, lag ihren Gedanken fern; das war in der Dichtung wohl besungen, die Wirklichkeit hatte ihr noch kein Beispiel gezeigt, wo selbst der Verzweiflung des Moments nicht alsbald Trost gefolgt wäre, und für ihr eigenes Herz durfte sie doch nicht etwa besorgt sein?

Zwei Tage vergingen, ohne daß sich Alexander sehen ließ. Am dritten Tage schickte sie Marco zu ihm, sich zu erkundigen, ob er vielleicht seiner Dienste bedürfe.

Alexander war eben von einer Fahrt im Golf zurückgekehrt und brachte seiner Tante den Dank für ihr Anerbieten selbst; er hatte schon einen armen Facchino, der ihm leid gethan, weil er ihn auf dem Molo stets unbeschäftigt getroffen hatte, zu seiner Bedienung genommen, sehr zum Verdrusse seines Hauswirths, wie er eingestand. Der letztere hatte förmlich dagegen protestirt, einen zerlumpten Lastträger in seinem Hause zu dulden, und auf Alexander's Entgegnung, daß er ihn schon anständig kleiden werde, mit einem abscheulichen Hohn-

lächeln geantwortet, er möge wenigſtens ſeinen Koffer und ſeine Taſchen wohl in Acht nehmen. Virginia konnte nicht umhin, den vorſichtigen Wirth gegen Alexander's Entrüſtung in Schutz zu nehmen. „Sie ſind ein Kind!“ ſagte ſie mit einem Blick, der all ſeine ſchönen Vorſätze wie Strohfeuer aufflackern und verſchwinden ließ. „Sie leben noch im Traume einer Unſchuldswelt, aus dem Sie mit den herbſten Enttäuſchungen erwachen werden. Trauen Sie Niemand — ohne Ausnahme!“

„Laſſen Sie mir dieſen ſchönen Traum!“ rief er, und ſein Auge ruhte in Selbſtvergeſſenheit auf ihr. „Rauben ſie mir das Vertrauen nicht! Soll ich wirklich Niemand trauen? Auch Ihnen nicht?“

„Auch mir nicht, Aleſſandro!“ ſagte ſie, ihre dunklen Augenſterne hinter den tiefgeſenkten Lidern bergend. Ihr Ton klang tiefer als gewöhnlich, und ein leiſes Beben ließ ſich in demſelben wahrnehmen. Es war aber kein Spiel der Koketterie, ihre Gedanken hatten bei ſeiner Frage eine ganz andere Richtung genommen. Doch rief ſie die rebelliſchen ſchnell von dem Abwege zurück und fragte, in den gewöhnlichen Converſationston einlenkend, wie er die beiden Tage verlebt, ob er Neues entdeckt, Bekanntſchaften gemacht habe.

„Ich habe einen ſehr intereſſanten Mann kennen gelernt“, erwiderte er. „Leider weiß ich ſeinen Namen nicht,

er hat ſich mir nicht genannt, und ich konnte ihn doch nicht danach fragen. Wir trafen uns zufällig bei der Villa reale. Ich ſah, daß er hinkte, und redete ihn an, weil ich glaubte, daß er ſich verletzt habe oder gefallen ſei. Warum blicken Sie mich ſo verwundert an? Iſt das wieder kindiſch geweſen?“

Virginia hatte ihn allerdings betroffen angeſehen, als er ſeiner Begegnung erwähnte, doch war ſie ſchon wieder Herrin über den Ausdruck ihrer Züge. „Nicht doch!“ ſagte ſie lächelnd. „Ich finde Ihre Frage ganz natürlich und menſchenfreundlich. Hatte der Lahme einen Unfall erlitten?“

„Nein! Er dankte mir und lehnte mein Erbieten, ihn zu führen, freundlich ab. Da er aber, gleich mir, kein beſtimmtes Ziel zu haben ſchien, ſo ging er, gewiß aus Höflichkeit für meine Theilnahme, mit mir und erzählte, daß er ſchon ſeit früher Kindheit lahm ſei. Wir kamen dann in ein Geſpräch, ich weiß ſelbſt nicht wie; er hatte nicht die läſtige Manier des Fragens, wie Viele, die ich auf Reiſen getroffen habe und die mich examinirten, als wäre ich ein verdächtiger Landſtreicher; im Gegentheil mochte ihm ſchon der erſte Blick, den er forſchend bei meinem mangelhaften Italieniſch auf mich richtete, geſagt haben, was von mir zu halten ſei, und ſo leitete er denn eine Unterhaltung ein, ſo anſprechend, wie

ich ſie hier noch nicht genoſſen habe, und zugleich belehrend; ich habe in der kurzen Stunde, welche ich mit ihm verlebte, mehr gelernt als in der ganzen Zeit meines Aufenthalts, das heißt, die hieſigen Verhältniſſe betreffend; ja ich kann ſagen, daß ich nun erſt zu einer klaren Anſicht darüber gekommen bin."

„Nehmen Sie ſich in Acht, Aleſſandro! Man hat Sie ausforſchen wollen, Ihnen Fallen geſtellt. Sie ahnen nicht, welcher Mittel ſich die geheime Polizei bedient! Dergleichen mag nöthig ſein, weil die Bourbons noch viele Anhänger im Lande haben und öfter ihre Sendlinge unter der Maske harmloſer Reiſender herüberſchicken, um das Volk für neuen Aufruhr zu bearbeiten. Aber es bleibt doch für unvorſichtige Fremde immer eine Gefahr, denn wenn Sie auch das reinſte Gewiſſen und von der ſtrengſten Unterſuchung nichts zu fürchten haben, würden Ihnen doch bei einer Verdächtigung die unangenehmſten Folgen nicht erſpart werden. Ich rathe Ihnen, ſich mit keinem Unbekannten, und wäre er Ihnen noch ſo intereſſant, in längere Geſpräche einzulaſſen!"

„Wiederum predigen Sie mir Mißtrauen, und mit welchem Eifer! Wenn Sie meinen Unbekannten geſehen und geſprochen hätten, ſo würden Sie keine ſolche Ungerechtigkeit gegen ihn begehen."

„Er hat sich Ihnen nicht genannt — hat er Sie nach Ihrem Namen, nach Ihren Verhältnissen gefragt?“

„Nicht im entferntesten!“ versicherte Alexander. „Konnte ihn das interessiren?“

„Wie trennten Sie sich?“ forschte Virginia, deren Besorgniß um den Neffen durch seine Worte nicht beschwichtigt schien.

„Er schwieg auf einmal in einer ziemlich kurz abbrechenden Weise mitten im Gespräch und winkte einem Fiaker. „Calessaro! Nach Santa Lucia!“ rief er, schwang sich, auf die Arme gestützt, mit einer seltenen Muskelkraft in das Wägelchen und sagte mir nur: „Auf Wiedersehen!“ Ich stand, wie ich nicht leugnen will, etwas bestürzt über diese plötzliche Abfertigung und sah dem aufgeputzten Pferde nach, das im scharfen Galopp durch das Gewühl der Menschen flog. Mein Begleiter wird aber wohl seinen begründeten Anlaß zu der schnellen Trennung von mir gehabt haben; vielleicht ist ihm eine dringende Angelegenheit eingefallen, die er gänzlich vergessen hatte, oder die Unterhaltung mit mir ist ihm langweilig geworden. Es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn wir uns unter den Hunderttausenden, welche Neapel bewohnen, einmal wieder begegneten. Ich halte daher das „Auf Wiedersehen!“ das er mir gar freundlich noch zurief, nur für eine höfliche Redensart und bin von seinem sonderbaren Benehmen durchaus nicht gekränkt.“

„Sie ſind auch in der Verſöhnlichkeit ein Ideal, theurer Aleſſandro“, erwiderte Virginia. „Ich wünſche Ihnen jedoch, daß Sie nie auf eine härtere Probe, als heute geſtellt werden, ob ein Verlaſſenwerden ſo leicht zu tragen iſt. War der Mann ſehr lahm?“ fragte ſie nach einer kurzen Pauſe.

Alexander beſchrieb ihr deſſen Perſönlichkeit, ſo gut er konnte; vielleicht kannte ſie ihn, da er offenbar der gebildeten oder auch der höhern Geſellſchaft angehörte, wo es doch nach ſeiner Anſicht nicht viel Lahme geben konnte. Sie verneinte aber ſeine Frage ſehr entſchieden. „Glauben Sie, daß ich für Gebrechen eine beſondere Vorliebe beſitze, um alle Hinkenden in Neapel zu kennen?“ entgegnete ſie. Damit ward der Gegenſtand des Geſprächs verlaſſen. Aleſſandro erzählte ihr, was er ſonſt in den beiden Tagen gethan und erlebt hatte, und ſchien ſich in gewiſſer Weiſe entſchuldigen zu wollen, daß er ſich gar nicht habe blicken laſſen, worüber ſie ihm doch keinen Vorwurf gemacht. Er glaubte aber in ſeiner deutſchen Bedenklichkeit, ſie könne ſein Ausbleiben als Undank anſehen, und als ſie jetzt ſogar nicht auf ſeine Entſchuldigung einging, fiel es ihm wieder auf die Seele, daß ſie dieſelbe wohl gar für eine Anmaßung halten könnte, als bilde er ſich ein, von ihr ſtark vermißt worden zu ſein. Sie bemerkte endlich ſeine Unſicherheit und brach in ein herzliches Gelächter aus.

„Nein, Aleſſandro“, rief ſie, „dieſe Scrupel ſind keines Athemzugs werth! Sie leben nicht in Ihrem kalten, förmlichen Deutſchland oder am altſpaniſchen Hofe, ſondern im ſchönen, heitern Italien, wo man ängſtliche Rückſichten nicht kennt. Ich habe Ihnen meine Achtung bezeigt, als Sie Ihren ehrenvollen Rückzug aus meinem Hauſe antraten, um mir böſe Nachreden zu erſparen; mehr verlangen Sie aber nicht von mir, und ich bitte Sie, meinetwegen ſich keinen Zwang mehr aufzulegen. Kommen Sie oder bleiben Sie weg, wie es Ihre Zeit und Luſt veranlaßt, verweilen Sie bei mir flüchtige Minuten oder lange Stunden ganz nach Ihrem Gefallen. Lieb ſind Sie mir jederzeit — verlangen Sie davon noch einen Beweis?“

Er bebte vor dem Tone, mit welchem ſie dieſe Worte ſprach. Ein Anderer wäre dadurch vielleicht ſo kühn geworden, ſie beim Wort nehmen zu wollen, und hätte die Erfahrung gemacht, wie frei eine Italienerin ſprechen kann, ohne ſich die geringſte weitergehende Vertraulichkeit gefallen zu laſſen; Alexander ſah aber in ihrer Frage nur eine unendliche Herzensgüte, die ihn beſchämte, und kämpfte faſſungslos mit ſeiner Leidenſchaft, welche vor ihrem ſüßen Tone wieder aufflammte, als habe er noch gar keinen Sieg über ſie errungen. Und er war doch ſo ſtolz darauf geweſen, ſie im redlichen Kampfe beſiegt zu haben.

Zu ſeiner großen Erleichterung wartete Virginia gar nicht auf eine Antwort, ſondern plauderte, ohne nach ihrer Frage eine Pauſe eintreten zu laſſen, von andern Dingen, ſodaß er Zeit hatte, ſich zu beſinnen, um ihr auf das wechſelnde Gebiet der Unterhaltung zu folgen, wo ſeiner Standhaftigkeit keine Gefahr mehr drohte. Er ſchied ſpät abends in völliger Unbefangenheit von Virginia und ſtellte ſich auf dem Heimwege die Frage zu ernſtlicher Erwägung, ob es nicht am beſten ſei, wenn er recht oft, ja täglich ihre Gegenwart ſuche, wo er ſich daran gewöhnen könne, ſie ohne dieſe jedesmaligen Kämpfe ruhig zu betrachten, als ein Ideal, das er in ſeiner Verehrung hoch und heilig halten müſſe. Zu Hauſe ſetzte er ſich ſogleich hin und ſchrieb Alles in ſein Tagebuch, treu dem Programme: „Nur Wahrheit!“ Als er das Geſchriebene dann überlas, war es über jene Frage, ob ſeltener oder öfter ein Wiederſehen rathſam, zu einer förmlichen Diſſertation mit Gründen und Gegengründen gediehen; „druckfertig“, mußte er ſich ſagen, „eines Rigoroſi zum Doctordiplom würdig! Die Philoſophie iſt doch, nächſt der Religion, der einzig feſte Stab im Leben! — „Wenn man der Krücke bedarf!“ ſetzte ein ihm fremder ironiſcher Dämon plötzlich in ſeinem Geiſte hinzu und er ſah ſich erſchrocken um, als habe das außer ihm eine Stimme geſprochen, wie Mephiſto zum Fauſt.

Seine Theorie war zu dem erwünschten Resultat: „so oft als möglich!“ gekommen. Er hatte einmal das Geheimniß gelesen, daß man jede Befürchtung nur herzhaft anfassen müsse, wie eine Nessel, die bei leiser Berührung brennt, sonst aber nicht; dies Argument war ihm schlagend gewesen. Er besuchte daher Virginia's Haus nach einer sehr abgekürzten Arbeitsstunde in einer der öffentlichen Bibliotheken schon am nächsten Tage wieder. Die Tante war im Begriff, zu Hofe zu fahren, wo heute bei der Königin Karoline als Regentin des Staats während der Abwesenheit des Königs großer Empfang war. Doch nahm Virginia den Neffen noch auf einen Augenblick an. Wenn sie beabsichtigt hatte, ihm durch den Glanz und Geschmack ihrer Robe und den Schmuck ihrer Brillanten zu imponiren und ihre Schönheit, gehoben durch die Kunst der Toilette, im strahlendsten Lichte zu zeigen, so schlug das fehl. Alexander war erstaunt, geblendet, aber er hatte sie weit schöner in dem einfachsten Kleide, ohne den äußern Prunk gefunden; sie bedurfte dessen nicht, ihr natürlicher Liebreiz wurde eher durch diesen verdunkelt. Sie erschien ihm wie ein fremdes Wesen und es fiel ihm heute nicht schwer, die Haltung, die er sich zur Gewissenssache gemacht hatte, gegen sie zu behaupten. Vielleicht wäre es das beste Mittel gewesen, ihn darin zu bestärken, wenn sich Virginia ihm nie anders als in

großer Toilette gezeigt hätte. Sie lachte über den Eindruck, welchen sie sichtlich auf ihn machte, über das sonderbare ceremonielle Wesen, das sich seiner mehr und mehr zu bemächtigen schien. „Kommen Sie, Alessandro!“ sagte sie. „Reichen Sie mir Ihren Arm, ich erlaube Ihnen, mich an den Wagen zu führen. Vorher aber noch einen Blick in den Spiegel, wie sich das Paar ausnimmt!“

Er fand sich plötzlich wieder aus der sichern Felsenburg, die er sich erbaut hatte, in die stürmische Brandung gestürzt, als er den vollen weichen Arm, nur halb vom langen Handschuh bedeckt, in dem seinigen fühlte und sie in übermüthiger Laune mit ihm vor den Spiegel trat, um den Contrast des Bildes, das sich bot, zu betrachten: sie in prächtigster Hoftoilette, eng anschmiegend, mit kurzer Taille und weit ausgeschnitten, wie es die Mode vorschrieb, er im einfachen Rocke, den noch der Schneider in Düsseldorf gemacht, mit dem keineswegs elegant gefälteliten Busenstreif und dem unscheinbaren Gilet, nebst den Pantalons von grauem, schlichtem Zeuge, eine goldene Uhrkette à la Malte, die mit ihrem Petschafte unter der Weste herabhing, sein einziger Schmuck! Virginia lachte ganz ausgelassen. „Das ist allerdings sehr komisch!“ rief sie. „Aber, mein Alessandro, unsere Köpfe — wie? Jeder Maler muß uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Antinous — oder hieß er Antonius? — und

wie hieß ſie doch gleich? N'importe! Ich denke, unſerer Köpfe brauchen wir uns nicht zu ſchämen. Werden Sie nicht roth, ich will Sie nicht eitel machen. Andiamo!" Sie machte ſeinem Spiegelbilde eine ſchalkhafte Verneigung und ſchien überſehen zu haben, welche Gemüthsbewegung ſich in ſeinem Geſichte ausſprach.

„Ich habe einen Brief von Ihrem Onkel bekommen", ſagte ſie noch auf der Treppe. Wie war es möglich, daß ſie das erſt jetzt erwähnte? Selbſt Alexander in ſeinem augenblicklichen Gefühlsſturme mußte das auffallen und er fragte, wann ſie den Brief erhalten habe.

„So eben, guter Aleſſandro! Das Beſte gebe ich immer zuletzt. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen die Nachricht vorenthalten hätte!"

„Wie geht es meinem Onkel?" fragte er lebhaft. „Wird er bald zurückkommen?"

„Per dio! Was denken Sie? Nach einem ſo glänzenden Siege, wie er mir ſchreibt! Jetzt geht es nach Wien, um Oeſterreich den Frieden zu dictiren, unterdeſſen wird von einer andern Armee Berlin genommen ſein, die Ruſſen kehren in ihre Eisregion zurück; dann erſt, mein theurer Freund, können wir hoffen, Ihren Onkel wiederzuſehen. Morgen erzähle ich Ihnen mehr davon. Addio!"

Sie ſaß bereits im Wagen, als ſie die letzten Worte ſprach; der Diener in Galalivree ſchloß den Schlag und

ſprang hinten auf, während die Pferde ſchon anzogen. Alexander ging langſam nach Hauſe, von den gehörten erſtaunlichen Nachrichten, deren Zuſammenhang er nicht verſtand, weniger in Anſpruch genommen, als von der Situation vor dem Spiegel, in welchem er ſich Arm in Arm mit Virginia geſehen — ein Anblick, unvergeßlich für das Leben! Aber die Selbſtanklage, daß er dennoch die Charakterſtärke, deren er ſich ſchon gerühmt hatte, nicht beſitze, mahnte ihn, bei dem gefährlichen und verführeriſchen Bilde nicht zu verweilen; er ſuchte ſich davon loszureißen, vergebens, es folgte ihm auf allen ſeinen Wegen. Um ſich zu betäuben, ſtürzte er ſich in das Gewühl des Molo und zwang ſich, deſſen bunten und lärmenden Erſcheinungen ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Dort ſchrieen Verkäufer ihre Waaren aus, der Frittore ſeine brodelnden Maccaroni, der Waſſermann aus ſeiner mit Lorbeerreiſern beſteckten Bude ſein Eiswaſſer, die Trödler ihre tauſend Kleinigkeiten; hier lockten der Pulcinell mit der Affenfratze, der Vorleſer, der Puppenſpieler ihr Publikum an; alte Weiber, ihren Kram von Schnittwaaren auf dem Kopfe, boten ihn, durch das Gedränge ſchreitend, feil, andere, in Winkeln hockend, röſteten Kaſtanien oder Mais. Hier wurde eine Waſſermelone ausgeſchlachtet, dort köſtlicher Falerner oder Salernitaner geſchenkt; da war der Wechsler mit ſeinem Haufen kleiner Münze, der Fruchthändler,

der einen schwer beladenen Esel durch die Menge trieb und seine Goldäpfel, Feigen und Weintrauben laut anpries, der Charlatan ebenso Pillen und Mixturen für jegliches Uebel, dazwischen das Landvolk, Frauen und Mädchen in ihren malerischen Trachten, unter ihnen manche Gestalt von wahrhaft classischer Schönheit, Soldaten der Garde, welche allein noch in ihrer Garnison war, Matrosen und Fischer und die Herren der Straße, die Lazzaroni.

Alexander hatte dies Volkstreiben, das ihn sonst beängstigte, bisher so viel als möglich vermieden, heute suchte er dessen dichteste Haufen auf und fand sich zu seiner eigenen Verwunderung bald so von den originellen Erscheinungen interessirt, daß, ohne selbst darüber zum Bewußtsein zu kommen, der Zweck, sich zu zerstreuen, erreicht wurde. Ihm war, als sei er plötzlich in eine ganz fremde Welt versetzt. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um eine Gruppe oder einzelne besonders auffallende Scenen in dem sinnverwirrenden Chaos zu betrachten. Welche Fülle von Studien über den Charakter und die Physiognomie dieses Mischvolks von Oskern, Siculern, Griechen, Römern, Gothen, Byzantinern, Longobarden, Normannen, Arabern und Spaniern ließ sich hier machen! Die Geschichte von Jahrhunderten rollte, Bild auf Bild, an seinem Geiste vorüber, als er

endlich einen Ruhepunkt gewonnen hatte und in das unruhige, farbenreiche Gewirr hineinſah, das wie die Bilder eines Kaleidoſkops in ewigem Wechſel der Formen und Lichter blieb. Sein Blick ruhte jetzt auf einem Paare, das in ſeiner Nähe, ohne ſich um ihn zu kümmern, plaudernd ſtand, gewiß ein liebendes Paar, das glücklich war, ſich zu ſehen und zu ſprechen. Das Mädchen war von junoniſchem Wuchs und edler, helleniſcher Geſichtsbildung, wie er kein ſchöneres Profil von Stirn und Naſe, Mund und Kinn bei antiken Bildwerken in Muſeen geſehen hatte; ihre Augen unter den regelmäßigen Bogen ihrer Brauen hatten einen ruhigen Blick, ihr Antlitz einen ernſten Ausdruck — vielleicht war ſie nicht glücklich! Sie trug ein langes rothes Kleid, am Saume mit Gold geſtickt, in einer Drapirung, die er der griechiſchen Gewandung entlehnt glaubte. Jeder Facchino hätte ihm ſagen können, daß es die Feſttracht der nahen Inſel Procida war, er aber hielt ſie für eine Tochter der ioniſchen Inſeln und wunderte ſich nur, ſie mit einem gemeinen Neapolitaner im vertrauten Geſpräch zu ſehen, da ſie doch gewiß kein Kind des niedern Volkes war. Der Mann kehrte ihm den Rücken zu, ſo daß er ſein Geſicht nicht ſehen konnte. Es war ein breitſchulteriger Geſell mit ſchwarzem, krauſem Haare unter dem reich bebänderten Hut; die Jacke trug er über

der Schulter hängend, das Hemd, das ſich zeigte, war von ungewöhnlicher Sauberkeit, wie man ſie ſonſt unter ſeinesgleichen nicht ſah, und der rothe Shawl um die Hüften wie die Sandalen mit ihren Riemen über die Knöcheln hinauf waren ganz neu. Er ſprach leiſe und eindringlich zu dem Mädchen, das ihn gelaſſen anhörte.

Auf einmal ſah er ſich um; wahrſcheinlich hatte ſie ihn aufmerkſam gemacht, daß ſie von einem Fremden beobachtet würden. Ein finſterer, drohender Blick ſeines Feuerauges traf den Störer; als er ihn aber kaum angeſtarrt hatte, zog er den Hut und trat auf ihn zu mit dem ſchnell fertigen: „Befehlen?“ Alexander erkannte ihn erſt nicht und wollte ſich mit einer gutmüthigen Entſchuldigung, daß er abſichtslos ſtehen geblieben ſei, zurückziehen; doch wurde er an dem Geſicht und deſſen Ausdruck bald inne, daß der Gondolier ſeiner Tante, welcher bei der Fahrt nach der Villa Angri das Ruder hatte fallen laſſen, vor ihm ſtand. „Ihr ſeid's?“ ſagte er mit einem verwunderten Blick auf die Kleidung des Dieners. Dieſer verſtand ihn ſogleich und erklärte, daß er Urlaub habe, ſeine Verwandten zu beſuchen, und dazu nicht in herrſchaftlicher Livree gehen könne. Der junge Deutſche hatte darauf nichts zu erwidern, nickte ihm freundlich zu, grüßte das Mädchen höflich und entfernte ſich.

„Nun, Maddalena?“ ſagte Mas' Antonio, deſſen Blick ſich wieder verfinſtert hatte, als er ſah, wie ſie dem Fremden nachſchaute, als könne ſie ihre Augen gar nicht von ihm abwenden.

„Was willſt Du?“ fragte ſie unſchuldig.

„Das iſt er, von dem ich Dir erzählt habe“, erwiderte er.

„War er das?“ entgegnete ſie und blickte von neuem dem Fremden nach, deſſen hohe Geſtalt eben im Gewühl verſchwand. „Ich glaube Dir nicht, Mas'. Nun ich ihn geſehen habe, glaube ich Dir nicht. Madonna wäre auch nicht fünf Tage bei uns geblieben, wenn Du Recht hätteſt.“

Er antwortete nur mit einer der ausdrucksvollen Geberden, welche im dortigen Volke keiner Erklärung bedürfen. Dann ſprach er: „Ich habe Dir nun Alles geſagt. Wenn Du wieder heimkommſt zu Deinem Kinde, weißt Du, woran Du biſt. Nur mir, Deinem Vetter, darfſt Du trauen, nur mir haſt Du zu gehorchen.“

Sie blickte ihn ruhig an; in ihren Mienen lag keine Widerſetzlichkeit, aber ebenſo wenig unbedingter, demüthiger Gehorſam. Wenn der Deutſche das Paar jetzt beobachtet hätte, ſo würde er jeden Gedanken, daß es ein liebendes ſein könne, aufgegeben haben. Südliches Blut äußert ſich aber anders, als er es begreifen konnte.

„Wann gehst Du?“ fragte Mas' Antonio.

„Morgen oder übermorgen, sobald Madonna befiehlt“, antwortete sie.

„Gut. Sie hat Dir erlaubt, heute in die Stadt zu kommen“, versetzte er. „Ich aber verbiete es Dir. Verstanden?“

Sie ließ die langen Korallenschnüre, welche in dreifacher Reihe auf ihre volle Brust herabhingen, durch ihre gebräunten Finger laufen und sagte ruhig: „Warum, Don Maso?“

„Weil ich nicht will!“ rief er wild. „Versuche es auf Gefahr Deines Lebens!“ Er legte die Hand an den Gürtel, als suche er dort eine Waffe, die er gegen das Verbot der Regierung trug.

Jetzt belebte ein klares Lächeln die Züge des Mädchens. „Du thust mir doch nichts!“ sagte sie. Aber vor der Wuth, die sich bei dieser Herausforderung in seinen Zügen malte, vor dem funkelnden Stahl, der plötzlich in seiner Hand emporzuckte, wich sie erschrocken zurück. Beide sahen sich einen Moment an.

Er verbarg das Messer wieder, schüttelte die Hand drohend gegen sie und stürzte hinweg, ohne ihr ein Wort der Beruhigung zu sagen. Sie stand noch einen Moment, eine Thräne stahl sich aus ihren Augen, welche ihm starr nachblickten, dann erhob sie den Kopf mit einem stolzen Nackenwurf und schritt mit leichtem Gange den Weg hinab, welcher nach der Grotte des Pausilippo führte.

Fünftes Kapitel.

Am Hofe.

Große Cour war bei der Königin befohlen, und die Anfahrt im Palazzo reale dauerte länger als je, denn nicht allein die Großwürdenträger und das zahlreiche Heer der Bevorrechteten, welche bei Hofe erſcheinen mußten, der größere Theil des Hochadels, der ſich eifrig der neuen Dynaſtie, weil ihr Thron bis vor kurzem für die Ewigkeit befeſtigt ſchien, angeſchloſſen hatte, ſondern auch Viele, welche keine dringende Verpflichtung hatten, ſich öfter in der Reggia zu zeigen, ließen heute ihre Wagen vorfahren. In der Stadt hatte ſich die Kunde verbreitet, daß ein königlicher Kurier mit Depeſchen aus Deutſchland angekommen ſei; man durfte hoffen, bei der Cour wichtige Nachrichten zu erfahren, und wenn ſie günſtig lauteten, ſogar aus dem Munde der Königin ſelbſt. Ihr Schweigen im andern Falle konnte bedeutungsvoll werden.

Politiker machten ſich die Lage klar. Neapel war

nicht unmittelbar bedroht; wenn auch von Sicilien aus der vertriebene König Ferdinand und die unversöhnliche Königin Karoline nach dem verlorenen Reiche sehnsüchtig herüberschauten, so konnten sie selbst mit britischer Hülfe nicht daran denken, eine Wiedereroberung zu versuchen. England war von dem Continentalkriege, den es gegen Napoleon unterstützte, ganz in Anspruch genommen, den Bourbons stand kein eigenes Heer zu Gebote, und ihre Partei in Neapel war geschwächt, vor allem aber eingeschüchtert durch die rücksichtslose Strenge, mit welcher die Franzosen gegen sie verfahren waren. Noch wirkte die Erinnerung an den unglücklichen General Rodio, welcher, beschuldigt, das Volk aufgeregt zu haben, von einem Kriegsgericht freigesprochen, auf Anstiften einiger Franzosen, deren Raubgier er einst als Civilcommissar des Königs entgegengetreten, sowie zweier vornehmer Neapolitaner, seiner Feinde, von der Regierung zehn Stunden darauf vor ein zweites Kriegsgericht gestellt, von diesem verurtheilt und darauf schimpflich von hinten erschossen worden war; noch hatte man die Verfolgungen des Jahres 1807 im Gedächtniß, wo der Staatsrath des Königs Joseph, Vecchioni, nach Turin geschleppt, Luigi la Giorgi, ein reicher Edelmann, im Kerker gestorben, der Herzog Filomarina enthauptet, der Oberst Marchese Palmieri, für den die Volksmenge

vergebens um Gnade geſchrieen, an den Galgen gehängt, wo der Prinz Ruffo Spinoſa, die Grafen Barbolazzi und Chartani, wo Damen von Rang, wie Luiſa de Medici und Mathilde Calvez, der Biſchof von Seſſa, Monſignor de Felice, und eine große Zahl von Prieſtern und Mönchen lange Zeit gefangen gehalten worden waren. Die Grauſamkeit, mit welcher General Manches das Brigantenweſen unterdrückt hatte, war noch in friſcherem Andenken. Kein Wunder, wenn die bourboniſche Partei im Lande entmuthigt war und kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Aber mehr als durch dieſe Schrecken hatte die franzöſiſche Herrſchaft durch Wohlthaten ſich zu befeſtigen geſucht. Es war nicht zu leugnen, daß Neapel ihr unendlich viel Gutes verdankte, und Viele im Lande, welche früher den aufgedrungenen König Joſeph ſowohl wie Murat mit feindſeligem Blick betrachtet, hatten ſich vollſtändig mit der neuen Ordnung der Dinge, welche, abgeſehen von perſönlichen Intereſſen, dem Vaterlande zum Segen gereichte, ausgeſöhnt. Darum konnte es wohl möglich ſein, daß die Regierung ſich durch eine weiſe und vorſichtige Politik in der gefährlichen Kriſis, welche ſeit Jahresfriſt in Europa eingetreten war, behauptete. An einen Sturz Napoleon's von der Höhe ſeiner Weltherrſchaft dachte zwar Niemand, aber daß ſie erſchüttert war und ihre Herſtellung eines Rie-

ſenkampfes bedurfte, konnte ſelbſt von den Fanatikern des Kaiſerreichs nicht in Abrede geſtellt werden, und es fragte ſich nur, wie dieſer Kampf endigen, ob der König von Neapel, der ſchon Anſtalten getroffen hatte, ſich davon zurückzuziehen, um nur dem Wohle ſeines Staats zu leben, bis zu Ende auf alle Gefahr hin daran Theil nehmen und welchen Lohn er, im Fall der Kaiſer Sieger bliebe, von dieſem davontragen, oder, wenn Napoleon unterliege, ob Joachim es verſtehen werde, ſeine Krone aus dem Schiffbruche zu retten. Vielleicht gaben die Nachrichten, welche man heute zu erfahren hoffte, einen Fernblick in die Zukunft.

Zum zweiten Male hatte Joachim Murat, als er in den Krieg ſeines kaiſerlichen Schwagers gezogen war, ſeine Gemahlin zur Regentin des Reichs erklärt, und er hätte die Regierung in keine beſſern Hände legen können. Karoline Bonaparte, die jüngſte Schweſter des Kaiſers, war nicht ſo ſchön als ihre Schweſter Pauline, welche an den Fürſten Borgheſe vermählt war, aber ſie war an Geiſt und Klugheit eine ſeltene Frau, wie von einer faſt männlichen Feſtigkeit. Mit welcher Feinheit wußte ſie ſtets zwiſchen ihrem Bruder, an deſſen Intereſſen ſie mit voller Hingebung feſthielt, und ihrem Gemahl, der ſchon ſeit Jahren danach ſtrebte, ſich von der Abhängigkeit eines Vaſallenkönigs zu befreien, den

Frieden zu vermitteln! Ohne ſie wäre es bei der Heftigkeit ihres Gemahls und dem unbeugſamen Herrſcherwillen ihres Bruders längſt zum Bruche gekommen. Als der König in Rußland, nachdem der Kaiſer die Trümmer ſeiner großen Armee verlaſſen, um nach Paris vorauszueilen, ſich in unvorſichtiger Weiſe über ſeinen eigenen nothwendig einzuſchlagenden Weg geäußert hatte, war er ſchon von Davouſt, der in ihm nicht den Monarchen, ſondern nur den alten Waffengefährten und Feldherrn des Kaiſers, alſo ſeinesgleichen erkannte, mit der jenem Marſchall eigenthümlichen Rückſichtsloſigkeit behandelt worden. „Die Beherrſcher von Oeſterreich und Preußen ſind es von Gottes Gnaden", hatte er ihm geſagt, „Sie aber ſind nur König durch Napoleon's Gnade und franzöſiſches Blut!" Murat hatte darauf heftig geantwortet, ſich aber nicht abhalten laſſen, nach ſeinem Königreiche abzureiſen und die Reſte ſeiner neapolitaniſchen Truppen nachzuziehen. Dieſer Schritt war im „Moniteur" bekannt gemacht und ſtark getadelt worden, da ſeine Anweſenheit in Neapel, das er in den beſten Händen gelaſſen, durchaus nicht nothwendig ſei. Schärfer hatte ſich der Kaiſer in einem Briefe an ſeine Schweſter ausgeſprochen, in welchem er Joachim einen Abtrünnigen und Unwürdigen genannt, unfähig in der Politik, unwürdig ſeiner Verwandtſchaft und für ſeine Machina-

tionen einer öffentlichen und ſtrengen Züchtigung werth! Der König, wüthend über dies Schreiben, deſſen er ſich bemächtigt, hatte ſogleich in der erſten Zorneshitze darauf geantwortet und unter Anderem dem Kaiſer geſagt: „Die Wunde iſt meiner Ehre geſchlagen, und es ſteht nicht mehr in der Macht Ew. Majeſtät, ſie zu heilen! Sie haben einen alten Waffengefährten beleidigt, der Ihnen treu in Gefahren, kein geringes Werkzeug Ihrer Siege und eine Stütze Ihrer Größe geweſen iſt, der Ihren ſchwankenden Muth am 18. Brumaire wieder beſeelt hat!“ Es war ein kühner Vorwurf, welchen Murat in dieſen letzten Worten wagte; der Kaiſer ließ ſich ungern daran erinnern, daß er als General Bonaparte an jenem verhängnißvollen Tage, als er den großen Staatsſtreich, das Directorium von Frankreich zu ſtürzen und ſich zum erſten Conſul ernennen zu laſſen, ſchon einmal den Muth ſinken laſſen und ſich verloren geglaubt hatte. Murat war aber noch weiter gegangen. „Wenn es eine Ehre iſt, wie Sie ſagen, Ihrer Familie anzugehören, ſo erwidere ich darauf, Sire, daß Ihre Familie durch mich ebenſoviel Ehre empfangen hat, als ich von ihr durch die Aufnahme als Gatte Karolinens. Tauſendmal, obgleich König, beſeufze ich die Zeiten, in denen ich als einfacher Offizier wohl Vorgeſetzte, aber keinen Herrn hatte. König geworden, aber in dieſer höchſten Stellung

von Ew. Majeſtät tyranniſirt, in der Familie beherrſcht, habe ich mehr als je das Bedürfniß der Unabhängigkeit, den Durſt nach Freiheit gefühlt. So kränken, ſo opfern Sie Ihrem Mißtrauen die Männer, die Ihnen am treueſten und beſten auf dem gewaltigen Wege Ihres Glückes gedient haben; ſo wurde Fouché Savary geopfert, Talleyrand Champagny, Champagny Baſſano und Murat Beauharnais, jenem Beauharnais, der bei Ihnen das Verdienſt ſtummen Gehorſams hat und das andere (vielleicht noch angenehmer, weil es knechtiſcher iſt): dem Senat von Frankreich mit heiterem Angeſicht die Verſtoßung ſeiner Mutter verkündigt zu haben!"

Vergaß der König von Neapel, als er dieſe Stelle niederſchrieb, daß corſiſches Blut in den Adern Napoleon Bonaparte's rollte, und daß der Corſe ſeinem Feinde nie vergibt, wenn auch die Vendetta, die Blutrache, nicht mehr als ein heiliges Vermächtniß uralter Zeiten von Geſchlecht zu Geſchlecht erbt? Wer weiß, wie der Kaiſer die unerhörte Sprache, die ſich ſein Schwager gegen ihn erlaubt hatte, einſt geahndet haben würde; jetzt bedurfte er ſeiner, und ſo ignorirte er, was Murat in der Aufwallung geſchrieben hatte. Er ermahnte ihn nur, in ſeiner Politik vorſichtiger zu ſein, und ließ ſich endlich durch die beſchwörenden Briefe ſeiner Schweſter anſcheinend beſänftigen. Ein Schreiben, in verwandtſchaftlicher Zuneigung

gehalten, war für Joachim das Friedenspfand. Gleichzeitig hatte dieſer Briefe vom Marſchall Ney und dem Miniſter Fouché erhalten. Der erſtere hatte ihm die Ungeduld der Armee, den König von Neapel wieder in ihren Reihen zu ſehen, geſchildert, ihm geſagt, daß die Cavallerie laut nach ihrem Führer rufe, ohne den ſchon zwei Schlachten gewonnen worden; Fouché hatte ſchlau eine andere Saite angeſchlagen, ein anderes Intereſſe zu wecken geſucht, indem er es für eine Pflicht ſeiner Freundſchaft erklärt, ihm zu eröffnen, daß ſich ein Friedenscongreß zu Prag vorbereite und der König von Neapel, wenn er im Feldlager anweſend ſei, unfehlbar zugelaſſen werden, als Abweſender aber vergeſſen bleiben würde. Die Pflicht und die Ehre wie der eigene Vortheil riefen ihn alſo nach Dresden. Dennoch hatte der König ſelbſt einer unmittelbaren Aufforderung des Kaiſers noch Widerſtand geleiſtet, weil Pläne hochfliegender Art, die ſchon ſeit drei Jahren ihn beſchäftigten, der Verwirklichung nahe ſchienen. Als er aber den ſtundenlangen Bitten der Königin und eines ſeiner Miniſter in der Nacht nach Empfang jenes Briefes nachgegeben und ſich ſein Geheimniß hatte entreißen laſſen, da war es Karolinen, die ihr Entſetzen darüber meiſterhaft zu verbergen wußte, gelungen, ihn zu überzeugen, daß es jenem großen Gedanken, Italien unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen, keinen Ein-

trag thue, wenn er, dem Rufe ſeines franzöſiſchen Vaterlandes gehorchend, zum Kampf an die Elbe eile; dort kämpfe er als Prinz des franzöſiſchen Hauſes, hier werde ſie, die Regentin, ſeine Intereſſen als König wahren und die angeknüpften Unterhandlungen mit Lord Bentinck zum Abſchluß bringen. Die Schweſter Napoleon's mit dem britiſchen Oberbefehlshaber der Hülfstruppen in Sicilien und Bevollmächtigten am Hofe König Ferdinand's! Es kann Staunen erregen, daß Murat ſich durch die ſeltſamen Combinationen ſeiner Gemahlin überreden ließ, und iſt jedenfalls charakteriſtiſch für ihn. Indeſſen hatte die Politik ſchon wunderlichere Dinge hervorgebracht. War doch die andere Königin Karoline, die ſich auch Königin beider Sicilien nannte, Maria Thereſia's Tochter, die Schweſter der unglücklichen Maria Antoinette von Frankreich, welche den Haß gegen die Franzoſen und die Rache an den Widerſachern ihres Hauſes zu ihrem Lebenselement gemacht hatte, vor zwei Jahren, entrüſtet über die hochfahrende engliſche Protection, von neuer Hoffnung beſeelt für die Wiedererlangung des neapolitaniſchen Throns durch die Verbindung Napoleon's mit einer Prinzeſſin des Kaiſerhauſes von Oeſterreich, ihrer Nichte Marie Louiſe, war ſie doch vor zwei Jahren mit ihrem Todfeinde in Verbindung getreten! Konnte man ſich etwas Unnatürlicheres denken, als Karoline von Habsburg-Bour-

bon und Napoleon Bonaparte im Einverſtändniß zur Verjagung der Engländer aus Sicilien und Murat's aus Neapel, wo ihr Gemahl dann, verbündet mit Frankreich und abhängig von ihm, mit franzöſiſchen Geſetzen regieren ſollte? Dieſer Plan, der weder in Form eines Tractats gebracht, noch überhaupt ſchriftlich verhandelt worden, war von beiden Theilen nur ein Spiel der Argliſt geweſen. Sie wollte nur Neapel gewinnen, er Sicilien den Engländern entreißen; jedes gedachte dann dem andern die Frucht zu entwinden. Es bewies aber die Wandelbarkeit auch der Extreme in der Politik, wie es ſich ja fortgeſetzt hat bis auf unſere Tage. König Murat, in deſſen Feuerſeele ſtets die Phantaſie über den kalten Verſtand die Herrſchaft davontrug, der überhaupt wenig geeignet war, ſcharf zu ſichten und lange zu überlegen, hatte ſich von ſeiner Gemahlin bereden laſſen, daß es möglich ſein werde, als franzöſiſcher Prinz unter Napoleon's Adlern zu kämpfen und gleichzeitig mit Napoleon's Feinden Tractate zur Eroberung der Napoleoniſchen Provinzen in Italien zu ſchließen; er hatte ſofort ſeine Feldequipage in Stand ſetzen laſſen und war nach Dresden in das Hauptquartier des Kaiſers abgereiſt.

Von allen dieſen Familienangelegenheiten, wenn man ſie ſo nennen will, wußten die hochgeſtellten und angeſehenen Perſonen, welche heute zur Cour bei der Regen-

tin ſtrömten, nichts, und ſie ſollten auch nichts davon erfahren. Es war eine glänzende Verſammlung, ſo zahlreich, wie ſie lange nicht in dem königlichen Palaſte geſehen worden war. Die großen Kron- und Hofbeamten, die Miniſter, die Mitglieder des Staatsraths, die Generalität und das Offiziercorps, die Municipalität, ſelbſt die Univerſität, die Akademien und die vom Könige gegründeten Geſellſchaften waren vertreten, vorzüglich aber ſah man vom hohen Adel viele Herren und Damen. Manche von ihnen, welche frühere Zeiten gekannt hatten, mochten Vergleiche zwiſchen jetzt und damals anſtellen. Auch näher liegende Anläſſe drängten ſich der Erinnerung auf.

„Iſt es nicht wie die letzte Gratulationscour vor der Abreiſe unſerer vorigen Königin, der jetzigen von Spanien?“ flüſterte ein junger Mann in der Uniform eines Staatsraths einem Cavalier zu, der eben mit einer reizenden Frau im Kreiſe der Damen geſprochen hatte und ſich ihm jetzt näherte.

„Sie glauben doch nicht, daß es auch eine letzte Cour ſein könnte, Vetter Camillo?“ entgegnete der Cavalier, indem er einen Blick umherwarf, ob die anſtößige Rede auch nicht gehört werde.

„Könnte nicht auch für König Joachim ſich ein größerer Thron finden, wie für König Joſeph?“ ſagte der erſtere wieder. „Vielleicht kehrt er nach Deutſchland

zurück, von wo er zu uns gekommen ist, und nimmt von dem siegreichen Kaiser eine mächtigere Krone in Empfang!"

„In Deutschland? Wissen Sie dort eine solche?" versetzte der Vetter geringschätzig. „Es freut mich aber, daß Sie nicht an dem Siege des Kaisers zweifeln. Ihre Schwester hat schon etwas davon ausgeplaudert, sie besann sich jedoch, daß sie der Königin nicht vorgreifen dürfe, und brach plötzlich in der interessanten Mittheilung ab. Eine entzückende Frau, Virginia! Ich gönne sie dem frostigen, rohen Nordländer nicht; mir ist, als müsse sie an seiner Seite erfrieren!"

Camillo erwiderte nichts auf diese Worte, welche sich nicht ganz für den ältlichen Herrn, seinen Vetter, paßten, er blickte nicht einmal nach seiner Schwester hinüber. „Ihre Reminiscenz an die letzte Gratulations-cour bei der Königin Julia", fuhr der Vetter fort, indem er behaglich lächelte, „ruft mir jene Zeit und die ganze Reise, welche ich die Ehre hatte, mitmachen zu dürfen, lebhaft in das Gedächtniß. Sie wissen, daß ich der einzige Cavalier war, der sie begleitete, außer mir die Herzogin von Cassano, die Marchesa del Gallo und die Prinzessin Doria-Avellino, meine Cousine."

„Sie dehnen die Bande der Verwandtschaft sehr weit aus, Herr Vetter!" versetzte Camillo ironisch. „Doria-Avellino, Doria-Angri und wir, Angri schlicht-

weg — haben Sie noch kein Diplom für die Akademie der Geſchichte und Alterthümer? Ich hätte nicht geglaubt, daß die Genealogie Ihre Leidenſchaft wäre! Sie müſſen mit einem jungen Deutſchen bekannt werden, den ich kürzlich draußen bei der Villa reale auf dem Corſo Napoleone getroffen habe; er hätte an dem Prinzen Emilio Angri den beſten Cicerone in das Gebiet dunkler Geſchlechtsfragen gefunden."

„Voll Stachel und Spitzen, wie immer!" ſagte Emilio. „Sie ſcheinen aber auch eine Leidenſchaft gefaßt zu haben, nämlich für die Deutſchen. König Joachim ſoll unſere ſchöne Krone mit einer mächtigern in Deutſchland vertauſchen, die natürlich erſt geſchmiedet werden müßte, und Sie importiren uns dafür vielleicht den König von Weſtfalen. Bewegung unter den Verwandten wäre gewiß im Intereſſe des Kaiſers; Stabilität erregt Unabhängigkeitsgelüſte und landesväterliche Paſſionen, die ſich nicht immer mit der erſten Rückſicht eines kaiſerlichen Prinzen vertragen. Denken Sie an den König von Holland, geliebter Vetter. Ich weiß aber, durch wen Sie dieſe alemanniſchen Anwandlungen gewonnen haben, durch Ihre reizende Schweſter und deren tapfern Gemahl. Halte—là! Qui vive? Iſt der junge Deutſche, von dem Sie ſprachen, vielleicht derſelbe, von welchem man

ſich erzählt, daß er als naher Verwandter in das Haus der Göttlichen eingedrungen iſt?"

Der Stab des Oberceremonienmeiſters, welcher, hart auf das Parquet des Saales geſetzt, die Ankunft der Königin verkündete, überhob Camillo der Antwort. Prinz Emilio, ſein Vetter, eilte, wie alle Welt, den Standort einzunehmen, den ihm ſein Rang nach der Hofordnung vorſchrieb. Auch hier wie am Kaiſerhofe der Tuilerien hatte ſich die neue Herrſchaft mit allen Inſignien und allem Pompe der alten Monarchien umkleidet; das bloße Waffenkleid, die kriegeriſche Einfachheit eines glücklichen Soldaten in neuer ſchlichter Umgebung, aus Volkselementen gebildet, würde den Völkern nicht imponirt haben. Bei dem Zeichen des Oberceremonienmeiſters verſtummte augenblicklich das Geſchwirr der lebhaften Unterhaltung, das bisher in der Verſammlung geherrſcht hatte, Alles reihte ſich im weiten Halbkreiſe und weiterhin in den anſtoßenden Gemächern zur langen Doppelreihe und erwartete den Eintritt der Regentin.

Die Königin erſchien unter Vortritt der Hofchargen; zwei Pagen, ſchöne Knaben aus den vornehmſten Geſchlechtern, trugen ihr die Schleppe, ihre Damen und Cavaliere folgten ihr. Sie erwiderte die tiefe Verneigung aller Anweſenden mit huldvollem Lächeln und einem Blick, welcher grüßend die Runde überſtreifte; ihr Auge

war heiter, ihr Antlitz voller Sonnenschein. Die Erwartung, in welcher so Viele gekommen waren, hatte sie nicht getäuscht: Die Regentin verkündigte dem Hofe und der Versammlung einen großen Sieg, welchen die Waffen des Kaisers bei Dresden über die Hauptarmee der Verbündeten davongetragen hatten, und betonte mit Stolz, wie dieser Sieg vorzüglich dem Könige von Neapel zu danken gewesen. Er, vom Kaiser mit der Leitung des großartigen Ausfalls beauftragt, hatte an der Spitze von 20,000 Pferden den linken feindlichen Flügel umgangen und vernichtet; 13,000 Oesterreicher, welche er gefangen in Dresden einführen konnte, hatten seinen Triumphzug geschmückt. Noch verkündigte die Königin mit einem zweiten, den Kreis durchlaufenden Blicke, daß General Moreau, der als Verräther an seinem Vaterlande sich den Feinden desselben zur Verfügung gestellt, an der Seite des Kaisers Alexander seinen Tod gefunden habe. Ihr Blick ersetzte Alles, was sie an diese Nachricht hätte anknüpfen können, und Mancher in der Versammlung fühlte sich unbehaglich dabei. Aber Karoline Murat war heute nur Huld und Gnade; sie schritt langsam durch den weiten Bogen der Anwesenden, nahm deren Huldigung nochmals einzeln an, sprach mit vielen in freundlichster Weise und wußte stets Fragen oder Worte zu finden, welche an-

ſprechend waren. Wenn alte Hofleute, welche zu andern Zeiten hier oder an fremden europäiſchen, beſonders deutſchen Höfen Aehnliches oft erlebt hatten, ſich die nichtsſagenden Redensarten zurückriefen, mit denen Potentaten und Potentätchen ihren Rundgang abhielten, immer dieſelben, gleichſam auswendig gelernt, mehr zum Belächeln als zum Hervorrufen beglückter Geſichter geeignet, wie ſie doch pflichtmäßig der Anrede folgen mußten, ſo bekamen ſie allen Reſpect vor dem Geiſte dieſer Frau, welche doch immer nur eine Juriſtentochter von zweifelhaftem Adel und die Gattin eines Gaſtwirthsſohnes war. Majeſtätsverbrecheriſche Gedanken im Palazzo reale angeſichts der Schweſter Napoleon's, des Gebieters von Italien!

Als die Königin den großen Saal verließ, um auch in den andern Gemächern, wohin die Rangordnung ſich abſtufte, die Ehrfurchtsbezeigungen mit gleicher Huld entgegenzunehmen, flutete die Geſellſchaft hinter ihrem Gefolge zuſammen. Der Zufall wollte es, daß Camillo ganz gegen ſeine Abſicht in die Nähe ſeiner Schweſter kam; vielleicht hatte ſie die ſeinige geſucht. Es war ihm nicht entgangen, daß die Königin mit Virginia nicht geſprochen hatte. Sie konnte natürlich nicht an jeden Herrn und jede Dame von den Hunderten, welche zur Cour gekommen waren, ein Wort richten und wußte

meiſt mit ſeltenem Scharfblick diejenigen Perſonen herauszufinden, bei denen es nöthig oder klug ſchien; aber Camillo hatte doch nicht geglaubt, daß ſie an ſeiner Schweſter, deren Gemahl bei dem Könige in hoher Gunſt ſtand, vorübergehen würde, ohne ihr wenigſtens einen freundlichen Blick, ein Lächeln zu ſchenken. Virginia war aber dadurch nicht unangenehm berührt worden, das zeigte ihr unbefangen heiteres Antlitz, ſelbſt ihr leichtes Fächerſpiel im Geſpräch mit dem Vetter Emilio, welcher ſich wieder zu ihr gefunden hatte; keine Spur von jener affectirten Gleichgültigkeit, welche ein ſcharfes, welterfahrenes Auge ſo leicht durchſchaut, ſondern das harmloſe. faſt kindliche Weſen, das den Bruder, wenn er es an ihr bemerkte, tief traurig machte.

Sie blickte zu Camillo auf, als ſie mit dem Vetter dem Strome folgend an ihm, der zurückbleiben wollte, vorüberſchritt. „Gute Nachrichten! Gott ſei Dank!“ ſagte ſie herzlich zu ihm, indem ſie verweilte. „Der Vater beſſert ſich täglich.“

„Gott ſei Dank, ja!“ wiederholte er.

„Hat Dir Tante Margherita heute geſchrieben?“ fragte ſie.

„Nein“, war ſeine ruhige Antwort.

„Mir aber, Camillo“, ſagte ſie. „Wir dürfen nicht die leiſeſte Beſorgniß mehr haben.“ Sie nickte ihm freund-

lich zu und ließ ſich von ihrem Begleiter, welcher mit verbindlichem Lächeln zugehört hatte, weiter führen.

„Brüder ſind doch Barbaren, wahre Scythen und Hunnen gegen ihre Schweſtern!“ ſprach Prinz Emilio zu ihr. „Welcher Mangel an Aufmerkſamkeit, an der gewöhnlichſten Artigkeit in ſeinen Manieren gegen die divina Virginia! Ein Eisbär, ein Cyklop!“

„Geſchwiſter legen keinen Werth auf äußere Schönthuerei!“ erwiderte ſie lachend. „Wollen Sie ihm nicht gar den Vorwurf des Schweſterhaſſes machen? Camillo iſt nur kalt von außen.“

Sie nahm ſo warm für den Bruder Partei, der doch, wie alle Welt wußte, mit ihrem Manne in keinem freundſchaftlichen Verhältniß ſtand! Ob er während deſſen Abweſenheit die Schweſter beſuchte, war zweifelhaft. Prinz Emilio wenigſtens, welcher in ſeine ſchöne Couſine wirklich verliebt war und gar zu gern der Cavaliere ſervente des Hauſes geworden wäre, hatte ihn noch niemals dort getroffen. Er ließ denn die Sache fallen und fragte nach der Tante Margherita, welche er noch als blühendes Mädchen gekannt hatte, ehe ſie in das Kloſter gegangen war; er wußte auch den tiefer liegenden Grund, der ſie zu dieſem Entſchluſſe bewogen, wie er denn überhaupt ſich vermaß, wenn auch nicht mit der Genealogie, wie Camillo vermeinte, wohl aber mit der geheimen

Geſchichte ſeiner ganzen weitverzweigten Verwandtſchaft bekannt zu ſein. Sehr neugierig von Natur, wollte er von Virginia wiſſen, ob die Frau Aebtiſſin ſich gar nicht über ihre Vergangenheit geäußert habe, ob ſie noch gut ausſehe und wie ihr die Kloſtertracht ſtehe. Mit dieſen und andern kleinlichen Dingen beläſtigte er die junge Frau, bis dieſe zuletzt ganz ungeduldig wurde und ihm ſagte, ob er als einziger Cavalier unter ſo vielen Damen auf der Reiſe mit der Königin Julia vielleicht dieſe Stecknadelintereſſen liebgewonnen habe. Er biß ſich ein wenig auf die Lippen, erwiderte aber freundlich lächelnd: „Nadeln ſtechen, ſchöne Couſine. Wünſchen Sie nicht, daß ich ein Liebhaber von Nadeln ſei. Tödten können Nadelſtiche zwar nicht, aber empfindlich verletzen und zur Verzweiflung bringen.“

Wie er dieſe Rede meinte, ob in Bezug auf ſich, daß ihn Virginia für ſeine vielen Aufmerkſamkeiten mit Nadelſtichen verfolge, oder ob es eine Drohung war, daß er endlich gereizt auch zu dieſer Waffe greifen könne, blieb zweifelhaft; es intereſſirte Virginia auch nicht. Prinz Emilio war ihr eine durchaus unbedeutende Perſon, die ſich nicht einmal der Nadelſtiche getraute, ſondern höchſtens läſtig wie eine Herbſtfliege werden konnte: zehnmal verjagt und immer wieder da. Sie wußte ihn auch bald, indem ſie mit andern Bekannten ſprach,

zu isoliren; er hörte dem Gespräch noch eine Weile mit seinem ewigen verbindlichen Lächeln zu, dann aber faßte er plötzlich einen mannhaften Entschluß, wandte sich kurz ab und suchte sich andere Gesellschaft, als diese undankbare Frau, die er jedoch nicht aus den Augen ließ, weder hier, noch sonst.

An die Cour schloß sich unmittelbar ein glänzendes Fest an, denn die Königin verstand es fast mehr noch als ihr prachtliebender Gemahl, den Hof von Neapel mit Glanz zu umgeben. Unter den Bourbonen mochte im königlichen Palast mehr Ceremoniel und altspanisches Gepränge geherrscht haben, Geschmack und Luxus, dem jetzigen vergleichbar, gewiß nicht. Als die Versammlung endlich spät entlassen wurde, fuhren die Meisten mit der vollen Ueberzeugung nach Hause, daß an einen Wandel der Dinge nicht mehr zu denken sei; selbst diejenigen, die mit der neuen Regierung insgeheim noch grollten, sagten sich, daß es wohlgethan sein werde, die Hoffnung auf einen Wettersturm aus Sicilien aufzugeben und sich so gut als möglich mit den Thatsachen der Gegenwart zu versöhnen. Der Sieg Napoleon's, welchen die Königin so stolz verkündigt hatte, war auch durch Privatnachrichten von andern Personen als der Gräfin Virginia bestätigt worden, ja, durch die genauere Darstellung, welche ein General seinen Freunden in einem

Nebengemache vorgeleſen hatte, war die Wichtigkeit dieſes Siegs noch bedeutend erhöht worden. Nach den abgebrochenen Friedensunterhandlungen und dem Ablauf des Waffenſtillſtandes, als Oeſterreich ſeine ganze Macht den Alliirten zugeführt hatte, war es den Freunden des Kaiſerreichs ſehr bedenklich erſchienen, ob es Napoleon bei all ſeiner Feldherrnkunſt gelingen werde, ſich im Kampfe gegen eine ſolche Uebermacht ſeiner Feinde zu behaupten. Nun hatte aber ſein erſter Hauptſchlag gerade Oeſterreich getroffen, hatte ihm, gleichſam zur Strafe für ſeinen Abfall, eine furchtbare Niederlage bereitet und konnte bei der Uneinigkeit, die allen Coalitionen eigen iſt, leicht die ganze Action der Gegner lähmen, während Napoleon, ein Meiſter in der Kunſt, ſeine Siege energiſch zu benutzen, nicht ſäumen werde, einen nach dem andern niederzuwerfen, ehe ſie ſich gegenſeitig unterſtützen konnten. Dann mit der Großmuth, die ſchon dem Kaiſer Alexander wie dem Kaiſer Franz, ſeinem Schwiegervater, bedeutende Vortheile bei einer Verſtändigung mit ihm geboten hatte, mochte er vielleicht für ſeine erneuten Vorſchläge ein geneigtes Ohr finden und das verhaßte Preußen ganz zertrümmern. Wer weiß, wie bald ein Decret, aus einer feindlichen Hauptſtadt datirt, dem erſtaunten Europa verkündigte, wie es einſt den Bourbons von Neapel ge-

ſchehen: „Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren.“

Von ſolchen Gedanken erfüllt, beſuchte am Tage nach der Cour Prinz Emilio Angri ſeinen Vetter Camillo, welcher ihm geſtern nicht mehr Stand gehalten und das Feſt weit früher als er verlaſſen hatte. Er fand ihn verſtimmt, was ſich bei den erſten gewechſelten Reden zeigte, doch ſchien es nur eine vorübergehende Anwandlung zu ſein, denn er leugnete die Bemerkung, welche Emilio darüber machte, und wurde auffallend heiter.

„Sie waren in Verlegenheit, Herr Vetter“, ſagte er dann, „wie Sie unſerem Könige, falls ihn der Kaiſer, um ihn nicht allzu feſt bei ſeinem Volke von Neapel Wurzel ſchlagen zu laſſen, nach Deutſchland verſetzen wollte, eine Krone ſchaffen könnten. Da haben Sie das Problem ja gelöſt. Die Krone von Preußen iſt vacant. Brechen wir dazu noch aus dem alten Diadem der Habsburger ein Juwel, zum Beiſpiel Böhmen, nach welchem ſchon einmal der alte Fritz, wie ihn die Deutſchen nennen, die Hand ausgeſtreckt hat, ſo iſt die Krone ſtattlich genug. Sind Sie nicht auch dieſer Meinung, Emilio?“

Dieſer wußte nie recht, wie er mit Camillo daran war, auch jetzt nicht, ob er im Ernſt ſprach oder ihn perſiflirte. Er nahm jedoch das Beſſere an und erwiderte: „Es würden ſich in Deutſchland wohl noch an-

dere Combinationen machen laſſen, als auf Koſten des kaiſerlichen Schwiegervaters, den ſich Napoleon nicht durchaus verfeinden darf. Wen aber würde der Kaiſer uns als König geben?"

„Muß es denn durchaus wieder ein König ſein?" warf Camillo hin.

Der Vetter ſah ihn überraſcht an. In der Verwandtſchaft des Hauſes Angri waren alle Parteien vertreten, wenn auch nicht in öffentlich ausgeſprochener Weiſe. Von Camillo, der eigentlich Niemand hatte, an den er ſich als Freund angeſchloſſen, und der darum auch ſehr verſchieden über ſeine wahren politiſchen Grundſätze beurtheilt wurde, glaubte doch die Mehrzahl, daß er ſich vollkommen dem neuen Gouvernement geweiht habe und ihm vielleicht noch näher ſtehe, als bekannt war. Das hingeworfene Wort fiel daher dem Prinzen Emilio auf; es konnte leicht aus officiellem Borne geſchöpft ſein.

„Sie glauben?" entgegnete er vorſichtig, und da ihn Camillo fragend anſah, fügte er hinzu: „Der Kaiſer könnte wirklich den Gedanken hegen?"

„Welchen Gedanken? Sprechen Sie ſich aus!" forderte Camillo.

„Nun, er könnte wohl Neapel mit dem Königreich Italien, das er ſich perſönlich vorbehalten, oder mit

dem andern Theile, Kirchenſtaat, Toscana, Piemont und ſo weiter, den er zum franzöſiſchen Kaiſerreiche geſchlagen hat, vereinigen. Sie können überzeugt ſein, theuerſter Vetter und Freund", ſetzte er raſch hinzu, „daß Sie Alles, was Sie mir etwa darüber ſagen, in den treuſten und verſchwiegenſten Buſen ſenken!"

„Das weiß ich!" erwiderte Camillo. „Allerdings brauchten wir dann keinen beſondern König mehr, indeſſen wenn wir nun einmal gar keinen König mehr in Italien hätten?"

Jetzt blickte der Vetter ihn ſtarr und erſchrocken an. „Sie ſprechen ja wie die Carbonari!" rief er.

Camillo lachte. „Sind Sie eingeweiht in deren Geheimniſſe?" entgegnete er. „Weichen Sie mir nicht aus! Sie können überzeugt ſein, theuerſter Vetter und Freund", wiederholte er feierlich Emilio's eigene Worte, daß Sie Alles, was Sie mir etwa darüber ſagen, in den treuſten und verſchwiegenſten Buſen ſenken!"

„Parodiren Sie mich?" rief Prinz Emilio. „Sie können doch nicht im Ernſt glauben, daß ich mich nur entfernt mit dieſer gefährlichen Sekte eingelaſſen hätte?"

„Sie ſoll ihre Mitglieder unter den höchſten Ständen, unter den achtbarſten und aufgeklärteſten Männern, wie unter den niedrigſten und ungebildetſten Volksklaſſen zählen", erwiderte Camillo. „Es iſt alſo keine Beleidi-

gung; die politiſchen Anſichten ſind ſo verſchieden! Woher wüßten Sie denn ſonſt, daß ich wie ein Carbonaro ſpreche!"

„Weil Sie von Abſchaffung des Königthums, von einer Republik ſprachen!" rief Emilio, dem das Thema immer peinlicher wurde.

„Sie haben mich falſch verſtanden! Iſt denn die Republik der Zweck jener großartigen Verſchwörung?"

„Wie ſoll ich das wiſſen?" entgegnete Emilio immer unruhiger. „Ich bitte Sie ernſtlich, keinen Verdacht auf mich zu werfen. Wollen Sie mich ſondiren, ſo gebe ich Ihnen mein fürſtliches Wort —"

„O mein edler Vetter Don Emilio!" unterbrach ihn Camillo lachend, „ich bin vollkommen von Ihrer Integrität überzeugt, ein neugeborenes Knäblein kann nicht unſchuldiger ſein! Laſſen wir Kaiſer und Könige, Republikaner und Carbonari und freuen uns des Lebens. Wer war die wunderſchöne Procidanerin, mit welcher ich Sie heute früh auf der Straße ſprechen ſah? Das iſt doch wenigſtens ein unſchuldiges Geheimniß, welches ſelbſt Salicetti's Spione nicht zu ſcheuen gehabt hätte?"

Die Erwähnung des verſtorbenen Polizeiminiſters in unmittelbarem Verfolg des unheimlichen Geſprächs über die Carbonari war dem Prinzen Emilio nicht beruhigend; der Vetter ſchien ſeine vorgefaßte Meinung noch nicht aufgegeben zu haben und ihn durch eine Art

von geiſtiger Tortur zu einem Geſtändniſſe bringen zu wollen. Doch durfte er ſich nicht den Schein geben, als habe er dieſe zu fürchten. Er warf ſich alſo gleich auf die Brücke, die ihm zu einem andern Gegenſtande der Unterhaltung geboten war. „Ja, Camillo, ein wunderſchönes Mädchen, dieſe Procidanerin!“ ſagte er. „Sie fiel mir auf, als ich aus dem Hauſe Ihrer göttlichen Schweſter kam, und ich mußte ſie anſprechen. Wo waren Sie aber, Theuerſter, daß Sie mich belauſchten? Ich habe Sie nicht bemerkt!“

„Kann ich armer lahmer Menſch verlangen, daß Sie mich bemerken, wenn Ihnen ſolche Reize geboten werden?“.

„Ach, Freund, Sie überſchätzen mein Glück! Die Schöne war mit Stacheln bewehrt, wie eine Brombeerranke.“

„Warum nicht poetiſcher, wie eine Roſe?“ verſetzte Camillo lachend. „Oder behalten Sie dieſen Vergleich meiner Schweſter vor?“

„Von der Divina bin ich nicht angenommen worden“, erwiderte Emilio. „Und doch weiß ich ganz beſtimmt, daß ſie zu Hauſe war, daß ſie kurz nach mir einen Beſuch nicht abgewieſen hat.“

„Wer ſagt Ihnen das?“ fragte Camillo raſch, beinahe heftig.

„Dieſe Augen, Herr Vetter! Ich will Ihnen geſtehen, daß ich den Marktplatz nicht ſogleich verließ; es war, als ob ich durch eine unſichtbare Gewalt zurückgehalten würde. Lächeln Sie nicht ſo ungläubig, Sie Freigeiſt! Und meine Ahnung wurde erfüllt. Die Procidanerin, deren Schönheit auch Sie anerkennen, kam aus dem Hauſe Ihrer Schweſter; ich ſprach ſie an, wie ich Ihnen ſchon ſagte, nicht in Bezug darauf, denn ich kam gar nicht auf den Gedanken, daß das Mädchen etwa im Dienſte Virginia's ſtehen könnte, ſondern ich ſagte ihr ein paar Worte, wie man ſie einem ſchönen Kinde ſagt. Sie antwortete mir nicht gerade freundlich und ging hinweg, da wurde ſie von einem ihr nacheilenden Diener in der Livree unſerer Familie gerufen und kehrte raſch in das Haus zurück. Ich fragte den Menſchen nach ihr und hörte, daß ſie eine Dienerin der Prinzeſſin ſei, von außerhalb; er wußte nichts Näheres. Ich denke mir, ſie iſt entweder von einer der Beſitzungen ihres Vaters oder von dem Gute, das ihr der König geſchenkt hat."

„Ihrem Gemahl!" warf Camillo ein.

„Ganz recht, ihrem Gemahl, nicht ihr! Sie corrigiren mich mit voller Befugniß. Während ich noch meine Gedanken darüber hatte, daß die Couſine die Livree unſeres Hauſes nach ihrer Verheirathung noch führe und daß ihr Herr Vater das nicht hätte erlauben ſollen, kam

ein junger Mann gegangen, den man auf den ersten Blick an seinen blonden Haaren und der hellen Gesichtsfarbe für einen Ausländer, einen Deutschen erkannte, schritt gerade auf das Haus Ihrer Schwester zu und trat ohne weiteres hinein, als sei er dort vollkommen heimisch."

„Wohnen nicht mehr Menschen in dem großen Hause?" versetzte Camillo. „Sie sind sehr eifersüchtig, guter Vetter."

„Glauben Sie, ich werde blind und ohne Prüfung urtheilen?" entgegnete Emilio. „Das thue ich niemals. Ich wartete wohl eine Viertelstunde, ob der junge blonde Mann, gleich mir abgewiesen, wieder herauskommen werde und als das nicht geschah, suchte ich mich zu überzeugen, ob er nicht zu einem von den übrigen Bewohnern des Hauses gegangen sei. Das war aber nicht der Fall. Ich erfuhr, daß er der Frau Gräfin seine Aufwartung gemacht habe, und sah ihn von dem Café aus, wo ich meine Station genommen hatte, erst nach einer Stunde wieder erscheinen. Ihnen, theuerster Vetter, nur Ihnen, dessen Ehre dabei betheiligt ist, lege ich meine Wahrnehmungen ans Herz. Es ist gar keine Frage, daß der junge Mann jener deutsche Neffe ihres Gemahls ist, welchen Virginia aus übertriebener Gastfreundschaft in ihr Haus aufgenommen und, wie ich heute erst ver-

nommen, dem Anſtandsgefühl gehorchend, ſeit ihrer Rückkehr aus der Caſa dell' Orme wieder daraus entfernt hat; der Jüngling ſcheint ſich aber daraus ein gewiſſes Hausrecht abzuleiten, das er mit deutſcher Unverſchämtheit zum großen Nachtheil Ihrer Schweſter behauptet. Ich ſtelle Ihnen das Urtheil darüber anheim, ob es Eiferſucht iſt, wie Sie ſagen, oder nicht vielmehr der Eifer für die Ehre des Hauſes Angri, welche durch die Unvorſichtigkeit Virginia's und die Frechheit eines hergelaufenen Deutſchen compromittirt wird."

„Kommen Sie zu Athem, Vetter Emilio, Sie haben ſich ganz echauffirt! Der junge Mann hat Sie dermaßen in Harniſch geſetzt, daß Sie ſelbſt, Don Emilio, der einen ſo glühenden Eifer für die Ehre des Hauſes Angri zur Schau trägt, der erſte ſind, dieſe Ehre zu verdächtigen. Beruhigen Sie ſich! Das Verhältniß, welches Sie quält, iſt das unſchuldigſte von der Welt. Baron Orkum, ſo heißt der Neffe des Grafen, lebt ganz andern Zwecken in Neapel, als der Ehre ſeines Oheims zu nahe zu treten; das verbietet ihm ſchon ſeine deutſche Gewiſſenhaftigkeit, an welcher ſich mancher Italiener ein Beiſpiel nehmen könnte! Und wenn es wahr iſt, was Sie gewiß mit großer Feinheit ermittelt hatten, daß meine Schweſter wirklich zu Hauſe geweſen iſt, Sie abgewieſen und den Neffen ihres Mannes angenommen hat, ſo mag ſie dazu

ihre Gründe gehabt haben, über welche Niemand das Recht zusteht, Rechenschaft von ihr zu fordern. Begleiten Sie mich zu einem Spaziergange nach der Chiaja?"

Emilio schützte andere Geschäfte vor. Er war entrüstet über die Aufnahme, welche er heute bei dem Vetter gefunden hatte, und nahm sich vor, da er gewissermaßen auch hier ausgewiesen wurde, Camillo künftig zu vermeiden, bis er ihn selbst aufsuchen würde. Virginia's Geheimnisse dagegen, die ihm ziemlich durchsichtig schienen, glaubte er bald ermitteln zu können, und wenn sie in seiner Hand war — der kühne Gedankenflug, den er nehmen wollte, wurde zwar durch einige Bedenklichkeiten gelähmt, den deutschen Gemahl betreffend, welcher jeder Urbanität ermangelte, indessen konnte nicht eine russische Kugel den chevalier de fortune aus dem Wege schaffen?

Sechstes Kapitel.

Die Carbonari.

Camillo Angri ging wirklich, ſobald ſein Vetter ihn verlaſſen hatte, nach der Chiaja hinaus, der ſchönen Straße, in welcher ſtets ein lebhaftes Volksgewühl iſt und auch die vornehmſten Herrſchaften ihren Corſo halten. Langſam, wie ſein hinkender Gang es bedingte, verfolgte der Prinz ſeinen Weg, erwiderte hier und da einen Gruß oder wechſelte ein Wort mit Bekannten. Er kam an die Stelle, wo vor vier Jahren feindliche Kugeln in ſeiner Nähe eingeſchlagen waren. Eine engliſche Kriegsflotte war damals, während der öſterreichiſche Krieg, der den Kaiſer beſchäftigte, eine günſtige Gelegenheit zur Eroberung von Neapel zu bieten ſchien, von Sicilien ausgelaufen, hatte hier und da einige Truppen und viele der geflüchteten Briganten an das Land geworfen und im Golfe ſelbſt der Hauptſtadt das Schauſpiel eines Seekampfes gegeben. Da war König Murat, der die Vertheidigungsanſtalten von Portici bis Cumä, am Pau-

ſilippo und am Fuße von Capo di Monte geleitet, ſelbſt am Strande geweſen, um ſeine Fregatte und Corvette, welche beide allein gegen viele Fahrzeuge von verſchiedener Größe kämpften, durch ſeinen Anblick zu ermuthigen, und die Königin Karoline, an Muth ihrem kaiſerlichen Bruder ebenbürtig, hatte ſich mit ihren Töchtern nach der Strada di Chiaja begeben, um dem Kampfe zuzuſchauen, wo ſie britiſche Kugeln erreichen konnten; ihr hochherziges Beiſpiel hatte den ganzen Hof und eine zahlreiche Volksmenge dahin geführt, ſodaß ſich die Straße, wie an einem Feſttage, mit Menſchen und Wagen gefüllt. Der Abend hatte dem Kampfe ein Ende gemacht, ohne daß die arg beſchädigten neapolitaniſchen Schiffe genommen worden wären. Bald darauf, als die Erfolge Napoleon's in Deutſchland, die Schlacht von Wagram und der Waffenſtillſtand von Znaym im Süden bekannt geworden, hatten die Verbündeten von Sicilien ihre Pläne aufgegeben und ſogar die Inſeln Procida und Iſchia nach Zerſtörung ihrer Befeſtigungen geräumt. Nur auf Capri, freilich dem wichtigſten Punkte, weil es der Schlüſſel zum Golf von Neapel, wehte noch die engliſche Flagge.

Und noch ein anderer Tag ſtieg in Camillo's Gedächtniß auf, weil er mit dem Schickſal ſeiner Familie eng verbunden war. Am Geburtstage Napoleon's vor vier Jahren war die Verlobung ſeiner Schweſter

mit dem deutſchen Grafen, Adjutanten des Königs, angekündigt worden. An demſelben Tage, während ſchon alle Vorbereitungen zur pomphafteſten Feier des Napoleonsfeſtes getroffen wurden, die Regimenter der Garniſon zur großen Parade antraten und die Schiffe im Hafen ſich mit dem reichſten Flaggenſchmuck bedeckten, war plötzlich eine mächtige feindliche Flotte in den Golf eingelaufen, um die Stadt zu bombardiren. Der König hatte keine einzige Anſtalt zum Feſte abbeſtellen, dagegen ſchnell die kleine Escadre und die Hafenbatterien armiren laſſen. Um drei Uhr nachmittags waren die feindlichen Fahrzeuge in Schlachtordnung vorgerückt und hatten die erſten Geſchoſſe gegen die Stadt geſchleudert; die wenigen neapolitaniſchen Schiffe, mit feſtlich bunt geſchmückten Maſten und Segeln, unter Anführung des Königs in Perſon, der zum erſten und einzigen Male während ſeiner ſiebenjährigen Regierung die Uniform als Großadmiral des Kaiſerreichs angelegt hatte, waren ihnen kühn entgegengegangen, um den Kampf, unterſtützt von den Landbatterien, anzunehmen. So hatten denn die Geſchütze auf dem Meere gegen einander gedonnert, während von den Caſtellen die Kanonen zur Feſtſalve gelöſt wurden, die Truppen ihre Paradeaufſtellung auf der ſchönen Riviera di Chiaja nahmen und ihre kriegeriſchen Inſtrumente ertönen ließen und auf

allen Punkten, wo es etwas zu ſehen gab, das Volk laut ſeine Theilnahme bekundete. Nie hat man den König ſo ſtrahlend im Hochgefühl ſeiner Macht geſehen, als an jenem Tage, wo ihm das Glück alle ſeine Wünſche krönte: Krieg und Ruhm, Pomp und Herrlichkeit und er allein die Augenweide einer unermeßlichen bewundernden Volksmenge! Gegen Abend hatte die feindliche Flotte den Kampf abgebrochen, der auf keiner Seite viel Schaden gethan. Camillo Angri war damals noch nicht Mitglied des Staatsraths geweſen; er hatte darum mit größerer Freiheit ſich unter das Volk miſchen können, weniger, um das vielſeitige Schauſpiel zu genießen, das ihm in keiner Beziehung tiefere Hoffnungen erregte, als vielmehr, um ſeine Gefühle zu betäuben, welche durch das Ereigniß des Tages, das ſeines Hauſes heiligſte Intereſſen betraf, die Verlobung ſeiner Schweſter, heiß aufgeregt waren. Der Beſuch des Vetters Emilio und deſſen Aeußerungen hatten ihm heute die wenig verharſchte Wunde wieder ſchmerzhaft berührt, und irgend ein geringfügiger Anlaß unterwegs, deſſen er ſich kaum bewußt geworden war, ließ auf dem Schauplatz ſeiner erſten Ahnung der unſeligen Verhältniſſe auch die äußern Vorfälle in ſeiner Seele wieder in lebendige Erinnerung kommen. In ſich verſunken, hatte er für Alles, was ihn umgab, keinen Sinn mehr, ſeine Augen ſtreiften ohne rechtes Bewußt-

ſein des Geſchauten über die Menſchen und ihr Treiben, bis er ſich plötzlich von einem Landmann aufgehalten ſah, der ſich mit abgenommenem Hute in ſeinen Weg ſtellte. Mechaniſch griff er nach der Börſe, um den vermeintlichen Bettler abzufertigen. Dieſer trat jedoch zurück und ſagte: „Mein gnädiger Herr kennt mich wohl gar nicht mehr?“

„Tommaſo!“ rief der Prinz, welcher ihn jetzt erſt ins Auge faßte. „Wie, biſt Du aus dem Dienſt entlaſſen?“

„O nein, Altezza. Nur beurlaubt auf einige Tage bin ich geweſen und glaubte die Livree des fürſtlichen Hauſes Angri ablegen zu müſſen für meine Gänge. Ich bin in der Hütte geweſen.“

Der Prinz ſchien die beſondere Betonung nicht zu bemerken. „Im Walde bin ich geweſen“, ſetzte der Diener hinzu; ſein lauerndes Auge konnte aber nicht das geringſte Zeichen bemerken, daß der Prinz ihn verſtanden, und er wurde nun irre, ob man ihm auch in Bezug auf denſelben die Wahrheit geſagt habe; er hielt es für gefährlich, noch mehr mit der Sprache herauszugehen, da der Prinz ſeine Reden nur eben wörtlich nahm und mit einem gleichgültigen Kopfnicken beantwortete, das ihn zu entlaſſen ſchien.

Auf einmal beſann ſich aber Camillo eines Andern. „Ich habe Dich ſchon immer nach Deiner Geſchichte

mit dem Könige fragen wollen, Mas' Antonio", hielt er ihn, der ſchon ſeines Weges gehen wollte, feſt. „Im Hauſe meines Vaters war es kein Geheimniß, daß Du vor einigen Jahren mit gegen den König gekämpft haſt und von ihm begnadigt worden biſt. Ich habe, wenn ich dort war, immer keine Gelegenheit gefunden, Dich ſelbſt danach zu fragen, und bald nachdem Dich mein Vater angenommen hatte, biſt Du in den Dienſt meiner Schweſter übergegangen. Iſt die Geſchichte wahr, daß Du die Begnadigung wie ein Recht vom Könige ſelbſt gefordert haſt?"

„Ja, ja, gnädiger Herr!" erwiderte Mas' Antonio. „Es war in der Ebene von Palma. Ich hatte das Unglück gehabt, von den Gensdarmen gefangen zu werden; ſie banden mich mit Stricken und ſchleppten mich fort; der Galgen war unrettbar mein Loos, wie er mehr als einem Galantuomo beſchieden worden iſt, drei Brüdern meines Capitano zum Beiſpiel. Da kam auf einmal der König geritten, mit großem Gefolge. Er ſprengte heran und fragte die Gensdarmen, wer ich ſei. Ich ließ aber keinen zu Worte kommen, ſondern ſagte gleich: „Majeſtät, ich bin ein Brigante, aber der Begnadigung werth; denn geſtern, als Ew. Majeſtät in den Bergen von Scilla war, lag ich verſteckt in einem Hinterhalt und konnte Sie tödten; ich hatte auch den Gedanken und

ſpannte meinen Karabiner, aber Ihr königlicher Anblick hielt mich davon zurück. Wenn ich geſtern den König erſchoſſen hätte, würde ich heute nicht gefangen und dem Tode nahe ſein.“ Der König begnadigte mich, ich küßte ſeinem Pferde das Knie und die Gensdarmen mußten mich laufen laſſen.“

„Und Du liefſt ſogleich wieder in den Wald“, ſagte der Prinz, das Wort nun auch etwas betonend, „und warſt feſt entſchloſſen, den König bei nächſter Gelegenheit nicht zu ſchonen?“

„Was denken Altezza!“ rief Mas' Antonio. „Ich bin ein gemeiner Mann, aber doch immer ein Galantuomo! Werde ich mich für die Gnade mit einer Kugel bedanken? Ich ging aus Calabrien fort und wollte heimkehren nach Procida, wo ich zu Hauſe bin, da traf ich den Fürſten, Ihren Herrn Vater, der mich als Knaben ſchon gekannt hatte; er bot mir an, in ſeinen Dienſt zu treten, und ich habe ſeitdem ehrlich gelebt.“

„Bravo!“ ſagte der Prinz. „Wie hieß Dein Capitano, dem drei Brüder gehängt worden ſind?“

Mas' Antonio blickte finſter auf. „Altezza werden nicht verlangen —“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn Camillo. „Ich will Dich nicht veranlaſſen, einen Namen zu nennen, der für Dich Anſpruch hat, geſchont zu werden, wenn ich mir

auch denken kann, daß der Träger desſelben ſich in Sicherheit gebracht hat. Dieſer Capitano, welcher drei Brüder durch einen ſchimpflichen Tod verloren hat, mag allerdings Urſache haben, ſeine Rache zu ſuchen, auch am Könige perſönlich, wenn ſich ihm die Gelegenheit böte, obgleich der König nicht für Alles verantwortlich gemacht werden kann, was die Strenge ſeines Generals zur Unterdrückung des Brigantaggio für nothwendig gehalten hat. Du aber, den der König mit eigenem Munde begnadigt hat, wirſt ihm freilich den Dank nicht mit einer Kugel geben; ich ſprach das nicht im Ernſt, denn ich weiß ja, daß ein Galantuomo ſolchen Gedanken nicht hegen kann. Perſönliche Rache nur für perſönliche Beleidigung!" Er ſprach dieſe Worte kurz und raſch, gleichſam vor ſich hin, doch blickte er gleich wieder frei auf und ſagte: „Du haſt ſeitdem ehrlich gelebt, ich weiß es, als Gondolier meines Vaters und nun meiner Schweſter. Biſt ja ein Marinaro von Procida und das Waſſer gewiß mehr Dein Element, als der Wald."

Trieb der Prinz ſein Spiel mit ihm oder war es nur zufällig, daß er dies Wort, das im Sinne Mas' Antonio's nicht ohne Bedeutung ausgeſprochen worden war, wiederholte? Der Gondolier wagte ſich jedoch nicht weiter zu verrathen, ehe er ſeiner Sache ganz gewiß war, und beſtätigte die Annahme, welche der Prinz geäußert

hatte, nur mit dem ſtets fertigen „Sicuro!" des Italieners.

„Haſt noch eine Verwandte zu Deiner Herrin gebracht?" fragte Camillo leichthin. „Man ſagte mir davon."

Mas' Antonio ſtutzte ſichtlich. „Ins Haus der Principeſſa nicht, auch nicht in die Villa Angri, ich weiß von keiner", ſagte er. Die offenbare Lüge zu widerlegen konnte dem Prinzen nicht einfallen, er nickte wieder gleichgültig und diesmal mit einem ſo ſtolzen Ausdrucke, daß der Gondolier ſofort mit gewohnter Unterwürfigkeit ſeinen Rückzug nahm. War Maddalena alſo doch geſehen worden? Er vermied das Haus ſeiner Herrin, da er ſich dort nicht gern in der Tracht, mit welcher er die Livree für ſeine Waldgänge vertauſcht hatte, blicken laſſen wollte; in der Villa Angri, wo er für die gute Jahreszeit mit einem Theile der Dienerſchaft ſtationirt war, fand er vielleicht ſeine Verwandte noch, wenn die Gebieterin ſie nicht ſchon wieder zurückgeſchickt hatte. Er dachte an den drohenden Abſchied, den er geſtern von ihr genommen hatte, und es that ihm nun leid; er ſchämte ſich, das Meſſer gegen ſie gezückt zu haben, und es überlief ihn kalt, wenn er ſich die Möglichkeit dachte, in der Wuth, welche ihn oft zu Dingen hinriß, die er nachher ſchwer bereute, der armen lieben Maddalena, der Tochter ſeines einzigen nun längſt verſtorbenen Bruders, ein Leid

zu thun. Warum trotzte ſie ihm aber auch, der es ſo gut mit ihr meinte und ihr Alles vertraute, was er auf dem Herzen hatte? War es denn nicht zu ihrem Beſten, daß er ihr verbot, in die Stadt zu kommen, wo ſie tauſend Nachſtellungen ihrer Schönheit preisgegeben war? Wenn ſie der lahme Don Camillo bemerkt hatte, den die Cameriera der Herrin als einen abgeſagten Weiberfeind bezeichnete, wie mußte ſie Andern, welche mehr Sinn für Frauenſchönheit hatten, aufgefallen ſein, noch dazu in ihrer procidaniſchen Feſtkleidung, auf welche die eitle Dirne ſo viel hielt! Mas' Antonio nahm ſich vor, ihr einmal recht väterliche Vorſtellungen zu machen, da ſie anfing, gegen ſeine ernſtlichen Befehle trotzig zu werden und auch die Partie ihrer Herrin mit einer Hartnäckigkeit zu nehmen, welche ganz an ihren verſtorbenen Vater erinnerte, der im Streit um ein paar elende Thunfiſche von einem andern Tonnaro erſtochen worden war. Ganz entfremden durfte er ſich das Mädchen nicht, da er ſonſt von ihr nicht das Mindeſte von Allem, was ihm doch ſo wichtig war, erfuhr; alſo auch die Klugheit rieth ihm, freundlich mit ihr umzugehen. Ueber dieſen Gedanken war ihm ſein Geſpräch mit dem Prinzen in ſeiner Hauptſache faſt aus dem Gedächtniß gekommen, und als er ſich wieder deſſen Aeußerungen zurückrief, machte er zu den Bergen hinauf eins jener verächtlichen Fingerzeichen, deren das gemeine ita-

lieniſche Volk ſich zur Bekräftigung ſeiner Worte, oft ſogar ſtatt deren bedient. „Sie haben mich belogen!“ murrte er. „Wie konnte ich auch ſo dumm ſein, das von ihm zu glauben! Es war gut, daß ich nicht weiter herausging. Cazzo di diavolo! Er hätte mich trotz der Begnadigung noch an den Galgen gebracht! Wie ſchlau er mich über meinen Capitano ausfragen wollte! Trenta Capilli — das wäre freilich ein Fang!“

Er ſah eine Weile ſtarr vor ſich hin und ließ den Kopf hängen. „Ja, ja, er hat Recht! Perſönliche Rache für perſönliche Beleidigung! Der Trenta Capilli, das iſt ein Anderes! Gott ſei König Joachim gnädig, wenn er einmal dem Trenta Capilli ſo ſchußgerecht vor den Karabiner käme wie mir, oder er ihm auf ſonſt eine Weiſe an das Leben könnte! Ich aber, den er perſönlich begnadigt hat?“

Er ſchüttelte ſich, als wolle er dieſe Anwandlungen, die ihm ſonſt fremd waren, von ſich werfen, und ſetzte ſeinen Weg im halben Laufe fort, bis er die Villa Angri erreichte. Hier hörte er aber, daß Maddalena, ſeine Nichte, heute früh ſchon von einem kleinen Wagen abgeholt worden ſei, und es that ihm nun doppelt leid, daß er von ihr im Zorne geſchieden war. Wie gern wäre er einmal ſelbſt nach dem Landgute ſeiner Herrſchaft oder vielmehr des Herrn Grafen, dem es der König geſchenkt hatte, gegangen, um ſich an Ort und Stelle von

Allem, was ihm noch zweifelhaft auf dem Herzen lag, durch den Augenſchein zu unterrichten; an Zeit hätte es ihm nicht gefehlt, denn er hatte außer den gelegentlichen Gondelfahrten ſeiner Herrin, zu denen er von der Villa nach der Stadt befohlen wurde, um ſie abzuholen, ſehr wenig zu thun; ein Anderer hätte ſeine Stelle vertreten, an Bootsleuten war kein Mangel und irgend ein Vorwand, Urlaub zu erhalten, wie jetzt, hätte ſich gefunden, beſonders da die Prinzeſſin niemals perſönlich mit ihm ſprach, ſondern ihm ſtets durch den Hausmeiſter ihre Willensmeinung zukommen ließ. Aber ein beſtimmter Befehl, den er nicht zu umgehen wagte, hatte ihm verboten, jenes Landgut zu betreten, der Befehl des Fürſten Don Hettore, den er noch immer als ſeinen eigentlichen Herrn betrachtete. Ihm verdankte er ja, daß er wieder ein ſicheres, glückliches Leben führen konnte! Was war aus den Andern geworden, welche der Cardinal Ruffo einſt für den Bandenkrieg in den Abruzzen angeworben hatte, den er im Namen des Königs Ferdinand nach deſſen erſter Vertreibung geführt, mit denen er Anno 1799 Neapel ſiegreich wiedergenommen? Als die Franzoſen ein paar Jahre ſpäter zum zweiten Male gekommen, hatten die beherzten Geſellen wieder gegen ſie ihr Blut vergoſſen, aber vergebens, und wer ſich dann hatte flüchten können, war nach Sicilien gegangen bis auf neue Gelegenheit. Von dort hatten

die Engländer, als sie den großen Versuch vor vier Jahren gemacht, das Königreich von allen Meeren her anzugreifen, eine Menge jener Briganten auf die Küste geworfen und dann sich selbst überlassen, nachdem sie ihren Versuch aufgegeben hatten. Was war den Verlorenen übrig geblieben, als ein Verzweiflungskampf in Bergen und Wäldern, der nun mit den furchtbarsten Greueln von ihrer Seite die Vergeltung und die Schreckensmaßregeln der Regierung herausgefordert hatte?

Auch Mas' Antonio wäre, wie so viele Andere, der Gerechtigkeit verfallen gewesen, selbst nach der Begnadigung des Königs, wenn sich nicht der Fürst Hettore seiner angenommen hätte. Der König hatte eine Amnestie für alle erlassen, welche die Waffen niederlegen, sich den Behörden stellen, der Regierung Treue und den Gesetzen Gehorsam schwören würden; wie Viele hatten den Eid geschworen, um ihn, nachdem sie ihren Raub verpraßt und vergeudet, wieder zu brechen, von neuem zum Brigantaggio zurückzukehren, im Vertrauen auf neue Amnestie, oft mit verändertem Namen, sodaß Manche wohl fünf- bis sechsmal dies Spiel getrieben hatten! Wäre Mas' Antonio nicht von dem edlen Fürsten Angri in Dienst genommen worden, er hätte sich vielleicht nicht zu einem so schändlichen Eidbruch hinreißen lassen, aber das Gewerbe hätte er wohl nimmer aufgege-

ben und darin ſicher ſeinen Untergang gefunden. Das hatte er ſich ſelbſt ſchon oft geſagt. Darum ehrte er in dem Fürſten ſeinen Wohlthäter und gehorchte ſeinen Befehlen unbedingt auch da, wo er ſie hätte unbemerkt überſchreiten können; ja er würde das Schwerſte, das Schrecklichſte, ſogar ein Verbrechen blindlings ausgeführt haben, wenn es ihm der Fürſt Don Hettore befohlen hätte. Eins nur vermißte er ſchmerzlich in ſeinem behaglichen Leben ohne Mühſal und Anſtrengungen: die Freiheit! Als er auf der abendlichen Gondelfahrt mit der Herrin und ihrem blondlockigen Cicisbeo, wofür er den jungen Fremden unbedingt anſah, am Ufer bei der Stellina den Mann erblickte, unter welchem er einſt in den Bergen frei und wild umhergeſtreift war, Gefahr und Kampf ſeine Luſt, da hatte es ihn durchzuckt wie ein Meſſerſtich, und wenn er daran dachte, was der alte Capitano ihm geſagt hatte, konnte er gar nicht zur Ruhe kommen. Welche Ueberwindung hatte es ihm gekoſtet, ſein eigenes Geheimniß zu hüten, trotz des ſchweren Eides, der ihm die Zunge band, und der Dolche, die ſein Leben bedrohten, wenn er bundbrüchig würde! Heute, als er auch an dieſe Feſſeln dachte, die er ſich doch freiwillig und für dieſelben Zwecke auferlegt, für welche er einſt unter den Freiſchaaren des Cardinals Ruffo ſiegreich und ſpäter bei den Briganten mit Trenta Capilli unglücklich

gekämpft hatte, wurde ihm das Gefühl der Abhängigkeit von so vielen Seiten recht drückend und er wäre am liebsten durch einen Sprung ins Meer von der Landungstreppe, auf welcher er saß, allem Elend entgangen, das er auf einmal in seinem ganzen Dasein erblickte. Statt des armen glücklichen Schifferknaben von Procida, statt des stolzen, freien Mannes der Berge war er nichts mehr als ein erbärmlicher Sklave, der Wachthund eines buhlerischen Weibes, das willenlose Werkzeug fremder und unbekannter Menschen, mit denen er sich unbedachtsam in eine Verbindung eingelassen hatte und die ihn nun nach ihrem Belieben vernichten konnten. Hatten sie ihn nicht schon heute auf die Probe gestellt, als sie ihn an den Prinzen Camillo gewiesen hatten, der gewiß eher zu ihren Verfolgern als zu ihren Bundesbrüdern gehörte?

Der Abend sank, die Dämmerung, kurz, wie sie der Süden nur kennt, ging schnell zur Nacht über. Am Ufer schimmerten überall Lichter; auf dem spiegelglatten dunkeln Meere schwamm der Widerschein der Sterne; hier und da leuchtete hinter dem Kiel eines Fahrzeugs eine feurige Furche in der Flut auf, wie sie in jenen Breiten nicht selten das Auge des Fremden in Verwunderung setzt. Ruderschlag und Fischergesang auf den Wellen! Mas' Antonio saß noch immer auf seiner Treppe und sah auf das Meer hinaus, hinüber nach den

Inſeln, welche im Dunkel nicht mehr zu erkennen waren; er dachte an ſeine frohen Jahre der Jugend, an Maddalena's Mutter, die ſeinen Bruder ihm vorgezogen hatte.

Da ſtieß ein Boot, das er erſt jetzt gewahr wurde, hart unter ihm an die Landungstreppe und wurde an den Pfahl gekettet. „Wer kommt?“ fragte er. Ein leiſes Zeichen antwortete ihm. Sie waren es, die er erwartete. Er erwiderte das Zeichen, und vier Männer ſtiegen aus, deren jeder ihm die Hand reichte mit dem beſondern Druck, der ihm ſagte, daß es die rechten waren.

„Ihr habt mich in eine Falle ſtürzen wollen“, empfing er ſie.

„Wir Dich?“ entgegnete der erſte der Angekommenen, welche ſämmtlich in dunkle Mäntel gehüllt waren, die ſie in der Finſterniß noch unerkennbarer machten. „Was meinſt Du damit?“

„Der Mann, an den Ihr mich gewieſen habt, verſtand mich nicht und wollte nichts wiſſen. Ihr habt mich auf die Probe ſtellen wollen, ob ich Euch verrathen könnte!“

„Das wäre eine ſehr ungeſchickte Probe geweſen!“ erwiderte der Verhüllte unwillig. „Haſt Du Dich ihm auch in rechter Weiſe entdeckt, von der Hütte geſprochen, vom Walde?“

„Das habe ich!“

„Von den Köhlern, die den Wald von Wölfen säubern wollen?"

„Sollte ich ihm das Wort sagen, da er auf nichts einging?" erwiderte Mas' Antonio. „Was hat er wohl mit Köhlern zu thun, daß ich mit ihm auf einmal von Köhlern reden sollte, als wäre ich verrückt geworden? Weiß nicht alle Welt, daß man sich unter Carbonari jetzt etwas ganz Anderes denkt als arme Kohlenbrenner im Walde? Hätte ich das Wort gegen ihn ausgesprochen, er würde mich gleich beim Kragen gefaßt haben."

„Ich hätte Dich für muthiger gehalten", sagte der Verhüllte. „Doch", wandte er sich an seine Gefährten, „es kann sein, daß wir falsch berichtet sind, oder daß er zu vorsichtig ist, sich gleich zu offenbaren. Führe uns zur Grotte", befahl er dann Mas' Antonio, welcher stumm gehorchte. Er stieg mit den Männern die Treppe hinauf und bog dann in einen Fußpfad ab, der so schmal war, daß sie ihm nur einer hinter dem andern folgen konnten. Schweigend gingen sie im Finstern hin, bis sie den Eingang zu einer Felsengrotte erreichten, der nach dem Meere hin geöffnet, aber mit Gebüsch verdeckt war, sodaß ihn selbst am Tage nur ein Kundiger finden konnte. Der Gondolier zündete, ohne ein Wort zu sagen oder um Erlaubniß zu bitten, plötzlich Licht an. Sie befanden sich in einem beschränkten, aber sehr behaglich zu

längerem Verweilen eingerichteten Räume; Strohsessel und ein paar Polster nebst einem großen und zwei kleinen Tischen standen an den glatt ausgehauenen Felsenwänden umher; man sah einen Schenktisch mit Fächern, in denen Schalen, Gläser und anderes Geschirr zu Erfrischungen zu bemerken, ein paar Armleuchter, sogar ein Spiegel war vorhanden. Der Fürst oder vielleicht schon sein Vater hatte diese Grotte zu einem angenehmen Aufenthalt für die Stunden der Sonnenglut einrichten lassen, und es mochte sich hier in dem kühlen Felsen im Halbdunkel, welches das in den Zweigen gebrochene Tageslicht selbst um Mittag nicht zu zerstreuen vermochte, beim Sorbetto unter guten Freunden oder noch lieber im trauten, süßen Selbander höchst anmuthig sitzen. Auch Donna Virginia liebte diese Grotte sehr. Heute Nacht aber diente sie und nicht zum ersten Male zum Schlupfwinkel von Männern, die sich für geheime Zwecke verbunden hatten.

„Setze Dich zu uns", sagte zu Mas' Antonio der Wortführer, der jetzt wie seine Genossen den Mantel zurückgeworfen hatte und ein jugendliches Gesicht von kühnem Ausdruck, zu der kräftigen Gestalt wohl passend, schauen ließ.

„Laßt mich stehen", erwiderte der Gondolier. „Warum habt Ihr mich armen und niedern Mann über-

haupt in Eure Gesellschaft genommen, warum mich dazu aufgefordert? Was kann ich Euch nützen?"

„Mein Bruder", entgegnete der junge Mann, „viel große Dinge in der Welt sind von Einzelnen ausgegangen, welche hoch über der Menge auf Fürstenthronen oder als Feldherren auf Streitrossen gesessen haben, die größten aber von der zu einem Zweck, in einem Sinne verbundenen Gesammtheit. Dazu darf Keiner fehlen, nicht der ärmste und niedrigste Mann, wie Du sagst, und wollte Gott, wir könnten Jeden, der in italienischer Zunge spricht, mit italienischem Herzen fühlt, mit italienischem Kopfe denkt, zu den Unsern zählen. Setze Dich zu uns!"

Mas' Antonio gehorchte. Sie waren nun zu fünf um den Tisch versammelt, und jene vier kannten sich alle zu genau, um sich mit den vorgeschriebenen Förmlichkeiten, wie sie die Statuten der Verbindung aus vielen Ursachen, auch der Vorsicht wegen festgesetzt, aufzuhalten. Es war überhaupt nur eine kurze Besprechung, zu welcher sie sich hier versammelt hatten. „Wir können frei von Allem reden", sagte der junge Mann, welcher ihr Haupt zu sein schien. „Wir haben von diesem treuen Manne keinen Verrath zu fürchten, im Gegentheil wird er uns unter seinen jetzigen und ehemaligen Genossen, deren er viele zu finden weiß, neue Brüder zuführen,

denn er iſt, wie wir alle, für die Sache des Vaterlandes ein Streiter geweſen und wird, gleich uns, zur Erkenntniß des rechten Weges kommen.“

„Ja, Ihr Herren!“ nahm Mas' Antonio das Wort. „Euch kenne ich erſt ſeit geſtern“, wandte er ſich an den jungen Mann, welcher das Wort führte. „Ihr ſeid nicht aus Neapel. Die andern drei kenne ich, ſie haben mich mit dem rechten Ton der Vogelpfeife angelockt und richtig gefangen, dagegen will ich auch weiter nichts ſagen. Aber, Ihr Herren, wenn es der Perſon des Königs gilt, ich bin ein Galantuomo; dem Könige, der mich begnadigt hat, kann ich nichts anthun.“

Der Jüngling lächelte. Er wußte ſchon aus ſeinen calabreſiſchen Bergen, daß der gemeinſte Räuber ſich mit dieſem Ehrennamen brüſtet und auch wohl in mancher Weiſe, wie das wunderliche Gemiſch des Volkscharakters es bewirkt, ſein brutales Handwerk zuweilen mit einigen Flittern von Ritterlichkeit aufputzt. „Murat iſt ein hochherziger Mann, wer wollte ihm das ſtreitig machen!“ erwiderte er. „Du hatteſt ihn verſchont, da es in Deiner Macht lag, ihn zu tödten — mußte er Dich nicht begnadigen? Durfte er, als König, weniger Galantuomo ſein als Du, der Brigante? Lacht nicht, Ihr Freunde! König-Ehrenmann — wie das klingt! Ein Komödiant — wie?“

„Nun, Herr", verſetzte Mas', „wenn ich ihn aber nun belogen hätte? Konnte nicht jeder Gefangene vorgeben, den König aus dem Hinterhalt verſchont zu haben? War es nicht immer königlich, daß er mich auf mein bloßes Wort begnadigte?"

„Königlich!" wiederholte einer der Andern, welche bisher ſchweigend und finſter zugehört hatten. Und ſich zu dem Jünglinge, welcher ihr Oberhaupt ſchien, wendend, ſagte er ihm einige Worte in einer Sprache, welche der Gondolier nicht verſtand, an dem Seitenblick auf ihn und dem verächtlichen Tone konnte er aber wohl bemerken, daß ſie ihm galten, und das heiße Blut in ſeinen Adern wallte auf.

„Dem Könige ſollſt Du auch nicht feindlich ſein, braver Mann!" ſprach der Jüngling beſchwichtigend zu ihm. „Wir fordern überhaupt nur von Dir, daß Du der Sache Deines Vaterlandes, für welche Du ſchon Dein Leben gewagt haſt, treu bleibſt. Dieſe heilige Sache bleibt ewig dieſelbe, wie unſer ſchönes Italien und ſein Volk ewig bleibt, während die Könige ſterben und die Herrſchaft wechſelt. Ich könnte Dir zwanzig fremde Fürſtenhäuſer nennen und mehr noch, welche im Laufe der Jahrhunderte in unſerem herrlichen Lande geherrſcht haben, ſeit es die Freiheit, ſich ſelbſt zu beherrſchen, an den erſten Auguſtus verloren hat. Soll dieſe

Zeit in ihrer Reinheit, ehe sie von Bürgerkriegen befleckt wurde, die glorreiche Römerzeit vor Marius und Sulla, niemals wiederkehren?"

Ein kurzes, spöttisches Auflachen des Mannes, der vorher in fremder Sprache gesprochen hatte, unterbrach die feurige Rede des Jünglings und beschämte ihn, denn er mußte sich selbst sagen, daß er seine edelsten Perlen begeisterter Rhetorik hier verschwende. „Ich meine", sprach er einlenkend, „daß wir von Dir nichts fordern, als daß Du einige geringere Aufträge, welche wir Dir geben werden, getreulich besorgst. Das Blatt, welches Du heute bestellen solltest und aus Mißtrauen zurückbehalten hast, gib mir nur wieder."

Mas' Antonio zog es aus seiner rothen Schärpe, in welcher es versteckt war, und überreichte es dem jungen Manne. Dieser warf einen Blick auf das Blatt, um sich zu überzeugen, daß es auch das rechte sei, und legte es dann neben sich auf den Tisch. „Kann sein, Ihr Freunde", sprach er, ohne den Gondolier weiter zu beachten, zu seinen Gefährten, „daß unsere Nachrichten falsch waren. Wir haben noch keine allgemeine Verbindung und Oberleitung im Lande, wie weit wir uns auch seit den drei Jahren unserer Thätigkeit verbreitet haben. Selbst in den einzelnen Provinzen stehen die Vereine nur sehr mangelhaft im Zusammenhang, und so

iſt es wohl möglich, daß die Nachricht, welche mich zu dem heutigen Schritte bewog, auf einer Täuſchung beruhte."

„Sie kann aber gefährlich werden! Weißt Du nicht, daß der Wolf ſchon Witterung bekommen hat, welche neuen Feinde ihm drohen? Wir werden bald ſtatt Angreifer die Gehetzten ſein, mit aller Argliſt und Grauſamkeit, die ſie nur aufbieten können. Warum haſt Du Deine Augen gerade auf dieſen Prinzen gerichtet?"

„Weil wir ein Haupt brauchen!" rief der Jüngling.

„Sei Du es!" erwiderte der Andere. „Biſt Du es nicht ſchon in Calabrien?" ließ ſich der Dritte vernehmen.

„Ich bin es nicht, und mich aufwerfen zum Oberhaupt wie ein Tyrann, das ſei fern von mir!" entgegnete der Jüngling, in deſſen funkelnden Blicken gleichwohl der Eindruck ſich malte, welchen jener Aufruf in ſeiner Seele gemacht hatte. „Ich hatte auch noch andere Gründe, auf Camillo Angri meine Hoffnung zu ſetzen."

Hier unterbrach ihn der finſtere Mann wiederum mit einigen Worten in fremder Sprache, und der Jüngling runzelte die Stirn. „Meine Zeit iſt gemeſſen", fuhr er dann fort, dem Einwurf durch ein leichtes Kopfnicken Recht gebend. „Ich bin hierher gekommen, um wenigſtens, was an mir iſt, zu thun, damit nicht blos

die einzelnen Hütten in einer Provinz, ſondern auch die Gemeinweſen der benachbarten Landſtriche ſich in Verbindung ſetzen. Darum bin ich nach der Terra di Lavoro gekommen. Wie Neapel das Haupt der Städte in unſerem Reiche, bis es einſt kein Reich mehr in Italien, ſondern nur ein Land, ein Volk, ein Gemeinweſen geben wird mit Rom als Hauptſtadt, ſo muß einſtweilen von Neapel der Herzſchlag ausgehen, der alle Pulſe des ganzen Landes in Bewegung ſetzt. Ich habe Euch, Ihr guten Vettern, wie wir uns alle nennen, darüber noch einige Mittheilungen zu machen, welche ſelbſt der Nachtwind nicht hören darf, um ſie weiter zu tragen, denn das Ohr des Verräthers ſchläft nicht und der blutige Manches lauert vielleicht ſchon wieder auf neue Opfer. Sei deshalb unſer Schild, Du treuer Mann. Bewache uns, daß Niemand uns belauſcht und ſtört. Was hier zwiſchen uns beſprochen wird, ſollſt Du ſpäter erfahren."

Mas' Antonio ſtand ſogleich auf und verließ die Grotte. Er athmete leichter auf, als die friſche Nachtluft ſeine Stirn und Bruſt berührte; in dem eingeſchloſſenen Felsgewölbe, unter den fremden Menſchen, von denen er nur einen einzigen mit Namen kannte, war ihm unheimlich zu Muthe geweſen. Wie anders hatte er ſich das gedacht, wozu man ſeine alten Neigungen von

neuem aufgeſtachelt hätte! Der Gebirgskrieg, mit Liſt und Verwegenheit gegen die Uebermacht der Franzoſen und der neuen Provinzialgarden geführt, in wilder Freiheit, in Waffen — das war ſeine Luſt geweſen! Was ihn zuerſt von Procida herübergeführt hatte in den Aufruhr der Abruzzen, wo der Cardinal Ruffo bewaffnete Schaaren geſammelt, das war ihm heute ſeit lange wieder einmal hell zum Bewußtſein gekommen: gekränkte Liebe, wilde Eiferſucht auf den eigenen Bruder! Seitdem hatte er an dem freien, geſetzloſen Leben Geſchmack gewonnen, und die Unzufriedenheit mit ſeiner jetzigen Lage war dem Manne, der ihn einſt als einen verwegenen und ſchlauen Briganten gekannt hatte, ſehr zu Hülfe gekommen, als er ihn für neue Zwecke warb. Statt der geträumten Erlöſung war Mas' Antonio jedoch in ſeiner alten Sklaverei, wie er ſie nannte, geblieben, für den Hinterhalt in der Felsſchlucht mit der ſchußfertigen Büchſe im Arm war ihm die dunkle Höhle der Verſchwörer gegeben worden; nur das Ende, welches ſchlimmſten Falls in Ausſicht ſtand, ſchien daſſelbe zu ſein — ein ſchmachvoller Tod!

Siebentes Kapitel.

Camillo.

„Gott ſchenke Dir Frieden, Virginia! Dein Vater iſt nun ſo weit hergeſtellt, daß er meiner nicht mehr bedarf, und ich kehre in meine ſtille Zelle zurück, zu der frommen Heerde, welche der Herr meiner Obhut anvertraut hat. Ich bete zu Gott, daß er Dich bald finden und zu mir führen möge!“

Die Leſerin ſchauderte unwillkürlich und wollte das Billet, ohne es zu Ende zu leſen, zerknittern, aber ſie widerſtand dieſer Anwandlung. „Dein Vater hat mir keinen Auftrag für Dich gegeben, als ich ihn danach fragte; auch für Camillo nicht. Aendern wird ſich das Alles nur im ewigen Lichte. Ich werde Dir die Stätte bereiten, hier oder dort, wie es der Wille des Allmächtigen iſt. Deine treue Tante Beata.“ Sie hatte ſich mit ihrem Kloſternamen unterzeichnet, obgleich ſie von ihren Verwandten nie anders als Margherita genannt wurde.

Rasch warf die junge Frau die ernste Mahnung von sich und öffnete, um deren Eindruck zu verwischen, einen andern Brief, welchen sie heute mit einem zweiten Kurier aus Deutschland, der dem ersten an die Königin nur zu bald gefolgt war, erhalten hatte. Ihre Züge verwandelten sich, um ihre Lippen zuckte es in eigenthümlicher Weise; ihre Augenlider zogen sich näher zusammen, sodaß ihr Blick sich verschärfte.

„Zu früh getrommelt und gepfiffen, verehrte Frau Gemahlin! Wir hatten wirklich eine schöne Bataille gewonnen. Unsere Attake, als sich der König selbst an die Spitze setzte, war brillant, wir sprengten ein paar Quarrés und ich habe mit eingehauen und Fleisch gehackt, daß es eine Lust war. Die andern wurden überritten, abgeschnitten, gefangen! Der Kaiser glaubte sich schon zum zweiten Male in Wien und die Herrlichkeit mit dem König war groß, alle Rancune vergessen; er fraß den König, der ihm den Sieg verschafft hatte, beinahe vor Zärtlichkeit auf."

Virginia ließ das Blatt sinken, von dieser rohen Ausdrucksweise sichtlich abgestoßen. Aber der Eingang deutete Unglücksnachrichten an und sie las weiter.

„Nach Wien ist weit, aber nach Prag wären wir vielleicht gekommen, wenn dem Kaiser nicht flau geworden wäre. Er ging nach Dresden zurück und ließ seinen Doctor Corvisart über sich her, schickte nur den Van-

damme dem geſchlagenen Feinde nach und ließ nichts hinterher rücken; ſo rannte ſich der feſt und wurde faſt mit ſeiner ganzen Armee gefangen. An demſelben Tage, wo wir den Alliirten bei Dresden ſo ſchön aufſpielten, hatte Blücher, der alte Stier, den Herrn Herzog von Tarent, unſern feinſten Nobelmann, in Schleſien auf die Hörner genommen und ihn in die Katzbach geworfen; ein paar Tage vorher war Oudinot vor den Thoren Berlins von den Preußen abgeklopft worden. Hiob ein Glücksvogel gegen unſern Kaiſer, der eine Unglückspoſt über die andere empfing! Ich fürchte, die Karre geht ſchief. Eben kommt noch eine neue angenehme Nachricht. Auch unſer Ney, mit dem der Kaiſer quitte ou double gegen Berlin ſpielen wollte, iſt erbärmlich abgetrumpft geworden, ſeine ganze Armee auseinander gelaufen. Der König gibt zwar noch nichts verloren und der Kaiſer thut gut, daß er ihn aufkandart hält, denn läßt er ihm Zeit zur Ueberlegung, ſo bekommt mein Herr Rückfälle in die frühere Paſſion, ſich vom Zügel ganz frei zu machen, kappt ſeine Anker und macht ſich flott, mag der ſtolze Dreimaſter, der ihn bis jetzt mitgenommen hat, ſcheitern, wo er will. Warum ſollen wir mit zu Grunde gehen? Ich wünſchte, das Pelzwaſchen wäre erſt ganz vorüber und ich ſäße wieder in unſerm ſchönen Hauſe in Neapel, um einen andern, leider bis jetzt

auch nicht glücklichen Feldzug gegen eine gewiſſe ſtolze und nur gegen ihren rechtmäßigen Herrn grauſame —“ Virginia warf das Blatt zur Erde und ſetzte ihren kleinen Fuß darauf; ihr Buſen wogte heftig, ihr Auge füllte ſich mit Thränen. In dieſem Moment fühlte ſie ſich tief unglücklich, vor ſich ſelbſt erniedrigt. Aber ſie faßte ſich gewaltſam, nahm das Papier wieder auf und zerriß es, ohne ſeinen Inhalt noch eines Blickes zu würdigen, in kleine Stücke. Kurz darauf trat ihre Dienerin ein und legte ſtill ein kleines, ſorglich zuſammengefaltetes Billet vor ſie hin. Auf die beiden vorigen, welche ihr Herz in ſehr verſchiedenem Geiſte mit Dornen gegeißelt, der Balſam! Sie entließ die Zofe mit einem Wink; dieſe entfernte ſich ebenſo geräuſchlos, als ſie gekommen war, und Virginia ergriff das Billet mit zitternden Händen, ihre Mienen zeigten die ängſtlichſte Spannung; als ſie aber die erſte Zeile geleſen hatte, drückte ſie das feine Blatt entzückt an ihre Lippen und warf einen ſtrahlenden Blick ihrer ſchönen ſchwarzen Augen gen Himmel. Jene Zeile enthielt die Worte: „Unſere Giuditta iſt wieder ſo friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer.“ Dieſe Nachricht genügte vollkommen, um Virginia Alles vergeſſen zu machen, was noch vor einigen Minuten ſie ſchwer heimgeſucht hatte. Sie las die Zeile noch zweimal mit beſeligtem Lächeln; es war, als wolle

ſie ſich feſt überzeugen, daß ſie auch Wahrheit geleſen habe. Dann zog ſie die Glocke.

„Wer hat das gebracht?“ fragte ſie.

„Die Maddalena“, antwortete die Dienerin.

„Warum die Maddalena wieder?“ fragte die Herrin überraſcht. „Gab es keinen andern Boten?“

Die Dienerin konnte darauf keine Antwort geben, und Virginia ließ Maddalena kommen.

„Mädchen, warum kommſt Du wieder hierher?“ fragte die Gräfin. „Konnte der Prete keinen andern Boten ſchicken?“

„O ja, Madonna“, erwiderte die Procidanerin in ihrer ruhigen Weiſe, die zu den klaren Zügen ihres kindlichen Antlitzes ſo wohl paßte. „Ich habe aber, da ich nun gut abkommen konnte, den hochwürdigen Herrn darum gebeten, weil ich mit meinem Oheim zu reden habe. Niemand als ich kann ihm das ſagen, was ich ihm ſagen muß. Ihr werdet mich darum nicht ſchelten, Madonna.“

„Es iſt wohl ein Herzensgeheimniß, um das ich auch nicht wiſſen darf?“ fragte Virginia lächelnd.

„Ich könnte es Euch ſchon ſagen und werde es auch“, erwiderte Maddalena. „Erſt aber muß es doch mein Oheim wiſſen.“

„Betrifft es Dich oder ihn?“

„Ihn.“

„Nun, ſo geh hinaus nach der Villa. Dort findeſt Du ihn. Sage ihm, er ſolle mich heute vor dem Ave Maria mit der Gondel abholen; ſo lange kannſt Du bei ihm bleiben und dann mit ihm hereinkommen. Morgen aber, wenn Du mir nicht entdeckſt, daß Dein Herz beſondere Gründe hat, noch länger zu verweilen, mußt Du wieder zurückkehren. Biſt Du ungern dort? Iſt Dir Dein Dienſt läſtig?“

„Wenn ich nicht bei Euch ſein kann, Madonna, ſo bin ich in der Roſaja am liebſten.“

„Nenne mir den Namen nicht!“ rief die Gräfin heftig. „Wer den Ort umgetauft hat, mag dort Roſen ſuchen; für mich bleibt er die Prunaja, wie er vordem geheißen hat, der Dornbuſch. Ich hoffe aber, Lenetta“, ſetzte ſie, ihre unbedachte Aeußerung zum Scherze wendend, hinzu, „daß Du nicht blos Dornen dort findeſt, und will Dich auch, wenn die Zeit kommt, zu mir nehmen. So lange wird Dein Marco aber wohl nicht warten wollen.“

„Madonna!“ verwahrte ſich die Procidanerin mit dem Tone des Erſtaunens, lächelnd zwar, aber nicht erröthend.

„Willſt Du mir's leugnen, Schelmin?“ ſagte Virginia, indem ſie ihr freundlich mit dem Finger drohte.

„Ja, das kann ich", erwiderte Maddalena. „Der Marco!"

„Nun, Kleine, sei nicht so stolz! Willst einen Rathsherrn oder einen Baron heirathen?"

„Heirathen macht nicht glücklich", sagte die Procidanerin.

Da zuckte es schmerzlich über das Gesicht der jungen vornehmen Frau; hingerissen von dem Gefühle des Moments, wie es nur zu oft geschah, küßte sie das Mädchen auf die Stirn und entließ es, ohne ein Wort zu sagen. Maddalena war nur fünfzehn Jahre alt, aber sie hätte nicht ihren von Natur scharfen Verstand besitzen müssen, wenn sie aus dieser plötzlichen Aufwallung der Gräfin, verbunden mit Allem, was ihr Mas' Antonio, ihr Oheim, über dieselbe gesagt hatte, nicht die Ueberzeugung geschöpft hätte, daß ihre Herrin in ihrer Ehe nicht glücklich sei. Die Aeußerung, durch welche Maddalena sie getroffen hatte, war dieser auch in einer traurigen Erinnerung entflossen, die sich ihr, sie wußte nicht wie, plötzlich aufgedrängt, die Erinnerung an ihre Mutter und deren harte Behandlung, von welcher sie bei reiferem Bewußtsein oft genug eine Zeugin gewesen war.

Auf dem Wege nach der Villa Angri vergaß sie das aber, jung wie sie war, und dachte an die Neckerei der Herrin, über welche sie mehrmals still vor sich hin

lächeln mußte. O nein, den Marco mochte ſie nicht zum Mann; ein Rathsherr, ein reicher Kaufmann aus der Toledoſtraße wäre ihr ſchon recht geweſen, ein mächtiger Baron noch lieber! Dabei mußte ſie aber doch wieder an die Herrin denken. War's denn möglich, was ihr der Oheim zur Warnung geſagt, daß ſie nicht ſo blind Alles thun ſolle, was ihr geheißen? Wenn die Frau auch nicht glücklich war mit ihrem Manne, mußte ſie ihm darum untreu werden? Das Bild des jungen Fremden, den ihr der Oheim gezeigt und genannt hatte, ſtellte ſich vor ihre Seele; er war gewiß ſchön und freundlich, ſollte er wirklich das Herz der Gräfin gewonnen haben? Bei dieſem Gedanken wurde Maddalena traurig, ſie liebte ihre Herrin ſo ſehr! Und wenn ſie gar auf den ſchändlichen Verdacht kam, den ihr der Oheim wie einen Tropfen Gift mit auf den Rückweg nach der Roſaja gegeben hatte, ſo verwandelte ſich ihre Traurigkeit in Unwillen.

„Wenn er ſeine Herrſchaft für ſo ſchlecht hält, warum bleibt er denn in ihrem Dienſt? Mich ſollten nicht eiſerne Ketten halten, wenn ich ſicher wüßte, daß ſie den ſchönen Deutſchen liebt und daß die kleine Giuditta — nein, nein! Ich werde es ihm ſagen! Er verdient den Schutz gar nicht, den er genießt, und auch meine Warnung nicht, um welche ich den weiten Weg gelaufen bin.“

In der Villa traf ſie zuerſt Marco, welcher ſie kommen ſah und ihr mit einem ſo freudigen Ausruf entgegeneilte, daß ſie, an die Neckerei ihrer Herrin denkend, doch ein wenig in Verlegenheit gerieth. Das ging bei ihr aber ſchnell vorüber; ſie beſaß eine ſo eigenthümliche Ruhe des Gemüths, wie es bei einem fünfzehnjährigen Mädchen und einer Italienerin Wunder nehmen konnte. Marco's Frage, was ſie ſchon ſo bald wieder hergeführt habe und ob ſie nun vielleicht ganz hier bleiben werde, ließ ſie unbeantwortet und wollte nur wiſſen, wo ihr Oheim Mas' Antonio ſei. Der fand ſich auf Marco's lauten Ruf auch bald dazu und machte große Augen, als er ſeine Nichte erblickte; ſein Geſicht zeigte aber nicht die Freude, welche die Züge ſeines jüngern Genoſſen erhellte. „Santo demonio!“ rief er.

„Ich komme Deinetwegen“, ſagte ſie, die drohende Frage, welche auf ſeinen Lippen lag, abſchneidend. „Ich habe mit Dir zu reden, Oheim.“ Er blickte ſie prüfend an und ſchickte dann Marco ohne viele Umſtände hinweg. Als dieſer ſich mit einem vorwurfsvollen, aber doch immer freundlichen Blick auf Maddalena entfernt hatte, fragte Mas' Antonio rauh: „Was willſt Du von mir?“ Er ſah in dieſem Moment ſeinem Bruder, wenn dieſer auf die Mutter ſchalt, ſo ähnlich, daß Maddalena unwillkürlich die Hand auf das Herz legte.

„Rede! Was willſt Du von mir?“ wiederholte er ſeine Frage, finſterer als zuvor. „Du biſt nun hinter die Wahrheit gekommen und wirſt mir ſagen, wie es ſteht?“

„Ich komme Deinetwegen“, wiederholte auch ſie. „Du biſt nicht ſicher, Oheim. Sie haben Verdacht auf Dich geworfen —“

„Wer?“ fragte er heftig. „Der Prete? Die Chianna?“

„Was denkſt Du! Was ſollten die von Dir wollen!“ entgegnete ſie verwundert. „Haſt Du ihnen Grund gegeben?“

„Mache mich nicht wild! Rede!“ fuhr er ſie an.

„Ich meine die Gensdarmen. In der Oſteria, wo ich der Frau Chianna etwas für die Haushaltung zu holen hatte, ſaßen ihrer drei und tranken; ſie kümmerten ſich nicht um mich, und da ich lange warten mußte und mich nicht allzu weit von ihnen unter den Nußbaum geſetzt hatte, ſo konnte ich hören, was ſie ſprachen; ich achtete nicht darauf — was ging es mich an! Es waren Offiziere, wie ich ſehen konnte, der eine trug ſogar den Orden mit den fünf Zacken. Draußen am Wege nach Acerra ſtanden noch zehn oder zwanzig mit ihren Pferden und der Bottega des Hauſes trug ihnen Wein zu. Auf einmal hörte ich den mit dem Orden ausrufen: „Angri?

Gerade bei denen niſten ſie ſich ein; dort ſind ſie am ſicherſten!" Jetzt horchte ich auf und kein Wort entging mir. Der Offizier holte ein Papier hervor: „Hier habe ich die Verdächtigen bezeichnet, wie ſie uns angegeben worden ſind. Viel Nichtswürdigkeit dabei — Feindſchaft, Rache! Gewiß mehr Unſchuldige als Strafbare! In der Villa Angri halten ſie aber Zuſammenkünfte, das haben unſere Leute erſpäht. Dort ſucht ſie Niemand. Der Alte iſt zwar kein Freund des Königs, aber auch kein heimlicher Verräther, der Sohn iſt Staatsrath, die Tochter mit einem Adjutanten des Königs verheirathet. Aber einen Spießgeſellen haben ſie dort unter der Dienerſchaft, der ſteht auf meiner Liſte! Ein alter Brigant, der bei dem Trenta Capilli geweſen, einmal ſchon gefangen, vom Könige, den er bei der ſchwachen Seite gefaßt, begnadigt." Oheim, das biſt Du!"

Mas' Antonio war blaß geworden, wodurch ſein ſchwärzliches Geſicht einen olivenfarbigen Schein bekam; doch nicht Furcht war es, die ihn erbleichen ließ, ſondern Grimm, das zeigten ſeine glühenden Augen, ſeine feſtgeklemmten Zähne. Er machte dem Mädchen ſein heftiges Zeichen fortzufahren.

„Ich bin fertig. Der Offizier las noch ein paar Namen, dann ſagte er: „Ich weiß ganz gewiß, daß der Capobianco, deſſen wir nicht habhaft werden können,

der Menſch, den man allgemein als das Oberhaupt der ganzen verruchten Sekte bezeichnet, in Neapel geweſen iſt. Unbegreiflich, daß Keiner den Preis ſich verdienen kann! Aber zu Pferde jetzt!" Und alle ſtiegen auf und ritten hinweg."

„Und das haſt Du Dir Alles gemerkt, daß Du auf einmal reden kannſt wie ein Vorleſer vom Molo, als ſei Dir die Zunge gelöſt?" rief Mas' Antonio.

„Ich bin niemals ſtumm geweſen, auch nicht taub", verſetzte die Procidanerin, aus der Aufregung, welche ihr die Zunge beflügelt hatte, in ihre gewohnte Weiſe zurückfallend.

„Du biſt hergekommen, mich zu warnen — ich danke Dir! Zu fürchten habe ich nichts, fürchten aber ſollen diejenigen, die mich verrathen haben! Es iſt die leichteſte Art, mich loszuwerden, ſie verdienen ſich dadurch wohl noch eine andere reiche Schenkung! Geh heim, gutes Mädchen, ich danke Dir! Meine arme liebe Maddalena, ich bin Dir böſe geweſen, habe Dir mit dem Meſſer gedroht und Du biſt doch zu mir gekommen, weil Du mich in Gefahr glaubſt. So auch Deine Mutter — geſegnet ſei ihr Andenken! — als mir ein Dolch geſchliffen war, den ich am wenigſten —" Er brach kurz ab und liebkoſte das Mädchen, das nun mit ihren klugen Augen voll inniger Beſorgniß zu ihm aufſah.

„Sei geſegnet auch Du, und mögeſt Du glücklich werden, das gebe die gebenedeite Mutter aller Gnaden!“

„Darf ich der Principeſſa ſagen, was ich gehört habe, damit ſie Dich ſchützt?“ fragte ſie, von ſeiner Rede bewegt.

„Keinem Menſchen! Bei Deinem Leben!“ rief er, aus der ungewohnten Weichheit wieder hart geworden.

„Und wenn ſie mich fragt?“

„Dann ſage ihr, ich, Mas' Antonio, habe es Dir verboten! Sage ihr das und ſieh zu, ob ſie auf ihrer Frage beſtehen wird!“

„Gut, Oheim!“

Er legte ihr die Hand auf das Haupt, als wolle er noch etwas ſagen, doch wandte er ſich gleich darauf kurz ab und verließ ſie, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern. Sollte ſie nach dieſem Geſpräch noch hier bleiben, wie es ihr die Herrin geſtattet hatte? Ihre Beſorgniß um ihn, welche ſie hergetrieben hatte, war nicht gehoben, ſie mußte vielmehr nach ſeinen wilden Aeußerungen, deren Sinn ſie kaum ahnen konnte, noch mehr um ihn zittern, aber was konnte ſie für ihn thun? Da fiel ihr noch der Auftrag ein, den ihr die Gebieterin für ihn gegeben hatte; ſie ſuchte ihn und konnte ihn nicht mehr finden, Niemand von den Leuten im Hauſe hatte ihn geſehen. Es blieb ihr alſo nichts übrig, als

den Befehl der Herrin an Marco zu bestellen, welcher die Gondel mit ihrem Oheim nach dem Hafen zu führen hatte. Marco schlug ihr auch vor, was so natürlich war, daß sie bis dahin hier bleiben und sich ausruhen möge; aber sie hatte keine Lust dazu und verstand den Vorwurf nicht, den er ihr mit einem halb traurigen Tone machte. Viel früher, als es nöthig gewesen wäre, rüstete er die Gondel. Sein Kamerad ließ sich noch immer nicht blicken; es wurde nach ihm ausgeschickt, vielleicht war er in der Stellina, wo er zuweilen ein paar Stunden seiner unbeschäftigten Zeit zu verbringen pflegte; auch dort wurde er nicht gefunden, und als endlich die Stunde kam, welche kein längeres Säumen für die befohlene Gondel mehr duldete, blieb Marco nichts übrig, als allein zu fahren.

Virginia hatte das Mädchen bei der Rückkehr von der Villa nicht gesehen, weil Maddalena keine Weisung dazu erhalten hatte; sie hielt sich bei der Cameriera auf, deren besonderer Zuneigung sie sich erfreute. Morgen wollte sie nach dem Landgute heimkehren und sich vorher noch Befehle von der Herrin erbitten. Der Hausstand der jungen Frau war auf dem großartigsten Fuße eingerichtet. Sie selbst wie ihr Bruder Camillo besaß ein sehr bedeutendes Vermögen als Erbtheil von ihrer Mutter, in dessen vollen Besitz sie bei ihrer Verheira-

thung getreten war; ihr Vater hatte sie außerdem seinem fürstlichen Range gemäß glänzend ausgestattet und ihr die Villa Angri geschenkt. Ihr Gemahl war, wie viele höhere Militärs, vom Könige Joachim nach dem Beispiele des Kaisers mit einer reichen Dotation an Grundbesitz bedacht worden, und hatte auf demselben in reizender Gegend, wo bisher nur ein verfallenes Haus, die Prunaja — der Dornbusch — gestanden, einen schönen, schloßartigen Herrensitz erbauen lassen, dem der König, als er ihn gesehen, statt des alten, an irgend eine Lokalsage geknüpften Namens den der Rosaja gegeben hatte.

So konnte das gräfliche Paar, das mit äußern Glücksgütern wie mit der Gnade des Monarchen reich gesegnet war, an drei verschiedenen Orten mit allem Luxus wohnen, und aus der zahlreichen Dienerschaft hatte ein Theil sowohl in der Villa Angri als auf dem Landgute seinen bleibenden Aufenthalt; nur die für den unmittelbaren Dienst um die Person des Grafen oder der Gräfin bestimmten Leute und das Küchenpersonal folgten der Herrschaft, wenn sie die Stadtwohnung zu Neapel verließ, um auf einem der andern Sitze eine Zeit lang zuzubringen. So war Mas' Antonio auf der Villa angestellt, seine Nichte Maddalena auf der Rosaja, welche etwa zehn Miglien von der Hauptstadt, seitwärts der großen Straße nach Avellino lag und auf

Fußpfaden in drei bis vier Stunden zu erreichen war. Er hatte ſie vor einem Jahre in den Dienſt der Gräfin gebracht und liebte ſie trotz ſeines herriſchen und rauhen Benehmens wie ſeinen Augapfel, ſodaß es lieblos ſchien, beide zu trennen; er hatte aber ſelbſt darum gebeten, weil ſie dort nach Allem, was er ſah und hörte, ſicherer war. Maddalena befand ſich auch auf dem einſamen Landgute, das von der Herrſchaft nur ſelten beſucht wurde, ganz wohl; ſie war von der Frau, welche dort die Wirthſchaft unter dem Intendanten führte, ſehr freundlich aufgenommen worden, und deren kleines Töchterchen hatte ſich mit der zärtlichſten Liebe an die hübſche Procidanerin angeſchloſſen, welche ſelbſt noch ein halbes Kind war und ſo reizend mit ihr zu ſpielen wußte. Auch der geiſtliche Herr aus Acerra, der eine Art von Oberaufſicht über die Hausgenoſſen der Roſaja zu führen ſchien und eine ſtrenge Sittenzucht handhabte, war gegen Maddalena väterlich wohlwollend und gebrauchte ſie oft zu kleinen Sendungen, deren Aufträge ſie ſtets zu ſeiner Zufriedenheit ausführte. Warum mußte denn der Oheim die unſchuldige Seele des Mädchens mit Unruhe und Zweifel erfüllen? Sollte ſie wirklich Niemand mehr vertrauen oder glauben als ihm?

Gegen Abend wurde ſie zu ihrer Herrin gerufen. „Weißt Du vielleicht, wo Dein Oheim iſt?“ fragte dieſe,

als Maddalena bei ihr eintrat. „Marco kommt allein, er ſagt mir, daß Dein Oheim nirgends zu finden iſt.“

„Ich weiß nichts“, erwiderte das Mädchen, aber es ahnte die Wahrheit. Seine Warnung hatte gefruchtet, der Oheim hatte die Gefahr erkannt, er war geflohen!

Virginia bemerkte wohl, daß Maddalena befangen war und ſich Unruhe in ihren ſonſt ſo herzerquickend ſtillen Zügen ausdrückte. Wie hätte ſie aber fremden Geheimniſſen mit unerbittlicher Schärfe nachſpüren ſollen, da ſie ſelbſt nicht liebte, belauſcht und umſpäht zu werden? Sie entließ Maddalena und gab die Gondelfahrt, welche ſie beabſichtigt hatte, auf. Vor dem Neffen ihres Gemahls aber, der nach mehreren Tagen, in denen er ſich nicht hatte blicken laſſen, wieder einmal angemeldet wurde, ließ ſie ſich entſchuldigen, nicht mit Krankheit oder Geſchäften, ſondern ohne Angabe eines Grundes. Sie hatte in Wahrheit keinen, wenigſtens machte ſie ſich darüber nicht klar.

Alexander kannte die Formen des Umgangs gar nicht, welche in ſeiner Heimat noch eingeſchnürt in jene peinlichen Rückſichten der Höflichkeit und Convenienz waren, von denen ſie ſich erſt ſpäter, faſt mehr, als es ſich mit guter Sitte verträgt, befreit haben. Aber er war doch beſtürzt, als er ohne weiteres wie ein läſtiger Bettler von der Thür ſeiner Tante abgewieſen wurde,

wenn auch nicht beleidigt. Sie mußte auf ihn zürnen; er hatte ſich gewiß, ohne es zu ahnen, ihren Unwillen durch irgend etwas zugezogen, das ſie verletzt oder gekränkt hatte. Was konnte das aber ſein? Er war ſich durchaus nicht einmal eines Gedankens bewußt, mit dem er ihr hätte zu nahe treten können. Vergebens hielt er eine ernſte Prüfung, ein ſtrenges Gericht mit ſich ab. Sollte es vielleicht keine That, ſondern eine Unterlaſſung, eine Vernachläſſigung ſein, durch welche er ſie beleidigt hatte? Sein Ausbleiben etwa, welches ihm, Gott war ſein Zeuge! ſchwer genug gefallen war? Sie hattte ja ſelbſt in Anbetracht der argen Welt gewünſcht, daß er keinen Anlaß zu böſen Reden geben möge! In ſeiner Rathloſigkeit wollte er zuerſt an ſie ſchreiben und ſich rechtfertigen, da er keinen andern Grund ſeiner Abweiſung erſinnen konnte; aber er verwarf dieſen Gedanken. Durch wen hätte er den Brief beſtellen ſollen, und würde ſie nicht durch einen ſo dreiſten Schritt noch mehr verletzt werden? Nur ein freundlicher Vermittler konnte ihm helfen — Virginia's Bruder! Er eilte ſogleich zu ihm.

Seit ihrer erſten Begegnung, von welcher er Virginia erzählt hatte, ohne Camillo als ihren Bruder zu kennen, war er öfter mit ihm zuſammengetroffen, und ſchon beim zweiten Male hatte er gehört, wer der intereſſante Mann war, dem er einen wahren Einblick in

die hiesigen Verhältnisse verdankte. Der Bruder seiner Tante! Und er hatte ihn noch nicht dort gesehen, sie hatte noch nicht von ihm gesprochen! Zufällig konnte das nach seiner Meinung nur sein, und bei diesem Glauben war er auch von beiden gelassen worden. Er hatte natürlich sogleich Virginia sehr erfreut Mittheilung davon gemacht und diese ihm mit dem feinen Lächeln, das ihr zu Gebote stand, wenn es galt, eine Regung ihres Innern zu verbergen, geantwortet: „Ich dachte es schon! Sie verstehen aber noch nicht scharf zu porträtiren. Ihre Silhouette des unbekannten Freundes hatte einen so fremden Zug, daß ich meinen Bruder nicht darin erkannte, trotz der Lahmheit, an welcher der Arme seit seinen Knabenjahren leidet.“ Auf die Bemerkung, daß es wunderbar sei, den Bruder noch nicht in ihrem Hause getroffen zu haben, hatte er von ihr so wenig als von Camillo eine richtige Antwort erhalten, und er war viel zu einfach, um auch später, als sich das fortsetzte, etwas Anderes als Zufall darin zu sehen. Camillo hatte ihn bald zu sich eingeladen, und die Stunden, welche er mit ihm verlebte, waren ihm stets höchst anziehend gewesen. Welch ein reicher Geist, welche feine, auf classischem Fundament ruhende Bildung, und vor allem, was für Alexander besonders imponirend war, da er selbst bis jetzt deren ermangelt, welche Klarheit des Urtheils über

die Gegenwart! Auch daß er über viele Dinge so offen sprach, er, ein Staatsrath des Königs! Es war ein Zeichen des Vertrauens, welches dem jungen Manne ungemein lieb sein mußte, denn er sah ihn offenbar für seinen Verwandten an. Wie war ein solcher Unterschied in Kenntnissen zwischen zwei Geschwistern nur möglich! Anfangs, wenn er Virginia's naive Verwechselungen oder seltsame Reden über Gegenstände der Literatur und Wissenschaft bemerkt hatte, war es für ihn ein Scherz, eine Neckerei gewesen, dann aber, als er sich nicht mehr ableugnen konnte, daß es wirklich ein Mangel an Kenntnissen und Cultur des Geistes sei, war er förmlich erschrocken und einen Moment darüber ganz unglücklich gewesen; doch gerade weil sie ihm deshalb so leid that, war seine unselige Neigung zu ihr nur noch gestiegen. Sie hatte übrigens mehr als einmal gesehen, daß sie sich in seinen Augen durch ihre Unbekanntschaft mit Dingen, auf welche er einen so hohen Werth legte, bloßgestellt habe, aber sie war keineswegs beschämt, sondern eher belustigt gewesen und hatte ihm noch vor kurzem gesagt: „Wenn Sie eine Neapolitanerin heirathen, so dürfen Sie keine Besorgniß haben, eine ebenso unwissende Frau zu bekommen, wie ich bin. Wir haben jetzt die Casa Carolina für adlige Mädchen, welche darin so gelehrt erzogen werden, als Sie nur wünschen

können. Ich war aber ſchon fünfzehn Jahre alt, als ſie vom Könige Joſeph, der nun in Spanien iſt, gegründet wurde, und ſo muß ich mir denn ſchon, wie meine armen Zeitgenoſſinnen, durchhelfen, ſo gut es geht. Ihre deutſchen Fräulein wiſſen wohl erſchrecklich viel?“

Darüber hätte er beim beſten Willen keine Auskunft geben können, denn er war nie mit jungen Mädchen, wie überhaupt nicht mit Frauen in geſellſchaftliche Berührung gekommen; ob aber, wenn das der Fall geweſen, ſeine Antwort ein ſo glänzendes Zeugniß geweſen wäre, als Virginia erwartete, laſſen wir dahingeſtellt.

Den Prinzen Camillo fand er heute zu Hauſe, was nicht immer der Fall geweſen war, wenn er ihn hatte beſuchen wollen. „Was haben Sie auf dem Herzen?“ hörte er ſich beim Eintritt gleich nach der erſten Begrüßung angeſprochen, und er bewunderte den Scharfblick, welcher ihm ſeine Unruhe anſah. Ohne ſich zu bedenken, erzählte er, was ihm geſchehen und wie er ſich nichts Anderes denken könne, als daß er ſich durch irgend ein Verſehen, vielleicht durch einen Mangel an Aufmerkſamkeit, indem er länger nicht ſeine Aufwartung gemacht, ihren Unwillen und dieſe Strafe zugezogen habe; der Schluß dieſer gründlichen Auseinanderſetzung, welche Camillo mit großer Geduld anhörte, war, daß der Bruder gebeten wurde, ſeine Entſchuldigung und die Bitte

um Verzeihung für unwiſſentlichen Fehler zu übernehmen.

„Ei, mein Aleſſandro“, erwiderte der Prinz lächelnd, „machen Sie Ihrem Namen Ehre und überlaſſen Sie keinem Andern, was Sie ſelbſt thun können. Ich bin feſt überzeugt, daß Sie nur durch einen Schatten beunruhigt werden. Meine Schweſter war vielleicht von Unannehmlichkeiten in ihrem Hauſe in Anſpruch genommen, welche für Sie kein Intereſſe haben und ſollte ſie Ihnen, dem Neffen, als Grund Ihres Nichtempfangs eine Unwahrheit, wie es in der Welt Ton iſt, ſagen laſſen?“

Alexander verwahrte ſich dagegen, daß irgend etwas, ſeine Tante oder ihre Familie betreffend, für ihn ohne Intereſſe ſein könne, und erfuhr dann Einiges, das ihn betroffen machte. Der Gondolier, welchen er kannte, war entflohen, und es ſchien, als ſei er ein Mitglied jener geheimen Verbindung geweſen, deren Exiſtenz Camillo ſchon einmal gegen Alexander angedeutet hatte. „Aber in ſeiner Stellung, ein armer, abhängiger Diener, was könnte er der Verbindung helfen, daß ſie ihn aufgenommen haben ſollte?“ rief der junge Deutſche.

„Gibt es eine Armee aus lauter Generalen, eine geiſtliche Hierarchie nur aus Erzbiſchöfen, irgend einen Verein ohne Abſtufung, ohne Helfer und Diener?“ entgegnete Camillo. „Denken Sie an die Freimaurer!“

„Aber was bezweckt dieſe Verbindung der Carbonari, warum verfolgt man ſie?“

Camillo zuckte die Achſeln. „Ueber ihre Zwecke iſt die Regierung noch im Dunkeln; Alles, was ich Ihnen darüber ſagen kann, iſt meine perſönliche Anſicht. Die Regierung, welche anfangs den Bund, der nur ethiſche Zwecke zu haben ſchien, geduldet, ja gebilligt hat, nimmt jetzt an, daß die Carbonari ihr feindlich ſind, und darum werden ſie verfolgt.“

„Sie ſind alſo den Bourbons zugethan, wirken für dieſe.“

„Möglich, daß man dies jenſeits des Faro glaubt, und es heißt auch, daß die Königin Karoline von Bourbon — verwechſeln Sie die beiden Damen ja nicht, mein junger Freund! — mit den Carbonari Verhandlungen angeknüpft hat, und zwar durch keine geringere Perſon als den Fürſten von Moliterno; ja von mancher Seite wird behauptet, daß die Königin Karoline von Bourbon die ganze Verbindung geſtiftet habe. Das Letztere iſt gewiß unwahr, und wenn das Erſtere der Fall ſein ſollte, ſo lebt man am Hofe zu Palermo in einer argen Täuſchung. Das iſt wenigſtens meine Anſicht!

„Aber eins von Beidem doch! Hie Welf, hie Waibling!“ rief Alexander.

„Dieſer Feldruf iſt auch in Italien jahrhunderte-

lang erklungen, als er längſt keine Bedeutung mehr hatte", erwiderte Camillo. „Wie aber, wenn die Carbonari doch noch einen dritten zu dem ihrigen gemacht hätten, den Feldruf: Italia?"

Alexander ſah ihn zweifelnd an. „Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte er.

„Niemals iſt der Zeitpunkt, ganz Italien zu vereinigen, wie es im Alterthum war, ſo günſtig geweſen als jetzt", fuhr Camillo fort. „Früher widerſtrebte dieſem Gedanken bei der Zerſplitterung Italiens die Verſchiedenheit, die Eiferſucht und das Selbſtſtändigkeitsgefühl der einzelnen Staaten, ich brauche das Ihnen, dem Geſchichtskundigen, nicht weiter zu entwickeln. Jetzt ſteht das anders, ſeitdem Napoleon dem alten Staatenſyſtem ein Ende gemacht hat. Toscana, Parma, der Kirchenſtaat ſind zum franzöſiſchen Kaiſerreiche geſchlagen worden, wie früher ſchon Savoyen und Piemont; die Lombardei, Venedig, Modena hat er als Königreich Italien ſeiner eigenen Perſon übertragen, Neapel unſerem jetzigen Könige. Von den Inſeln abgeſehen, haben wir alſo nur noch drei italieniſche Ländermaſſen, und was für die Einheit Italiens heute von unberechenbarem Vortheile iſt, alle innern Verſchiedenheiten ſind durch die eiſerne Hand Napoleon's ausgeglichen; die drei franco-italiſchen Staaten haben gemeinſam die Kriegsverfaſſung, die Geſetz-

gebung durch den Code Napoléon und die Intereſſen. Wenn jetzt, gleichviel auf welche Weiſe, eine Kataſtrophe jene Dreitheilung erſchütterte, ſo könnte der Vereinigung zu einem großen Ganzen nicht viel im Wege ſtehen, denn der Boden iſt dazu bereitet."

„Sie ſprechen ja, als wären Sie ſelbſt ein Carbonaro!" rief Alexander.

Camillo lächelte fein, und eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeiner Schweſter, welche ſonſt nur gering war, trat in dieſem Momente hervor. „Mir iſt, auch wenn meine innerſte Ueberzeugung mich zu einem gleichen Reſultate der Anſchauung führte, doch von der Natur eine Schranke geſetzt worden, die ich nicht überſpringen kann", erwiderte er. „Urtheilen Sie ſelbſt! Wie könnte ich mit meinem lahmen Fuß ein Verſchworener ſein und mich an Zuſammenkünften, verkappten Unternehmungen und Gewaltſchritten betheiligen, ohne ſofort von der wachſamen Polizei bemerkt und entlarvt zu werden? O nein, meine politiſche Loyalität iſt vor aller Verſuchung bewahrt."

„Würden Sie aber jene Einheit, welche doch der hiſtoriſchen Entwickelung Italiens widerſpricht, für ein Glück halten? Sie mögen Recht haben, daß Vieles durch die gemeinſamen Staatseinrichtungen jetzt vermittelt iſt, was ſonſt ſcharfe Gegenſätze bildete, indeſſen

die innere Verſchiedenheit der Stämme, welche ja doch auch hiſtoriſch begründet und darum nicht durch ein Decret auszurotten iſt, haben Sie dieſe auch recht erwogen? Es iſt gerade wie in meinem Vaterlande. Und dann wollen wir doch nicht verkennen, was Italien, wie Deutſchland, in der Entwickelung ſeiner Cultur ſeinen kleinen Fürſtenhöfen verdankt, Sie den Mediceern, dem Hauſe Eſte, wir den Thüringern, den rheiniſchen Fürſten, den Höfen zu Weimar, zu Dresden. Endlich, wenn denn nun wirklich Ihre Einheit gelungen wäre, wem ſollte die Krone angeboten werden?"

„Mein lieber deutſcher Herr Vetter", verſetzte Camillo wiederum mit ſeinem feinen Lächeln, „ich habe dieſe Krone nicht zu vergeben. Sie vergeſſen auch, daß ich Ihnen nicht meine Anſichten, ſondern, ſoweit ich ſie mir denken und errathen kann, die der Carbonari ausgeſprochen habe. In dieſer Beziehung kann ich mich natürlich täuſchen, aber wäre es nicht eine weitere Conſequenz ihrer Zwecke, wenn ſie, ſtatt auf die ghibelliniſche Idee Dante's von einem Kaiſerthum, noch weiter zurückgriffen, in jene Zeiten, wo Italien am herrlichſten und ehrfurchtgebietendſten daſtand, ich meine die Zeit von der Vertreibung Hannibal's bis zu den Bürgerkriegen? Nicht durch Namen, und wären es die glorreichſten, ſondern durch thatſächliche Verhältniſſe werden

die Völker verbunden, und die Staatsform, welche in dem halben Jahrtauſend ihres Beſtehens gerade zu der von mir bezeichneten Epoche ihren höchſten Werth erreichte, könnte der Verbindung, welche ſich der Geſchicke Italiens bemächtigen will, vielleicht die beſte ſcheinen. Ich kann mich aber irren, denn die eigentliche Idee, der tiefere Geiſt der Verbindung iſt noch in tiefes Dunkel gehüllt und wird vielleicht nie aufgeklärt werden. Haben Sie im Hauſe meiner Schweſter nichts über die bevorſtehende Rückkehr Ihres Onkels gehört?“

Alexander wußte nicht einmal, daß der Onkel erwartet werde. Die Nachricht machte auf ihn aber mehr einen beunruhigenden als einen frohen Eindruck und er konnte ſich nicht verſtellen!

„Er iſt der Bruder Ihres Vaters, nicht wahr?“ fragte Camillo. „Sie haben an ihm gewiß einen liebevollen Verwandten.“

„Ich habe ihn noch nie geſehen“, erwiderte Alexander. „Er iſt ein jüngerer Bruder meines Vaters, hat aber ſchon ſeit längerer Zeit im Auslande gelebt, und auch während er bei unſerem damaligen Großherzoge, Ihrem jetzigen Könige, war, habe ich ihn nicht kennen gelernt.“ Es war ihm ſichtlich unangenehm, ſich über ſeine Familienverhältniſſe gegen einen Fremden auszu-

ſprechen, und Camillo war zu taktvoll, um nicht ſogleich davon abzulenken.

„Wir können den König vielleicht bald in Neapel erwarten", ſagte er. „Die Nachrichten aus Deutſchland lauten nicht erfreulich für die Sache des Kaiſers. Gewiß hat meine Schweſter darüber nähere Aufſchlüſſe erhalten. Officiell wird nur ſo viel bekannt gemacht, als die Königin für nöthig hält. Indeſſen geht daraus doch hervor, daß ſich auf dem Kriegsſchauplatze Alles zu einer großartigen Entſcheidung vorbereitet, und während wir ſprechen, iſt ſie vielleicht ſchon erfolgt. Davon hängt wahrſcheinlich das Schickſal Europas, gewiß aber das Schickſal Italiens ab. Es kommt nur auf eine richtige Politik an."

Alexander bemerkte den Blick, welchen Camillo über die Uhr auf dem Schreibtiſch ſtreifen ließ, und ſah mit Erſchrecken, wie lange er die gewiß unſchätzbare Zeit ſeines Gönners in Anſpruch genommen hatte. Er empfahl ſich daher, ſobald er eine Pauſe der Unterhaltung dazu benutzen konnte, und erſt zu Hauſe fiel ihm Manches aus Camillo's Reden wieder ein, was er mit ſeinen deutſchen Begriffen von Treue nicht recht zu vereinigen wußte. Wenn er, der unabhängige Freiherr, ſo geſprochen hätte, ſo wäre es noch zu entſchuldigen geweſen. Sein engeres Vaterland Berg war aus einer Hand in

die andere gegangen. Seit dem Erbfolgeſtreit des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte es Pfalz-Neuburg gehört, dann war es an Pfalz-Zweibrücken gekommen und dadurch ſpäter mit Baiern vereinigt worden; Baiern hatte es 1806 für Ansbach vorübergehend an Preußen abgetreten, Preußen im Frieden von Tilſit an Napoleon, der für ſeinen Schwager Murat daraus ein Großherzogthum geſchaffen und andere Territorien dazu geſchlagen hatte; ſeit Murat's Erhebung auf den Thron von Neapel wurde Berg für den Knaben des geweſenen Königs von Holland, Louis Napoleon, verwaltet. Mit wahrem Behagen hatte ſich der junge Pedant dieſe hiſtoriſche Reihenfolge conſtruirt. Wo ſollte da eine Anhänglichkeit an irgend ein Herrſcherhaus herkommen! Freilich war es in Neapel auch nicht viel anders, und der Prinz Angri konnte dieſelbe Frage an ihn thun, aber er hatte Staatsdienſte genommen, und Alexander Orkum war unabhängig! Mit der Treue eines Staatsdieners vertrugen ſich Reden nicht, wie Camillo ſie geführt, denn er ſchien ja die Anſichten der Carbonari förmlich zu den ſeinigen gemacht zu haben! Indeſſen, er war gegen ihn als Verwandten wohl nur ſo offen und ſeine ganze Auseinanderſetzung doch im Grunde objectiv geweſen. Alexander dagegen hatte das Vertrauen nicht erwidert, indem er bezüglich ſeiner Familienverhältniſſe zurückhaltend geblieben war, und es ließ

ſich doch annehmen, daß Camillo ſie längſt durch ſeine Schweſter kannte. Onkel Albrecht war der jüngere Bruder des Majoratsherrn und hatte, wie Alexander durch ſeinen Vater wußte, ſich mit dieſem wegen übermäßiger und unberechtigter Forderungen entzweit, hatte ſein Glück hier und da verſucht, der Vater ihn ſogar kurzweg einen Spieler genannt! Dann war er in preußiſche Dienſte getreten, nach der Abtretung in das Contingent des neuen Großherzogthums, war mit ſeinem Fürſten in Spanien geweſen und ihm bei der Verſetzung nach Neapel gefolgt, wo er ſein Glück gefunden hatte.

Alexander verſank in tiefe und traurige Gedanken, als er zu dieſem Abſchluſſe gekommen war, und bebte vor der Ausſicht, daß er ſich bald überzeugen werde, wie glücklich ſein Onkel ſei. Hatte er aber nicht dieſe Ueberzeugung ſchon und rieth ihm ſein guter Genius nicht, ſo bald als möglich ſich von hier loszureißen? Warum hatte er nicht die Kraft dazu?

Achtes Kapitel.

Verdeckte Wege.

Aus Deutschland waren allerdings schlimme Nachrichten eingelaufen, Virginia kannte sie jedoch nicht in ihrem vollen Umfange, weil sie den Brief ihres Gemahls nicht bis zu Ende gelesen, sondern ihn, ohne die Nachricht, welche für sie noch eine besondere Mittheilung über seine Rückkehr enthielt, zu bemerken, vernichtet hatte. Die Königin aber war durch ihren Gemahl in seiner gewohnten heftigen Schreibart von Allem unterrichtet worden, was seit dem Siege von Dresden, an welchem er selbst den ruhmvollsten Antheil gehabt, und den sanguinischen Hoffnungen, die auch er daran geknüpft hatte, in der Kriegslage verändert war. Sie zitterte für ihren Bruder, und die alten Besorgnisse, daß ihr Gemahl, wie er schon seit drei Jahren damit umging, seine Sache von der des Kaisers trennen werde, regten sich von neuem in ihrer Seele. Es hatte sie erschreckt, daß sie doch nicht Alles wußte, womit er sich in seinen Gedanken

trug. Die Liſt und Verſteckheit, welche er in großer Selbſtverblendung für ſeine Meiſterſchaft in der Politik hielt, hatte ſich auch gegen ſie bekundet. Vielleicht hatte er ſchon Schritte gethan, welche ihn, wenn der Kaiſer ſiegte, compromittiren mußten und bei dem Siege der Coalition doch nicht retten konnten, denn Karoline Bonaparte hielt es für unmöglich, daß die Alliirten einen, der dem Hauſe des Kaiſers ſo nahe ſtand, jemals in ihre Mitte aufnehmen, auf einem der eroberten Throne dulden würden. In dieſem Sinne, behutſam warnend, ohne dieſe Ueberzeugung ſchroff auszuſprechen, hatte ſie ihrem Gemahl auf deſſen letzten Bericht geantwortet, der bereits aus dem Hauptquartier Borna datirt war, wo er mit einem Theile der kaiſerlichen Streitkräfte die gegen Leipzig vordringende feindliche Hauptarmee aufhalten ſollte, während Napoleon den verunglückten Zug gegen Blücher und in weiterer zweifelhafter Ausſicht gegen Berlin unternommen hatte. Kein Wort in ſeinem Schreiben hatte ſie zu der Annahme berechtigt, mit welcher ſie ſich quälte, und ſie kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, daß er an der Spitze franzöſiſcher Truppen nur Soldat, nur Franzoſe war, daß alſo ein Gedanke an Abfall jetzt nicht in ſeine Seele kam. Aber die Ereigniſſe konnte dieſen Gedanken ſehr bald wecken, und die Schweſter des Kaiſers glaubte ſchon jetzt auf kluge

Weiſe vorbeugen zu müſſen. Wenn der König von Neapel abfiel, ſo war ganz Italien für den Kaiſer verloren; der Vicekönig konnte dann in Oberitalien die Fortſchritte der Oeſterreicher nicht mehr aufhalten. Welche Folgen ſich weiter daraus entwickeln würden, ließ ſich nicht überſehen. Mit dem Kaiſer ſtehen und fallen, ſchien der Königin der einzige Weg, welchen die Ehre wie die Klugheit gebot, und ſie ſehnte ſich glühend danach, ihrem Gemahle mündlich Alles ſagen zu können, was ſie dem Papiere auch in der vorſichtigſten Form nicht anzuvertrauen wagte.

Auch die innern Angelegenheiten des Staates machten ihr als Regentin ſchwere Sorgen. So viele Mühe ſich die Regierung auch gab, die Nachrichten vom Kriegsſchauplatze nicht in ihrem ganzen Umfange bekannt werden zu laſſen, ſie hatten ſich doch verbreitet, und die Feinde der Krone, welche man längſt vernichtet glaubte, erhoben wieder frech das Haupt, nur in anderer Geſtalt. Es waren nicht mehr die Räuber- und Mörderſchaaren, welche ſie gegen die Franzoſen und ihre Anhänger bewaffneten, ſondern geheime Verſchwörungen, deren Leiter, deren Verbindungen der eifrigſten Nachſpürung verborgen blieben, hatten ſich gebildet, und man konnte wohl einzelner unbedeutender Mitglieder habhaft werden, nicht aber die Ausbreitung dieſes gefährlichen unterirdiſchen Feuers ver-

hüten. Der Herd deſſelben ſchien auf Sicilien zu ſein, wo der Haß der Königin Karoline von Bourbon die Glut ſchürte, von welcher ſie den Wiedergewinn der Krone von Neapel hoffte. Männer von Einſicht hatten dieſe Annahme freilich beſtritten und auf den Geiſt der Völker aufmerkſam gemacht, der ſich, wie in Deutſchland, auch in Italien zu regen beginne, um die Herrſchaft des Kaiſers zu bekämpfen, aber Karoline Murat hatte dafür kein rechtes Verſtändniß; es wäre ja der himmelſchreiendſte Undank geweſen, wenn das Volk von Neapel für die unendlichen Wohlthaten, die es ihrem Hauſe, dem Kaiſer, dem König Joſeph und ihrem Gemahl verdankte, mit einer Erhebung gegen daſſelbe geantwortet hätte. Sie erblickte in den drohenden Zeichen nur das Werk lichtſcheuer Verſchwörer zu Gunſten der Bourbons, und die Abneigung, welche ſie perſönlich gegen die Habsburgerin Karoline hegte, diente nur dazu, ſie in ihrer Anſicht zu beſtärken, daß von dort alles Uebel ausgehe. Doch ſprach ſie ſich nur gegen ihre vertrauteſten Räthe und Diener über die Sorgen aus, welche ſie bedrückten; äußerlich trug ſie eine heitere Stirne zur Schau, wenn ſie, wie jetzt oft geſchah, mit ihren vier ſchönen Kindern dem Volke ſich zeigte. Auch die gewohnten Feſtlichkeiten bei Hofe, nur nach der Jahreszeit herkömmlich beſchränkt, erlitten keine Unterbrechung. Auf die größere Maſſe des

Volkes verfehlte das auch ſeine Wirkung nicht, die Tieferblickenden ließen ſich aber dadurch nicht täuſchen und ſahen der Zukunft mit geſpannter Erwartung, in Furcht oder Hoffnung, je nach ihrem Parteiſtandpunkte, entgegen.

Zu Camillo Angri kam eines Morgens in unverkennbarer Aufregung ſein Vetter Emilio. „Was iſt geſchehen?“ rief ihm der Lahme entgegen, indem er, ſtärker hinkend als je, über das Zimmer zu ſeinem Empfange ging.

Emilio blickte ſich noch einmal ſorglich nach der Thür um, ob er dieſe auch feſt zugemacht habe, dann faßte er Camillo's Hand und ſprach: „Sie haben einſt gegen mich einen Verdacht gehegt, den ich noch heute nicht vergeſſen kann, der mir ſchlafloſe Nächte gemacht hat —“

„Infolge reichlicher Soupers!“ ergänzte Camillo. „Sie meinen Ihre Bewunderung der Gräfin Orkum?“

„O nein! Wäre das kränkend? Dieſe Bewunderung iſt aber in einen harten Conflict gerathen! Ich meine den Verdacht, den Sie einſt ausſprachen, als wäre ich eingeweiht in die Geheimniſſe einer gewiſſen Verſchwörung.“

„Der Carbonari?“ verſetzte Camillo, da der Vetter ſich ſcheute, den gefährlichen Namen auszuſprechen. „Ja,

liebſter Couſin, dieſer Gedanke hat auch mir ſchlafloſe Nächte bereitet, denn trotz Ihrer Betheuerungen konnte ich nach Allem, was Sie hatten durchblicken laſſen, mich der Furcht doch nicht ganz entſchlagen, daß ein Mitglied des Hauſes Angri ſich in dieſe gefährliche Verbindung für unbekannte, jedenfalls ſtaatsverbrecheriſche Zwecke eingelaſſen habe!"

„Ihre Furcht iſt nur allzu begründet geweſen!" ſagte Emilio mit dem Ausdruck des Vollbewußtſeins, welch eine wichtige Mittheilung in ſeiner Macht ſtand. „Nicht ich, ſondern ein anderes Mitglied des Hauſes Angri ſteht den Carbonari ganz nahe!" Er ſah den Vetter dabei mit bedeutungsvollen Blicken an.

„Was ſoll das? Wen meinen Sie?" rief Camillo heftig und ſeine Augen funkelten.

„Nur ruhig, ruhig! Vor allem thut uns hier Ruhe noth, damit wir keinen übereilten Schritt, keinen Mißgriff thun!" ſagte Emilio, indem er ein gedrucktes Blatt aus der Taſche zog. „Leſen Sie das und ſagen Sie mir Ihr Urtheil darüber." Er reichte das Blatt ſeinem Vetter und beobachtete deſſen Züge.

Camillo warf nur einen Blick auf die Druckſchrift und zuckte mit einem faſt mitleidigen Lächeln die Achſeln. „Wer hat Ihnen das gegeben oder in die Hände geſpielt?" fragte er.

„Wiſſen Sie, was es enthält? Sie haben es kaum angeſehen, nicht geleſen?“ entgegnete Emilio.

„Ich hoffe, lieber Couſin“, erwiderte Camillo, der ſeine Aufwallung vollkommen wieder bemeiſtert hatte, „daß Sie mir in meiner Stellung als Staatsrath einige Kenntniß von dem, was im Reiche vorgeht, zutrauen werden. Glauben Sie, daß mir die Exiſtenz dieſes Flugblatts, das überall verbreitet wird, unbekannt geblieben iſt? Ich brauche es nicht erſt zu leſen, auch gibt der Titel ja gleich an, was es enthält: die ſicilianiſche Conſtitution, den Völkern beider Sicilien verheißen. Engliſche Contrebande, theuerſter Emilio! Wer hat ſie bei Ihnen eingeſchmuggelt?“

„O, Sie würden weder ſcherzen, noch ſpotten, wenn Sie eine Ahnung hätten, wo dies Blatt gefunden worden iſt!“ ſprach Emilio feierlich und vorwurfsvoll. „In der Villa Angri.“

„Sie ſind nicht klug!“ fuhr Camillo auf.

„In Ihren Augen, ich weiß es ſchon, ſtehe ich nicht als Stern erſter geiſtiger Größe. Sie haben mich Ihre Ueberlegenheit oft genug fühlen laſſen. Gönnen Sie mir daher die kleine Genugthuung, auch einmal etwas früher als Sie bemerkt und durchſchaut zu haben. In der Villa Angri, im Garten der Divina iſt dies Blatt gefunden worden. Welche Bedeutung, welchen Zweck

daſſelbe hat, weiß auch ich, obgleich ich nicht Staatsrath, ſondern nur ein ci-devant-Cavalier der Königin Marie bin. Es ſoll im Volke von Neapel für die Bourbons wirken, welche ihm dieſe in Sicilien bereits eingeführte Conſtitution verheißen; es iſt eine Zündſchnur für die revolutionären Minen, welche die Carbonari in aller Heimlichkeit und in allen Provinzen graben."

„Wo haben Sie dieſen Vortrag gehört, Couſin?" entgegnete Camillo in dem vorigen Tone, und als der Vetter empfindlich wurde, fuhr er ſchnell fort: „Die Richtigkeit deſſelben angenommen, ebenſo die Thatſache, daß in der Villa Angri dies Blatt gefunden worden und auf eine von Ihnen noch nicht erklärte Weiſe in Ihre Hände gekommen iſt, ſo frage ich Sie doch: was beweiſt das gegen unſer Haus? Wollen Sie etwa gar meine Schweſter Virginia zu einer Carbonara machen?"

„Nicht ich!" wiederholte Emilio. „Virginia ſelbſt, ihr unvorſichtiges Benehmen, ihre ſchnelle Flucht —"

„Was ſagen Sie?" rief Camillo. „Wenn Sie nicht berauſcht ſind, ſo ſprechen Sie im Delirium!"

„Sachte, ſachte, Don Camillo!" erwiderte der Vetter, nun auch auffahrend. „Sie trotzen zu ſehr auf unſere Verwandtſchaft und meine Nachſicht mit Ihren weitgehenden Scherzen, wenn nicht gar auf Ihre körperliche

Schwäche! Sie ſollen mir für dieſe Beleidigung Satisfaction geben!“

„Mit Freuden, wenn Sie darauf beſtehen! Vorher aber widerlegen Sie mich durch eine vernünftige Auskunft.“

„Wohlan, ſie wird ſehr kurz ſein“, ſprach Emilio. „Ein ehrlicher Burſche im Dienſt Ihrer Schweſter, gut, aber dumm, mir beſonders anhänglich, weil ich mit ihm zuweilen freundlich geſprochen, ihm auch ein paar Grani geſchenkt habe —“

„Ha!“ rief Camillo kurz und verächtlich. Emilio verſtand aber ſeine Meinung nicht.

„Dieſer arme Burſche“, fuhr er fort, „hat das Blatt in der Grotte der Villa gefunden. Sie wiſſen, die ſchöne Grotte, umrankt und beſchattet von Myrten, wo uns der Fürſt Hettore, Ihr Vater, als wir noch jünger waren, zuweilen zu ſich einlud, bei köſtlicher Bewirthung mit ihm zu plaudern. Der glückliche Zufall wollte, daß ich, im Begriff, Ihrer Schweſter, die ich in der Villa wußte, meinen Beſuch zu machen, gerade die Landungstreppe hinaufging, als mein junger Burſche mit dem Blatte, das er in der Grotte gefunden hatte, aus dem Gebüſch kam. Ich bemerkte es in ſeiner Hand, fragte danach — er gab es mir, geleſen hatte er es nicht, denn der Arme kann gar nicht leſen. Stellen Sie ſich meinen Schreck vor, dies Machwerk zu erblicken!

Natürlich kam nicht der entfernteſte Verdacht auf Virginia in meine Seele, aber Verrath mußte hier im Spiele ſein, wie wäre das Blatt ſonſt in ihren Garten gekommen? Ich eilte daher, ihr die Mittheilung zu machen, ſie zu warnen. Sie ließ ſich auf meine Anmeldung mit Krankheit entſchuldigen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ſeit der Behandlung, von welcher ich Ihnen vor einiger Zeit erzählte, das Haus Ihrer Schweſter vermieden habe, endlich aber hatte ich meinen gerechten Unwillen überwunden und war in der beſten Abſicht gekommen, um ſo mehr kränkte mich die Wiederholung des Spiels, das ſie mit mir trieb."

„Ihre perſönlichen Wallungen wollten Sie mir nicht erzählen!" rief Camillo ungeduldig.

„Doch bin ich mir ſchuldig, Couſin, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen. Als die Cameriera mir die Antwort brachte, riß ich aus meinem Portefeuille ein Zettelchen und ſchrieb darauf die Worte: „Der Freund hat Ihnen eine wichtige, Ihre Sicherheit betreffende Mittheilung zu machen." Das Mädchen mußte das hineintragen, aber ſtatt der Einladung, ihr zu folgen, erhielt ich den mündlichen Beſcheid: Altezza danke für die gute Abſicht, habe jedoch für ihre Sicherheit nichts zu fürchten. Mündlich das und kein freundliches Wort dazu!"

„Sie haben es verſchuldet!" ſagte Camillo.

„Wodurch, ich bitte Sie? Die Divina wäre die erſte und einzige Frau, der eine Huldigung mißfiele. Aber Sie verſtehen das nicht; Sie ſind ein Weiberfeind, kennen alſo die Frauen nicht. Hier walten andere Gründe vor; denn ſelbſt wenn ſie einen Bevorzugten haben, ſo verzichten die Frauen deshalb nicht auf einen zweiten, dritten Verehrer con grazia in infinito. In allen Ehren, mein Herr Cato Cenſorius; ich ſpreche ja von einer Dame unſeres Hauſes! Mir blieb denn nichts übrig, als beſchämt abzuziehen. Heute aber erfahre ich, daß Virginia gleich oder doch bald nach meiner Anweſenheit zur Stadt zurückgekehrt und ſchleunigſt abgereiſt iſt — laſſen Sie mich ausreden, Camillo! — noch mehr, der Chef der Gensdarmerie ſagt mir, daß ein Menſch aus der Dienerſchaft meiner Couſine bereits ſeit mehreren Tagen als ein Mitverſchworener der Carbonaria verfolgt wird, ſich aber durch die Flucht gerettet hat. Ich überlaſſe es dem Scharfſinne des Staatsraths Prinzen Angri, ſich die Conſequenzen zu ziehen.“

„Sie ſcheinen ſehr einfach!“ erwiderte Camillo kalt. „Den Knecht gebe ich Ihnen preis; möglich, daß er ſich von dem geheimen Bunde als taubſtummes Werkzeug hat gebrauchen laſſen! Ich weiß davon; es iſt der geweſene Brigante, welcher ſich der perſönlichen Begnadigung des Königs rühmte. Selbſt wenn er ſich un-

ſchuldig weiß, ſo hat er Recht gethan, bei der kleinſten Verdächtigung zu fliehen, denn die Kriegsgerichte verfahren ſummariſch mit ſeinesgleichen. Die Abreiſe meiner Schweſter ſteht damit in gar keinem Zuſammenhange; ſie iſt jedenfalls ſchon beſchloſſen geweſen, ehe Sie den Ueberfall auf die Villa Angri ausführten, und Ihre Warnung, welche ihr unverſtändlich geweſen iſt, hat ſo wenig Einfluß auf dieſen Entſchluß gehabt, als der Umſtand, daß eins der Flugblätter, aus denen Ihr ſchöner Vortrag eine Zündſchnur für Mineurs webte, in der Villa Angri gefunden worden iſt. Man hat deren ſogar im königlichen Palaſte gefunden!“

„Gut!“ ſagte Emilio ſchnell aufſtehend. „Sie verwerfen meine Mittheilung als eine Phantaſie des Rauſches oder Deliriums, ich habe meine Schuldigkeit gethan und die weitern Folgen nicht zu verantworten. Ihren Beleidigungen will ich mich nicht länger ausſetzen; ich denke, daß mein Renommée durch fünf Zweikämpfe, welche der ganze Hochadel des Reichs kennt, hinlänglich feſt ſteht, um nicht angezweifelt zu werden, wenn ich von Ihnen keine Genugthuung fordere. Leben Sie wohl, Herr Staatsrath. Vielleicht werden Sie noch die altrömiſche Befriedigung eines Brutus genießen, über Ihre eigenen Verwandten zu Gericht zu ſitzen. Ich glaube ja doch, daß die Divina ein Aſyl in der Caſa

dell' Orme oder unter den Fittigen der Tante Aebtiſſin gefunden hat, deren Convent auch bei der Aufhebung der Klöſter in halber Maßregel verſchont geblieben iſt. Diesmal aber, das werden Sie als Diener des Königs mir zugeben, wird keine Schonung mehr möglich ſein."

„Unſer Haus, Herr Vetter, verlangt keine Schonung und bedarf ihrer nicht!" erwiderte Camillo mit ſtolzer Ruhe, ohne ſich auf die andern Worte Emilio's einzulaſſen. Dieſer nahm einen kurzen Abſchied; in der Thür kehrte er ſich nochmals um, als wolle er etwas ſagen, da ihm aber Camillo bereits den Rücken zugewandt hatte, ſo ging er, den Kopf zurückwerfend, hinweg. Camillo war nun allein. Er ſchritt mit ſeinem ſchleppenden Gange mehrmals im Zimmer auf und ab, dann blickte er empor und ſchüttelte den Kopf. Auf dem Tiſche lag das Druckblatt, welches Emilio zurückgelaſſen hatte, gewiß mit Abſicht, um ſich des gefährlichen corpus delicti zu entledigen. Wer ſtand ſo hoch, daß er in dem zunehmenden Mißtrauen der Regierung über allem Verdacht erhaben geweſen wäre? Liefen die Fäden, welche ſie in die Hände bekommen hatte, nicht wie ein Nervenſyſtem durch den ganzen Staatskörper, durch alle Klaſſen des Volks? Freilich durfte nicht Jeder, von welchem man wußte oder ahnte, daß er den Carbonari ſich angeſchloſſen hatte, in Anklageſtand ver-

ſetzt werden, denn es war noch kein Geſetz erſchienen, welches dieſe Verbindung als ſtaatsgefährlich bezeichnet und geächtet hätte; man mußte Thatſachen haben, um den einzelnen Mitgliedern, deren man ſich bemächtigen konnte, den Proceß zu machen, und gegen Hochgeſtellte konnte ſelbſt der General Manches, dem wiederum die Unterdrückung der geheimen Verſchwörungen in die Hand gelegt war, durch ſeine Kriegsgerichte auf wenig begründeten Verdacht hin kein Urtheil fällen und vollſtrecken laſſen. Aber wer bürgte dafür, daß nicht am nächſten Morgen ſchon das Proſcriptionsgeſetz gegen die Carbonari erfloß? Und dann wehe Jedem, der des Carbonarismus verdächtig war!

„Armer Emilio!“ ſagte Camillo mit ironiſchem Lächeln, indem er das Flugblatt vom Tiſche nahm. Er las es gedankenvoll durch. Es enthielt im Auszuge die weſentlichſten Beſtimmungen der ſogenannten ſicilianiſchen Conſtitution von 1812. Lord Bentinck, der Bevollmächtigte Englands am Hofe König Ferdinand's, hatte nach den vielen Schwankungen der dortigen Politik und ſeinem eigenen letzten Verſuche, mit Joachim Murat ein Verſtändniß anzuknüpfen, endlich den Widerſtand der Königin gegen ſeine frühern Vorſchläge, einen Weg im Sinne des Zeitgeiſtes einzuſchlagen, beſiegt. Nachdem der offene Kampf nur zu Niederlagen geführt hatte,

wollte man einen Verſuch machen, das ganze Volk durch liberale Zugeſtändniſſe zu gewinnen. König Ferdinand hatte Sicilien eine Conſtitution gegeben! Warum nicht? Eine mehr in der Reihe! Es war im Ganzen die engliſche Verfaſſung, wie es bei Lord Bentinck's Mitwirkung natürlich war, mit wenigen Abänderungen, das Wahlgeſetz, die Zahl der Volksvertreter und das Feudalweſen betreffend, dem man ſeine Vorrechte nahm und ſeine Lehen, folglich die Macht ließ. Im Jahre 1812 war der Entwurf ſchon feſtgeſtellt worden, aber in Kraft wurde die Conſtitution erſt geſetzt, als Lord Bentinck, feindlicher als je gegen Murat geſinnt, nach Sicilien zurückgekehrt war, kurz nach deſſen Abreiſe zum Kaiſer, durch welche die bereits weit vorgeſchrittenen Unterhandlungen mit England unerwartet abgebrochen worden waren. Die neue Verfaſſung, welche dem Volke von Neapel bei der Wiederherſtellung der Bourbons nie beſeſſene Freiheiten verhieß, ſollte nun die geiſtige Waffe werden, deren man ſich ſtatt der Mordwaffen Fra Diavolo's und ſeiner Nachfolger, welche wie die Köpfe der Hydra nachgewachſen waren, bediente. Eine geiſtige Macht aber ſollte dieſe Waffe führen, und das war die geheime Verbindung der Carbonari.

Camillo lächelte bitter. Er kannte die Verhältniſſe ganz genau. Er wußte, welche Kämpfe es Lord Ben-

tinck, dem Obercommiſſar der Schutzmacht England, gekoſtet hatte, in Sicilien den Abſolutismus zu brechen, deſſen Seele die Königin, deſſen thätigſte Werkzeuge der Herzog von Ascoli, der Fürſt Canoſa, der Marcheſe della Schiava und andere Höflinge waren. Zweierlei hatte aber die Bemühungen der Briten begünſtigt: die geheimen Verſuche der Königin im Jahre 1810, ſich der drückenden Abhängigkeit von England durch eine Annäherung an Napoleon, der nun dem habsburgiſchen Kaiſerhauſe verſchwägert war, zu entziehen, und der verunglückte Angriff Murat's auf Sicilien. Dieſer hatte gleich nach der Rückkehr von Paris, wo er der Vermählung des Kaiſers mit der Erzherzogin Marie Louiſe beigewohnt hatte, zur Eroberung von Sicilien, welche ihm Napoleon aufgetragen, 16,000 Mann und 300 Schiffe zuſammengezogen. Freilich hatte er keine Ahnung von den Verhandlungen des Kaiſers mit der Königin von Sicilien; er wußte nicht, daß General Grenier, welcher die franzöſiſchen Truppen in Neapel, die Mehrzahl der Armee, befehligte, geheime Inſtructionen hatte, und erwartete vergebens deſſen Zuſtimmung zum Beginn der Operationen, als er ſchon ſein prachtvolles königliches Zelt auf dem Hügel del Piale aufgeſchlagen und ſeinen Hof, die Miniſter, einige Staatsräthe und die für die Regierung von Sicilien bereits beſtimmten Perſonen im Lager verſam-

melt hatte. Hundert Tage waren darüber vergangen, der kleine Krieg hatte Tag und Nacht von Reggio bis Scilla, von Torre di Faro bis Meſſina, zu Land und zu Waſſer geſpielt, mit vielem unnützen Verluſt von beiden Seiten; vergebens hatte der König mit Heftigkeit Grenier's Widerſtand, der die Unmöglichkeit vorſchützte, bekämpft; endlich waren die Aequinoctialſtürme gekommen, und die Unternehmung hatte aufgegeben werden müſſen. In Pizzo hatte ſich König Murat eingeſchifft, um nach Neapel zurückzukehren; das Jauchzen des Volkes hatte ihn begleitet, in demſelben Pizzo, wo ihn nach wenigen Jahren ſein Verhängniß ereilte! Nach dieſer verfehlten Expedition war die feindſelige Stimmung der Königin von Sicilien gegen die Engländer offener hervorgetreten, weil ſie beſtimmt auf den Kaiſer rechnete, welcher ſchon den Arm ſeines Schwagers gegen ſie aufgehalten hatte, aber die Wachſamkeit Lord Bentinck's hatte ſchon früher Spuren der Anſchläge entdeckt, welche er nur als Undank für den gewährten Schutz und treuloſen Verrath anſehen konnte; die Königin war nach Wien gereiſt, mehrere ihrer Anhänger waren in der angeſtellten Unterſuchung ermittelt und mit dem Tode beſtraft worden. Vor vier Jahren hatte Fra Diavolo, der Räuberchef, der mit vierhundert Genoſſen auf das Feſtland geworfen worden, überall geſchlagen, von ſeiner zerſprengten Bande ge-

trennt, aus dem Kloſter der Incoronata, wo ihm die Mönche eine Freiſtatt gewährt, vertrieben, von Wald zu Wald irrend, als er endlich, bettelarm, ſchwach und des Lebens überdrüſſig, gefangen, und hingerichtet worden war, auf dem Schaffot die Königin von Sicilien verflucht, welche ihn zu dieſem Unternehmen getrieben. Die höhergeſtellten Opfer ſpäterer Zeit waren ſchweigend für die Sache geſtorben, der ſie ihr Leben geweiht. Lord Bentinck aber hatte den Moment und die Abweſenheit der Königin benutzt, um die Haltloſigkeit des bisherigen Regierungsſyſtems dem Könige und deſſen Räthen zu beweiſen und die Einführung freierer Staatsformen, nach dem Muſter der engliſchen durchzuſetzen. Gerade jetzt, wo in Neapel König Murat nicht einmal das ungenügende Statut von Bayonne, das ſein Vorgänger, König Joſeph, als er nach Spanien ging, ſeinem Volke zum Abſchiede als Verfaſſung hinterlaſſen, in ſeinen weſentlichſten Beſtimmungen durchgeführt hatte, war daran die Hoffnung geknüpft worden, daß ein Vergleich zwiſchen ihm und dem Könige Ferdinand, der ſeinen Sicilianern aus innerem Antriebe eine Conſtitution gegeben hatte, bei den erregbaren Neapolitanern von entſchiedenſter Wirkung ſein würde. Was konnten ſie mehr wünſchen als Freiheit unter ihrem rechtmäßigen Königshauſe? Darum die angeknüpften Verbindungen mit einzelnen einflußreichen

Mitgliedern der Carbonaria, die man kannte, darum die Verbreitung der Grundzüge der ſicilianiſchen Conſtitution. Alle Wohlthaten für die materielle und geiſtige Entwickelung, welche das Land der Fremdherrſchaft unleugbar im reichſten Maße verdankte, behielt es ja, die rechtmäßigen Herrſcher ſchenkten ihm dazu die politiſchen Rechte und Freiheiten, welche ihm jene verſagte — mußte es ſich nicht dafür erheben?

Das bittere Lächeln Camillo's ſchien aber dieſen Erfolg in Zweifel zu ziehen; der Staatsrath König Murat's, welcher das Vertrauen ſeines Monarchen genoß, hatte einen tiefern Einblick in die Verhältniſſe dieſſeits des Faro, als man drüben, trotz aller fleißig unterhaltenen Verbindungen, haben konnte, weil man Alles durch gefärbte Gläſer anſah. Auf das Volk von Neapel hoffen? Ueberhaupt, in wen oder was Vertrauen ſetzen? Die Erfahrungen ſeines eigenen wie ſeines öffentlichen Lebens hatten Camillo längſt alles Vertrauen geraubt; es gab auf Erden nichts, auf das man ſich verlaſſen konnte. Tugend, Ehre, Frömmigkeit, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe — Schaumperlen, welche in köſtlichen Farben ſchimmern und vor einem Lufthauche des Augenblicks zerplatzen! Auch ſich ſelbſt traute Camillo nicht mehr; in ſeiner eigenen Bruſt hatte er bei ſtrenger Selbſtprüfung Regungen gefunden, welche ihn mit Grauen erfüllt hatten!

War es nach der Lehre der Kirche die Macht des Satan, welche in der Erbsünde wurzelt? Wer stand ihm dafür, daß sie zu böser Stunde nicht auch ihn, wie viele Bessere und Edlere, überwältigen und zu Thaten hinreißen könne, welche keine Reue zurückzukaufen im Stande sei?

Aus den politischen Wirren der Zeit, die jenes bittere Lächeln in seine Züge gerufen hatten, war Camillo in das Labyrinth subjectiver Zweifel geführt worden, das er in einsamer Stunde nur zu gern durchirrte. Er wandte sich den Angelegenheiten seiner eigenen Familie zu. Die große Nachricht, welche ihm Emilio mit so viel Wichtigkeit gebracht hatte, erschien ihm lächerlich. Selbst in seiner heutigen Stimmung mußte sich seine düstere Stirn erhellen, wenn er sich Virginia als Verschwörerin dachte, als Carbonara, wie er den Vetter verspottend gesagt hatte. Diese Verbindung und weibliche Mitglieder! Versteckheit, den Stempel ihrer Abkunft, besaß Virginia zwar genug, und ihr Vertrauen hatte wohl seit ihrer frühesten Kindheit keine Seele besessen, am wenigsten der Bruder, der so viel älter war und vor dem sie sich fürchtete; sie hatte schon, als sie noch mit der Puppe spielte, ihre kleinen Geheimnisse gehabt, hatte sich höchst ungern über Alles, was sie selbst betraf, befragen lassen und sich durch ausweichende oder unklare Antworten der vollen Wahrheit, auch wo es für

ſie ganz gleichgültig geweſen wäre, entzogen. Wie dann ferner ihr Schickſal und Leben ſich geſtaltet hatte, mochte dieſer Hang zur Meiſterſchaft in der Kunſt, ſich nie durchſchauen oder errathen zu laſſen, ſich entwickelt haben, wenn derſelbe nicht vielleicht in trauriger Wechſelwirkung mit zu jener Geſtaltung ihrer Lebensverhältniſſe beigetragen hatte. Ob ſie aber, mit fremden und wichtigen Geheimniſſen betraut, fähig ſein würde, dieſelben mit gleicher Sicherheit zu bewahren, wie ihre eigenen, blieb ſehr zweifelhaft, denn ſie war doch immer eine Frau. „Arme Virginia!“ dachte Camillo, denn wie ſtreng er auch gegen ſie war, er liebte ſie doch im Grunde ſeines Herzens, wie all die Seinigen, die nicht erſt ſeit heut und geſtern, ſondern ſo lange Camillo denken konnte, ſich einander entfremdet und fern geſtanden hatten, dennoch durch Bande der Liebe, unzerreißbar ſtark, verbunden waren. Er hatte das wieder recht gefühlt, als er mit Virginia an dem vermeintlichen Sterbebette des Vaters zuſammengetroffen war. Ihre jetzige Lage, ihre Ehe, das Verhältniß zum Vater, zu ihm, die furchtbare Leere ihres Herzens, welche, wenn heute noch nicht, doch über kurz oder lang ſich ihr fühlbar machen mußte; konnte der äußere Glanz, die Rolle, welche ſie in der großen Geſellſchaft ſpielte, die Huldigung, von der ſie umgeben war, dafür entſchädigen? Noch war ſie die goldſchimmernde Libelle, welche leicht-

geflügelt am ſonnigen Bache dahingaukelt, aber es kam die Zeit, welche im Leben nicht immer bis auf den Herbſt wartet, um daſſelbe des Lichts und der Farben und all ſeines vergänglichen Reizes zu entkleiden, und dann, Virginia? Armes Weib! In manchem Zeichen, das er nur von fern bemerkt und darum nicht ganz begriffen hatte, glaubte er ſchon das aufſteigende Gewölk zu ſehen, das den Sturm heraufführen konnte. Der Verwandte ihres Gemahls, der für ſie eine ſo tiefe Leidenſchaft gefaßt hatte, daß Camillo, als er ihn kennen gelernt, anfangs Beſorgniſſe gehegt, erſchien ihm jetzt faſt wie ein Troſt; wenn alle Täuſchung für Virginia zerrann und nirgends für ſie der feſte Halt zu erblicken war, den ihr der Mann, dem ſie ſich hingegeben hatte, nimmer gewähren konnte, dann fand ſie vielleicht einen treuen und lautern Freund an dem Jünglinge, mit dem ſie jetzt ein herzloſes Spiel zu treiben ſchien, wie mit dem Larvenſchwarme ihrer Anbeter am Hofe. Auch ihre plötzliche Abreiſe mochte in dies Spiel gehören. Vielleicht war indeſſen Emilio's Zudringlichkeit die Urſache. Virginia hatte vor nicht langer Zeit ihrem Bruder ſchuld gegeben, daß er ſie mit Spionen umſtelle; ſie hatte nur die Perſonen verwechſelt; Emilio war es. Der alternde Cavalier, von heißer Leidenſchaft für das reizende Weib entbrannt, von wüthender Eiferſucht gefoltert, daß ſie einen Andern glücklich machen könne, hatte ſich Mittel und Wege

geſchafft, ſie zu bewachen, und wenn ſie das auch noch erkannt hatte, was war natürlicher, als daß ſie ſich durch einen raſchen Entſchluß, wie es ihre Art war, vor ſeinen läſtigen Beſuchen, die ſie doch nicht immer abweiſen konnte, und vor ſeiner noch läſtigern Beobachtung ihrer Schritte gerettet hatte? Sie war gewiß auf das Landgut gereiſt, das der König ihrem Manne geſchenkt hatte; dort konnte ſie, geſchirmt durch die eingetretene Regenzeit, welche ihr alle unerwünſchten Gäſte fern hielt, in Zurückgezogenheit die Heimkehr des Grafen abwarten, der wenigſtens die Pflicht hatte, ſie dann weiter vor Unziemlichkeiten zu ſchützen. Nur das Gehirn eines Don Emilio konnte auf den abenteuerlichen Gedanken kommen, daß ſie geflohen ſei, weil ihr Diener in der Grotte der Villa einen Abdruck der ſicilianiſchen Conſtitution gefunden hatte. Tommaſo, der geweſene Brigant, ob unter Fra Diavolo, Brandi, Palmieri oder einem andern Bandenführer, gleichviel, der Begnadigte Murat's, der nun rückfällig geworden war und das Ritual der Carbonari ſo ungeſchickt an Camillo verſucht hatte, ohne Anklang zu finden, wer anders konnte das Blatt in der Villa verloren haben? Er hatte ſeine Haut nicht für die unbekannten Obern, die ihn doch nicht ſchützten, zu Markte tragen wollen und war entflohen. Der Schlüſſel des Räthſels, welchen Emilio im Boudoir einer Frau geſucht, lag in den Fußtapfen des gemeinen Gondoliers.

Neuntes Kapitel.

In der Rosaja.

Virginia, in ihrem bequemen Wagen gegen das Wetter geschützt, das mit schweren Regentropfen gegen die geschlossenen Fenster schlug, kümmerte sich wenig darum, welche Beweggründe ihrer plötzlichen Abreise untergelegt würden. Sie dachte an Keinen, den sie in Neapel zurückgelassen hatte, nicht an den jungen Deutschen, dessen Wesen sie oft mit Erstaunen, dessen kaum verhüllte Leidenschaft sie mit einem Gefühl wie Trauer füllte; noch minder dachte sie an den Bruder, und es hätte in der That weit mit ihr gekommen sein müssen, wenn sie je bei ihm sich hätte Rath und Trost holen sollen; das hatte ihr letztes Zusammensein mit ihm in der Casa dell'Orme wieder bestätigt. Seine Abschiedsworte: „Vielleicht wirst Du einmal Deinen Bruder suchen, wenn kein anderer Rath mehr zu finden ist!" die ihr Unglück zu weissagen schienen, hatten noch lange in ihrer Seele nachgeklungen. Jetzt aber war dieser Eulenruf verhallt, welcher doch

auf ſie, da ihr Geiſt nicht ganz frei vom Glauben an böſe Vorbedeutungen war, damals Eindruck gemacht hatte, und das Bild ihres Bruders begleitete ſie nicht. Am wenigſten aber ſchenkte ſie dem Vetter, deſſen zärtliche Bemühungen ihr wahrhaft widerwärtig waren, nur einen Gedanken. Ihre Seele war in einem träumeriſchen Zuſtande, der keine klare Vorſtellung aufkommen ließ; unbeſtimmte, wie von Duftgewölk umfloſſene Bilder aus dem Eden ihres erſten jugendlichen Erwachens ſchwebten ihr vor. Unter Palmen am blühenden Ufer des ſtillen Sees, im ſüßeſten Frieden wähnte ſie zu ruhen, ein Engelsantlitz ſchaute lächelnd auf ſie hernieder, da zerrann es wie Nebel, und Alles wurde öde; graue Wellen, langhin und langſam rollend, eine nach der andern, ohne Raſt, ohne Eile, überfluteten ihr Paradies, plötzlich aber ſtand vor ihr lichtprangend ein Cherub mit dem Flammenſchwerte in zürnender Schönheit, auf ſeiner Stirn ihr Schickſal zu leſen! Sie erwachte ſchreckhaft aus ihren Träumen, ſie blickte um ſich her und lächelte über ſich ſelbſt. Mit ihrem duftenden Taſchentuch ſchaffte ſie ſich einen freien Blick durch die angelaufenen Fenſterſcheiben; welch ein troſtloſes Wetter! Sie mußte ja bald ihr Ziel erreichen, aber der ſtrömende Regen erlaubte kaum die nächſten Gegenſtände zu erblicken, und ſie lehnte ſich wieder in die weichen Polſter zurück,

um in Geduld das Ende ihrer kurzen Reiſe zu erwarten.

Ihr Bruder hatte Recht, ſie ging auf das Landgut ihres Gemahls. Wenn ſie tiefere Gründe dazu hatte, als einen plötzlichen Einfall, dem ſie ſelten widerſtrebte, ſo waren es wenigſtens nicht die, welche ſelbſt Camillo ſuchte. In Zurückgezogenheit zu leben, war nicht ihre Art. Die Heimkehr des Grafen würde ſie hier am wenigſten, ſondern lieber in der rauſchendſten Umgebung abgewartet haben, und vor Unziemlichkeiten, wenn ſich irgend ein Mann ſolche jemals gegen ſie erlaubt hätte, ſchützte ſie ſich ſelbſt am beſten. Der Weg, welcher ihr heute zur Ewigkeit ſich dehnte, ſenkte ſich endlich in ein Thal, und der graue Schleier, welcher die ganze Gegend verhüllt hatte, ſchien ſich plötzlich zu lichten. Ein friſcher Wind von der Höhe ſetzte das träge Gewölk, das am Himmel gelaſtet hatte, in Bewegung, noch ein heftiger Regenguß, der auf die Kutſchendecke praſſelte, dann zerriſſen die Wolken, der Wind fegte ſie ſtürmiſch zur Seite, ein erſter Sonnenblick, und die Natur zeigte ihr zauberſchönes Antlitz wieder, das nur zu lange mißfarbig bedeckt geweſen war. So fuhr Virginia in das liebliche Thal ein, in welchem die Roſaja lag; es war, als komme mit ihr, der Herrin, wieder Freude und Licht in das dunkle Gefild. Auch ihr war die Umgebung des Land-

hauſes, dem ſie ſich nahte, noch nie ſo reizend erſchienen als heute. Die ſchön und phantaſtiſch geformten Kuppen, in welchen der Thalrand ſich dahinzog, die Weingärten mit den weißen Winzerhäuschen, am Wege der muntere Bach, der ihn begleitete und heute, vom Regen geſchwollen, hundert übermüthige Cascadellen bildete, die Kapelle droben, von der Sonne wie mit einer Glorie umſtrahlt, die bunten Herzblumen, die Gebüſche, im Lichterſpiel demantner Regentropfen funkelnd, und das Haus ſelbſt, ſo wohnlich, ſo friedlich unter den hohen Bäumen ihr entgegenſchauend — Virginia hatte ſich weit aus dem geöffneten Fenſter gelehnt und nahm all die Schönheit in vollen Zügen in ſich auf. Sie fühlte ſich hier immer ſo glücklich; war dieſer Bach der Lethe, welcher ſie Alles vergeſſen ließ, was jenſeits der Höhe lag, von wo ſie in das Thal einfuhr?

Von der Dienerſchaft, welche ſich ihr bequemes Leben noch bequemer machte, bemerkte Niemand das Nahen des Wagens, bis er vor der Pforte hielt. Da überſtürzte ſich aber auch Alles, um die Herrin zu empfangen. Dieſe ſchwang ſich, jede Hülfe verſchmähend, aus dem Wagen, ihr Auge ſchien etwas zu ſuchen.

„Tante!“ rief plötzlich eine klare Kinderſtimme, und ein kleines liebliches Mädchen, das in der Haſt beinahe umgerannt worden, machte ſich zwiſchen den Leuten emſig Bahn.

Virginia's Auge erheiterte ſich; ſie nahm das Kind auf den Arm und küßte es, ohne ein Wort zu ſagen.

„Madonna!“ hörte ſie jetzt in ſtaunendem Tone ausrufen; eine braune, kräftige Frau trat herzu und hieß die Gebieterin mit großer Freude willkommen.

„Da nimm Dein Kind, Gianna!“ ſagte die Gräfin und reichte ihr die Kleine, welche lieber bei der ſchönen Herrin geblieben wäre. „Sie iſt wieder ganz geſund?“ Die Frage klang ſo vornehm gleichgültig, wie eine hohe Dame eben nach armer Leute Ergehen zu fragen pflegt.

„Ja, Altezza“, erwiderte die Frau, indem ſie das Kind an ihre Bruſt drückte und liebkoſte. „Es hat ihr wohl Jemand etwas Böſes angethan; Gott ſei Dank, es iſt aber bald vorübergegangen.“

Die Gräfin lächelte. „Am Ende wirſt Du noch ſelbſt verzaubert werden, Gianna! Wahrhaftig, Du haſt der armen Kleinen ſchon ein Korallenhörnlein angehängt. Willſt Du mir nicht auch eins ſchenken?“

„Altezza könnten es vielleicht recht gut brauchen“, verſetzte die Frau mit einem gewiſſen trockenen Ausdruck.

Die Dienerſchaft hatte ſich unterdeſſen eifrig mit dem wenigen Gepäck beſchäftigt, das die Herrin mitbrachte und das nur auf eine kurze Anweſenheit zu deuten ſchien. Virginia ſtand noch auf der Veranda, welche ſie betreten hatte; ſie konnte ſich noch nicht entſchließen,

aus der balſamiſchen Luft, welche nach dem erquickenden Regen das ganze Thal durchwehte, in das Haus zu gehen. „Wo iſt Maddalena?“ fragte ſie, da ſich das Mädchen, welches ſie längſt vermißt hatte, ſo gar nicht zeigte.

„Zum Herrn Prete iſt die Lenetta gegangen“, antwortete für die Mutter, an welche die Frage gerichtet war, mit heller Stimme das Kind, das neben Frau Gianna ſtand, ſich an deren Rock hielt und mit glänzenden Augen zu der Gräfin emporſchaute.

„Du weißt das genau, kleine Giuditta!“ ſagte Virginia, indem ſie ſich freundlich zu dem Kinde herniederbeugte und ihm die roſigen Wangen ſtreichelte. „Und was macht die Lenetta bei dem Herrn Prete?“

„Er ſoll für ſie beten“, antwortete die Kleine.

Virginia warf einen ſchnellen Blick, plötzlich ernſt geworden, auf die Mutter. „Was heißt das, Gianna?“ fragte ſie in dem tiefen Tone, der bei ihr ſtets auf eine ungewohnte Gemüthsbewegung ſchließen ließ.

„Sie will den hochwürdigen Herrn bitten, eine Seelenmeſſe für einen ihrer Verwandten zu leſen“, erklärte die Frau.

„Hat ſie kürzlich Nachrichten bekommen von außerhalb?“ fragte die Gräfin.

Gianna wußte das nicht; die Procidanerin hatte ihr nur dieſen Grund angegeben, als ſie um Erlaubniß

gebeten hatte, zum Prieſter gehen zu dürfen. Sie wurde von der Herrin jetzt vorläufig entlaſſen, da ſie als Wirthſchafterin Anſtalten für deren Aufnahme zu treffen hatte; ihr Kind blieb, als verſtehe ſich das von ſelbſt, bei der ſchönen Frau zurück, welche ihm geſtattet hatte, ſie Tante zu nennen. Es war ein reizendes kleines Weſen von ungefähr vier Jahren, mit einem Geſichtchen, das nur einen leichten Anflug ſüdlichen Teints hatte, umwallt von glänzenden ſchwarzen Locken und belebt von einem Augenpaar, deſſen Feuer Jeden, der das Kind ſah, mit Bewunderung füllte. Judith war die Kleine getauft. Warum mußte dieſes liebliche und liebevolle Weſen den Namen jener blutigen Heldin der heiligen Schrift tragen, deren Gedächtniß Grauen erweckt? Konnte die kleine Giuditta ihr jemals ähnlich werden?

Sie ſaß auf dem Schooße Virginia's und plauderte ihr Allerlei vor; ſie hatte ihr ſo viel zu erzählen. Virginia hörte ihren kindiſchen Geſchichten in ſüßer Vergeſſenheit ernſterer Verhältniſſe theilnehmend zu, als werde ſie wirklich dadurch im höchſten Grade intereſſirt; ſie richtete Fragen an das Kind nach ſeinen kleinen Erlebniſſen, ſie wußte in ſeine Gedanken und Vorſtellungen einzugehen und lachte mit ihm, daß es dem Herzen wohl that, wenn Jemand beide beobachten konnte. „Wie ſchade, Frau Gianna", hatte Maddalena bei der vo-

rigen Anweſenheit zu der Mutter Giuditta's geſagt, als ſie die Gräfin in ſolchem ſüßen Spiel mit der Kleinen geſehen hatte, „wie ſchade, daß Madonna kein Kind hat! Meint Ihr nicht auch?“

„Kinder machen Sorgen“, hatte darauf Gianna erwidert; „man kann nicht zeitlebens mit ihnen ſpielen.“ Und freilich mochte die arme Wittwe, welche aus der Baſilicata war, viel Sorgen gehabt haben, ehe ſie die gütige Herrin mit ihrem Kinde hier aufgenommen und ihr die Wirthſchaft des ſchönen Gutes anvertraut hatte.

Der Gräfin fiel jetzt Maddalena wieder ein, welche ſie zur Wärterin des Kindes beſtimmt, ſeit ſie dies lieb gewonnen hatte. Wem konnte die Seelenmeſſe, um welche das Mädchen den Prieſter bitten wollte, anders gelten, als ihrem Oheim Mas' Antonio, deſſen räthſelhaftes Verſchwinden bis jetzt unaufgeklärt geblieben war? Einen Grund zur Flucht wußte ſie nicht zu finden; er war in ſeinem Dienſt, wenn auch ſeinem Weſen nach nicht gerade einnehmend, doch immer zuverläſſig geweſen, der Vater würde ihn ſonſt nicht zu ihr gegeben haben; ein Vergehen lag nicht vor, das ihn aus Furcht vor der Strafe hinweggetrieben; er ſchien ſich auch wohl zu befinden, ſoweit Virginia, die ſich mit ihrer Dienerſchaft wenig in Geſpräche einließ, darüber urtheilen konnte; es mußte alſo, wenn er nicht verunglückt war, ein ganz

beſonderer Anlaß ihn zu ſeiner heimlichen Entfernung beſtimmt haben. Maddalena wußte darum! Sie war nach ihrer eigenen Angabe plötzlich in die Stadt gekommen, um mit ihrem Oheim zu reden; ſie hatte den Prieſter, als dieſer den Boten abfertigen gewollt, den ſich die Gräfin mit Nachrichten über das Befinden ihres erkrankten Lieblings beſtellt hatte, ausdrücklich gebeten, ihr dieſe Botſchaft anzuvertrauen. Nur ſie, hatte Maddalena damals geſagt, konnte dem Oheim das mittheilen, was ſie für ihn wußte, und ſie hatte es auch ihrer Herrin erzählen wollen, wenn ſie nur erſt den Oheim geſprochen hätte. Zu einer Erklärung war es aber nachher nicht gekommen, weil Virginia verſchmäht hatte, nach fremden Geheimniſſen, die ihr nicht freiwillig vertraut würden, zu fragen. Nun aber ſchien ſich wirklich das Schickſal des Verſchwundenen in trauriger Weiſe erfüllt zu haben, denn Maddalena war gegangen, ſich für ihn eine Seelenmeſſe zu erbitten. Gewiß erklärte ſie Alles bei ihrer Rückkehr.

Maddalena blieb nicht lange aus. Als ſie die Ankunft der Gräfin hörte, eilte ſie ſogleich zu ihr und küßte ihr mit Thränen die Hand. Virginia ſah, daß ſie tief betrübt war. Sie legte ihr die Hand auf die Schulter und bat ſie, ihr zu ſagen, was ſie bekümmere und ob ihr vielleicht zu helfen ſei.

„Zu ſpät! Zu ſpät!“ ſagte Maddalena ſchmerzlich. Die Kleine, welche noch bei Virginia ſtand, fragte ſie ängſtlich und wiederholt, warum ſie weine, und wies jetzt ſogar die Gräfin zurück, welche ſie beruhigen wollte. „Bringe das Kind ſeiner Mutter“, ſprach dieſe, „und komme wieder zu mir. Vielleicht iſt doch noch zu helfen, wo Du ſchon alle Hoffnung aufgegeben haſt.“

Das Mädchen gehorchte und kehrte ſogleich zurück. Ein Schimmer von Hoffnung war ihr nun doch bei den letzten Worten der Herrin wieder aufgegangen; ſollte es nicht möglich ſein, daß die vornehme Frau, deren Mann dem Könige ſo nahe ſtand, noch im letzten Augenblick Rettung bringen könnte, wenn dieſer letzte Augenblick noch nicht vorüber war?

„Ja, Madonna!“ ſagte ſie, als ſie die Schwelle kaum überſchritten hatte und warf ſich Virginia zu Füßen. „Mein Oheim iſt vielleicht noch nicht todt! Er iſt aber gefangen und verloren, wenn Ihr ihn nicht rettet!“

„Weshalb? Was hat er gethan?“ fragte Virginia betroffen. „Rede, damit ich Dich verſtehe und weiß, was zu thun iſt!“

Maddalena erzählte in gedrängter Haſt, daß ihr Oheim vorgeſtern hier geweſen ſei. Er habe ſie nach der Oſteria rufen laſſen, um im Schloß kein Aufſehen zu erregen; dort habe ſie ihn gefunden und von ihm

gehört, daß er verfolgt werde und gleich weiter gehen müſſe, er wolle ihr nur Einiges in Verwahrung geben, das ſie ihm treulich hüten ſolle wie einen Schatz. Das habe er auch gethan; als ſie aber mit ihm in Eile geſprochen und ihn gefragt, ob er nicht hier bleiben wolle, ſeine Herrſchaft werde ihn gewiß ſchützen, da wäre er aufgeſprungen und hinweggeſtürzt, um das nahe Gebüſch zu erreichen, denn ein paar Carabinieri, die ſie gar nicht geſehen, ſeien plötzlich dahergeritten, und nun ſei ihm das Schrecklichſte geſchehen; er habe ſich verwickelt in die Dornranken der Flur und ſei zur Erde gefallen, die Reiter, die ſchon Jagd auf ihn gemacht, ſeien gleich von den Pferden geſprungen und über ihn hergeſtürzt; vor ihren ſichtlichen Augen ſei er mit Stricken gebunden und hinweggeſchleppt worden. „Zum Tode!“ ſetzte ſie jammernd hinzu.

Virginia hatte in ſteigender Aufregung zugehört. Vieles war ihr in der Erzählung ganz unverſtändlich geblieben. Warum wurde Mas' Antonio verfolgt? Ein Diener der Gräfin Orkum, deren Gemahl Adjutant des Königs war! Wie kam es, daß von ſeiten der Polizei bei ſeiner Herrſchaft keine Anzeige gemacht, keine Nachfrage gehalten worden? So wenig Virginia von dieſen Dingen verſtand, mußte ſelbſt ihr als Frau das auffallend erſcheinen. Und wenn er doch verdächtig und

verfolgt war, kannte ihn denn jeder Carabiniero, welcher des Weges geritten kam? Weshalb blieb er nicht ruhig, wie ein unbeſcholtener Mann, der nichts zu fürchten hat, an der Oſteria ſitzen, als die Zwei geritten kamen? Sein plötzliches Aufſpringen und Entfliehen mußte ihn ja ſogleich verrathen, und wenn er auch das nahe ſchützende Gebüſch erreicht hätte, wäre er nicht fortan erſt recht gehetzt worden, wie ein Thier des Waldes? Maddalena hatte wohl auch etwas Aehnliches gedacht; ſie konnte nur annehmen, daß ihr Oheim beim Anblick der Reiter den Kopf verloren habe. Mas' Antonio hatte aber guten Grund gehabt, ihre Nähe nicht abzuwarten; wenn auch nicht jedem Carabiniero des Polizeiminiſters, einem von den beiden, welche hier angeritten kamen, war er nur zu wohl bekannt, denn er hatte einſt mit ihm unter dem Trenta Capilli gedient! Der ehemalige Waffenbruder war jetzt ein Fanghund geworden.

„Verzweifle nicht!“ ſagte Virginia theilnehmend auf den ſchmerzlichen Ausruf Maddalena's. „Ich werde thun, was ich kann. Sage mir nur — Du haſt es mir verſprochen! — was Du mit Deinem Oheim zu reden hatteſt, als Du nach der Stadt kamſt. Er iſt gleich darauf entflohen, Deine Nachricht muß ihn dazu beſtimmt haben. Wenn ich Alles weiß, kann ich um ſo beſſer für ihn handeln. Schenke mir alſo Dein Vertrauen, Maddalena.“

Die Procidanerin kämpfte mit ſich ſelbſt. „Er hat es mir bei meinem Leben verboten“, erwiderte ſie endlich.

„Wie? Mir etwas zu ſagen, hat er Dir verboten? Ausdrücklich mir?“

„Madonna — ja!“ gab das Mädchen zögernd zur Antwort.

Die Gräfin ſchwieg. „Zürnt ihm deshalb nicht!“ bat Maddalena. „Der Arme hat ſo viel Unglück in ſeinem Leben gehabt, ſchon als er noch in jungen Jahren auf unſerer Inſel in San-Cataldo lebte — die Mutter hat mir davon erzählt —“

„Sei ruhig, mein Kind, ich zürne ihm nicht! Jeder Menſch hat etwas auf dem Herzen, das er nicht der ganzen Welt erzählen möchte; ſelbſt Deine ſtille, reine Seele wird ihr Geheimniß bergen! Ich werde für Deinen Oheim thun, was ich kann; er iſt ja mein Diener! Geh noch einmal zur Kapelle hinauf, bitte den Prete von mir, daß er mich beſuche. Du wirſt es ihm ſchon dringend machen, damit wir keine Zeit verlieren.“

Maddalena, neu belebt durch die Zuſage, eilte hinweg und die Gräfin ſaß eine lange Weile in ſich gekehrt. Sie wußte, daß ſie ſich auf die Treue dieſes finſtern und ſtummen Mannes verlaſſen konnte, ihr Vater bürgte für ihn! Aber er war doch immerhin in Manches eingeweiht, und wenn er jetzt, angeklagt um andere Dinge, welche

ſie nicht kannte und die ihr gleichgültig waren, eines ſchnellen Todes ſtarb — es lag vielleicht in ihrer Hand, ihn zu retten oder fallen zu laſſen. Virginia ſtand raſch auf und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, als wolle ſie die Gedanken der Verſuchung dort vertreiben. Wie vor kurzem, als ſie an den möglichen Tod ihres Vaters in ähnlicher Weiſe gedacht hatte, erſchrak ſie über ſich ſelbſt und mußte ſchaudernd erkennen, daß die Mächte des Abgrunds aus der Nacht ihre Krallen nach ihrem Herzen ſtreckten.

Sie dankte Gott, nach kurzer Friſt den frommen Diener des Herrn zu erblicken, welcher unverweilt Maddalena's Aufforderung gefolgt war. „Willkommen zu tauſend Malen!“ rief ſie noch unter dem Eindrucke der eben beſtandenen Kämpfe.

Der Prieſter verneigte ſich vor ihr und blickte ſie mit ſeinen milden Augen freundlich und troſtreich an. „Ich bin von Allem unterrichtet, Frau Gräfin“, ſprach er. „Das Mädchen hat mir ſchon vor Ihrer Ankunft erzählt, was ſie konnte. Ich glaube nicht, daß der Mann, um welchen ſie Sorge trägt, wegen eines gemeinen Verbrechens oder Rückfalls in frühere Verirrungen verhaftet worden iſt, ſondern daß vielleicht politiſche Verdachtgründe gegen ihn vorliegen. Um ſo weniger iſt zu erwarten, daß ihm ſchnell der Proceß gemacht und

das Urtheil vollſtreckt worden iſt. Wäre er ein Mann von Gewicht, aus hoher Stellung oder angeſehenen bürgerlichen Verhältniſſen, ſodaß man in ihm einen der Führer oder eins der Häupter jener Verbindung gefangen hätte, von welcher Ew. Gnaden gehört haben werden —"

„Man ſpricht viel davon in Neapel", beſtätigte die Gräfin ſeine Annahme; „meinen Sie aber, daß mein Mas' Antonio dazu gehören könnte, der arme, unbedeutende Gondolier?"

„Der Prieſter zuckte leicht die Achſeln. „Ich kann darüber nicht urtheilen", erwiderte er, „aber ſie ſpüren ja zu dieſer Stunde Verſchworene unter allen Ständen des Volks, ſogar auf den Altarſtufen der heiligen Kirche Gottes."

„Verſtehe ich Sie recht?" rief Virginia. „Sie, mein Vater?"

„Wenig hätte gefehlt, meine Tochter", antwortete der Prieſter, ſein greiſes, ehrwürdiges Haupt neigend. „Indeſſen ſprechen wir von dem Falle, welcher dies arme Kind betroffen hat. Ich wollte ihr zum Troſte ſagen, daß ich nicht an eine ſchnelle Verurtheilung ihres Oheims glaube, weil man von ihm, den man für ein Mitglied der Verſchwörung hält, gerade weil er ein armer Mann von untergeordneter Stellung iſt, Geſtänd-

niſſe über ſeine Mitverſchworenen und andere für die Unterſuchung wichtige Aufſchlüſſe zu erlangen hoffen kann, während das bei einem der Obern und Leiter ganz vergebens wäre. Darum wird man einen derſelben, ſobald man ſeiner habhaft werden kann, ſofort durch die Militärcommiſſion richten laſſen und tödten, während man Gefangene, wie den Oheim der treuen Maddalena, länger ſchont. Ich glaube alſo, daß eine Reclamation von Ew. Gnaden als Herrſchaft des Mannes nicht zu ſpät kommen wird."

Maddalena, welche jedes Wort von ſeinen Lippen mit wahrer Inbrunſt vernommen hatte, faltete freudig und dankbar die Hände über ihrer Bruſt.

„Und an wen müßte ich dieſe Reclamation richten?" fragte die Gräfin.

„In erſter Inſtanz wohl an den Militärcommandanten der Provinz", antwortete der Prieſter. „Sie wiſſen, daß dieſelben für dieſe Angelegenheit mit außerordentlichen Vollmachten verſehen, daß die Civilgerichte in Bezug auf jene Verbindung ſuspendirt ſind."

„Das weiß ich nicht. Wollten Sie mir das Schreiben aufſetzen, guter Vater? Ich weiß ſo gar nicht Beſcheid."

„Gern, Frau Gräfin. Mag aber die Maddalena, nun ſie überzeugt iſt, daß Alles für ihren Oheim geſchehen iſt, nicht gehen?"

Virginia blickte den Prieſter fragend an. Er hatte ihr vielleicht noch etwas Beſonderes zu ſagen. Da er aber ganz unbefangen ihren Blick erwiderte, ſprach ſie: „Laßt die Arme immer noch hören, was wir an den Commandanten ſchreiben. Es wird ihr Herz erleichtern, wenn ſie hört, daß ich die Freilaſſung meines Dieners fordere.“

„Verzeihung, Frau Gräfin. Erregen wir dem Kinde keine voreiligen Hoffnungen“, ſagte der Prieſter. „Fordern können Sie die Freilaſſung Ihres Dieners nicht, ich habe mich vielleicht in dem Worte Reclamation unrichtig ausgedrückt. Sie können ſich nur für ihn verwenden und Ihr Anſehen geltend machen, daß ihm nicht Unrecht geſchieht oder auch, daß er milder behandelt wird, vielleicht volle Begnadigung erhält, falls ſein Vergehen nicht allzu ſchwer ſein ſollte. So glaube ich Ihr Schreiben an den Commandanten aufſetzen zu müſſen. Reizen dürfen wir die militäriſche Gewalt nicht, welcher dieſe Angelegenheit unterworfen iſt; wir haben ja leider Beiſpiele genug, wie ſie früher ſchon gehandhabt worden und daß kein Recht dagegen zu erlangen iſt. Ich rathe Dir alſo, Maddalena, Dich in Geduld und Ergebung zu faſſen. Du haſt gethan, was Deine Pflicht war, Deine Herrin wird Deinen Oheim nicht verlaſſen, und der Allmächtige hat unſer aller Schickſal in Händen.“

„Laß uns denn allein, Maddalena", sprach die Gräfin freundlich. Das Mädchen küßte ihr und dem geistlichen Herrn die Hand und ging hinaus.

Noch an demselben Tage wurde ein Bote mit dem Schreiben der Gräfin Orkum an den Militärcommandanten der Terra di Lavoro abgefertigt. Das Schreiben war sehr geschickt abgefaßt, Virginia hatte sich aber doch erlaubt, in dem Entwurfe, den ihr der Priester vorgelegt hatte, einige Wendungen und Ausdrücke, welche ihr allzu demüthig erschienen, zu ändern; das fürstliche Blut in ihren Adern konnte sich nicht verleugnen. Wie hätte sie dem Niedriggeborenen, welchen nur das Glück und die Gnade des Königs zu seinem jetzigen Range erhoben hatten, in bittender Form sich nahen können! An die Stellung ihres Gemahls und daß der Commandant vielleicht Rücksicht auf dieselbe nehmen werde, dachte sie dabei nicht, sie betrachtete sich in ihrem Geiste nie als eine Andere als Virginia Angri. Der Bote war abgeritten, und erst jetzt fand sie die Ruhe, welche sie hier gesucht hatte. Sie verbrachte den Abend auf der Veranda, wo sie die kleine Giuditta um sich spielen ließ, bis diese von der Müdigkeit überwältigt wurde, und Maddalena an der Treppe sitzen mußte, um der Kleinen behülflich zu sein, wenn diese es nöthig hatte. Das Kind schien überhaupt immer, solange

die Gräfin im Roſenſchloſſe weilte, ihrer Mutter ganz genommen zu ſein, und Frau Gianna war auch zufrieden damit, wie ſie ſelbſt zu Maddalena ſagte, da ſie in dieſer Zeit alle Hände voll zu thun hatte und ſich um Giuditta nicht recht bekümmern konnte.

„Deine Principeſſa ſollte die Giuditta an Kindesſtatt annehmen und zu einer vornehmen Dame erziehen!“ ſagte ſie am Morgen, als ſie mit der Procidanerin darüber ſprach und das Kind ſchon wieder nach der Herrin, welche noch ſchlief, ſtürmiſch verlangte. „Glaubſt Du nicht auch, daß die Giuditta eine ganz prächtige Dame werden müßte? Nun, Lenetta, wer weiß, was noch geſchieht!“

„Schämt Euch, Padrona, ſo hoffärtiger Gedanken!“ erwiderte das junge Mädchen; wenn ſie aber die Kleine betrachtete, wie zart und fein ſie war, und ihre Mutter dagegen, die braune, ſtämmige Hirtentochter aus der Baſilicata, ſo mußte ſie bei aller Unſchuld ihres Herzens auf wunderliche Gedanken kommen.

Einige Tage vergingen ohne irgend ein beſonderes Ereigniß. Der Bote war mit einer ſehr artigen Antwort des Commandanten zurückgekehrt, in welcher derſelbe das Verſehen ſeines Untergebenen, der Frau Gräfin keine Anzeige von der Verhaftung eines ihrer Diener gemacht zu haben, zu rügen verſprach und ſich vorbe-

hielt, über die Sachlage, von welcher er augenblicklich nicht ganz informirt ſei, ſobald als thunlich Nachricht zu geben; er werde natürlich Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, um das Intereſſe, welches die Frau Gräfin an dem Schickſale ihres Dieners nehme, mit ſeiner Pflicht zu verſöhnen. Danach war Virginia überzeugt, daß ihre Verwendung Mas' Antonio gerettet habe, und ſprach das ſo zuverſichtlich gegen Maddalena aus, daß die erneute Warnung des Prete vor übereilten Hoffnungen nicht mehr fruchtete.

Tage des Stilllebens, wie ſie Virginia's Herz nie genoſſen zu haben wähnte! Sie hatte keinen Wunſch mehr, als daß ſie ewig währen möchten! Nichts von der Welt ſehen oder hören, nicht an die Vergangenheit oder an die Zukunft denken, ſondern nur dem ſüßen Frieden der Gegenwart leben, glücklich im Genuſſe der paradieſiſchen Natur, welche ſie in wohlthuender Abgeſchloſſenheit umgab, glücklich, das Kind, dem ihr ganzes Herz gehörte, um ſich zu haben und mit ihm zu ſpielen, als ſei ſie ſelbſt wieder ein harmloſes, fröhliches Kind — da traf ein Diener ihres Hauſes aus Neapel ein; der König war angekommen und mit ihm Virginia's Gemahl. Sie ſaß gerade auf der Veranda und blickte lächelnd auf das Kind hernieder, das auf den Stufen der Freitreppe mit Maddalena ſich neckte. „Da kommt

eine Nachricht vom Commandanten!“ rief ſie, als ihr der Brief, welchen der Diener gebracht, von Frau Gianna ſtumm übergeben wurde. Aber der Ausdruck ihres Geſichts veränderte ſich bei dem erſten Blicke auf die Schrift des Couverts. „Noch nicht!“ ſagte ſie der freudig aufgeſprungenen Maddalena und begab ſich in ihr Zimmer, um fern von beobachtenden Augen den Brief ihres Mannes zu leſen. Er enthielt nur wenige Zeilen und der Anfang ließ wieder jenes feindſelige Lächeln um ihre Lippen zucken, welches ſelbſt ihrem ſo reizenden Geſichte einen häßlich entſtellenden Zug verleihen konnte.

„Du haſt es Dir ſelbſt zuzuſchreiben, ſtolze Virginia, daß Dein Sklave ſich ſchriftlich, ſtatt perſönlich, alſo gegen jegliche Dienſtvorſchrift meldet. Warum haſt Du mir den Eintritt in mein eigenes Benefiz verboten? Ich war nicht ganz bei Verſtande, als ich mir das Ehrenwort abſchwindeln ließ, aber ich habe es einmal gegeben. Wir ſind alſo glücklich wieder in Neapel, wir, das heißt immer der König und ich, privatim und officiell.“ Virginia's Hände zitterten, ihre Farbe war bis auf den letzten Blutstropfen gewichen, ein Zeuge dieſes Moments würde ſich vor dem Blick ihres nachtſchwarzen Auges entſetzt haben. Sie machte eine Bewegung, als wolle ſie wiederum das Billet zerreißen, aber es enthielt nur

noch einige Worte. „Mit hängenden Ohren, tüchtig abgewalkt kommen wir heim. Der König ist zum ersten Male vor einem blanken Säbel ausgerissen und wäre bei einem Haare gefangen worden. Nun aber sind wir glücklich hier und werden magnifiquer auftreten als je. Wenn Napoleon auch stürzen sollte — Joachim Murat steht fest.“

Ende des ersten Bandes.

König Murat's Ende.

Hiſtoriſcher Roman

von

Bernd von Guſeck.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

Das Königspaar.

Auf Capo di Monte, dem königlichen Schloſſe, welches vielleicht die entzückendſte Ausſicht unter allen hochgelegenen Punkten bei Neapel bietet, ſaß die Königin am Fenſter und blickte ſchweigend hinaus. Aber es waren nicht die Wunder der herrlichen Ausſicht, welche ihren Blick anzogen, ihre Augen ſchweiften ins Leere und ihre Stirn war von ſchweren Sorgen belaſtet. Sie war nicht allein. König Joachim, ihr Gemahl, ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab; beide hatten eine inhaltsſchwere Unterhaltung gehabt, welche plötzlich mit einer ſchneidenden Diſſonanz abgebrochen worden war. Die Königin hatte die Lippen ſtreng geſchloſſen; ihr gewölbtes Kinn, das einer echten Bonaparte, war durch zwei ſcharfe Linien, die ſich von den Mundwinkeln im Affect eingeſchnitten hatten, umzeichnet; in dieſem Moment ſah ſie ihrem Bruder ähnlicher als ſonſt, aber ihr Auge hatte ſich mit Thränen gefüllt.

Es mochten Thränen des Unwillens ſein, aber es waren doch immer Thränen, und ſie ſtrebte dieſe Zeugen der Schwäche zu verbergen. Der König dagegen ging mit gerunzelter Stirn im Zimmer umher; ſeine Augenbrauen waren zuſammengezogen, ſeine lebhaften Augen blitzten unruhig von Zeit zu Zeit die Königin an und ſein männlich ausdrucksvolles Antlitz war dunkel geröthet von dem ſtarken krauſen Backenbarte bis zur Stirn hinauf, über deren Mitte eine der Locken ſeines Rabenhaares herabfiel. Joachim Murat ſtand im kräftigſten Mannesalter; er hatte die Mitte der Vierziger noch nicht erreicht, und ſeine imponirende Erſcheinung, welche die Krieger im Felde und die Herzen der Frauen beſtach, konnte wahrhaft königlich genannt werden. Als er mit ſteigender Ungeduld eine Weile gewartet hatte, wurde ihm das Schweigen läſtig; er blieb neben der Königin ſtehen und fragte: „Willſt Du mich jetzt ruhig anhören, Karoline?“

„Ja, Sire“, erwiderte ſie mit gemeſſenem Tone, „wenn Sie nicht vergeſſen, daß ich die Schweſter des Kaiſers bin.“

„Hinweg mit der Förmlichkeit! Soll ich Dich ebenfalls Majeſtät nennen? Wir ſitzen hier nicht auf dem Throne, umgeben von Miniſtern und Generalen, wir ſprechen uns aus wie Mann und Frau. Ich weiß,

daß ich an Dir die beſte Rathgeberin, die klügſte Frau habe, und Du ſorgſt auch dafür, daß ich nie vergeſſe, wer Dein Bruder iſt. Willſt Du mich alſo ruhig anhören?"

„Gewiß, mein theurer Freund, wenn auch Du ruhig bleibſt und Dich nicht von Deiner Hitze und Heftigkeit hinreißen läßt."

„Ich habe raſches Blut, ja, ich kann nicht Alles billigen oder mich zahm unterwerfen, wenn mir etwas zugemuthet wird, das meiner Würde nicht entſpricht. Hätte ſich das Verhältniß zwiſchen mir und dem Kaiſer ſchon vor drei Jahren geklärt, ſo würden wir nicht in dieſe peinliche Lage gekommen ſein. Wenn der Kaiſer die Fürſten ſeines Rheinbundes, ſelbſt deſſen Könige, die er ja erſt dazu erhoben hat, zum unbedingten Gehorſam verpflichtet, ſo iſt er in ſeinem Recht, denn er iſt ihr Protector, ihr Lehnsherr, nur mit einem andern Namen; aber es iſt doch etwas Anderes mit dem Könige eines großen Reichs, wie ich bin. Wohl bin ich Franzoſe und durch Deine Hand Prinz des kaiſerlichen Hauſes, aber ich habe auch Pflichten gegen mein Volk und kann nicht dulden, daß Neapels Selbſtſtändigkeit, die es unter ſo vielen Dynaſtien behauptet hat, durch mich verloren gehe. Darum ſchuf ich dem Reiche eine Kriegsmacht als erſte That für ſeine Unabhängigkeit. Du warſt damals gegen mich, Du nahmſt entſchieden Partei für Deinen Bruder."

„Sei nicht ungerecht! Ich ſuchte einem Zerwürfniß vorzubeugen, welches nur zum Unglück für beide Theile ausfallen konnte, und meine Ueberzeugung ſteht heute für die Gegenwart und Zukunft noch auf demſelben Standpunkte.“

„An ein Zerwürfniß dachte meine Seele nicht“, verſetzte der König. „War ich nicht in Paris, um ihm Glück zur Geburt des Königs von Rom zu wünſchen, und weißt Du nicht am beſten, daß meine Abreiſe vor der Taufe nicht den politiſchen Grund gehabt hat, den ihm Deine Anhänger beilegten?“

„Meine Anhänger? Joachim!“ ſagte Karoline vorwurfsvoll, aber ſanft. „Sind meine Anhänger nicht immer die Deinigen, hier wie in Paris?“

„Ha!“ rief er lachend. „Der Beweis hat ſich ergeben, als ſich gleich nach meiner Rückkehr zwei feindliche Heerlager um mich und um Dich ſchaarten, weil ich den franzöſiſchen Truppen in Neapel Marſchordre gab, mein Land zu verlaſſen, das ihrer nicht mehr bedurfte. Dem Kaiſer war dieſer Befehl eines ſelbſtſtändigen Souveräns eine unerhörte Anmaßung, da er meine wiederholten Bitten, ſeine Armee zurückzuziehen, bisher ſtets abſchläglich beſchieden hatte; er ſah darin den erſten Schritt zur völligen Emancipation, die offene Abſicht, ſein Joch abzuſchütteln.“

Die Königin zuckte bei dieſen Worten, aber ſie bezwang ſich, und der König, der nicht auf ſie geachtet hatte, fuhr raſcher fort: „Eine Contreordre konnte er füglich nicht erlaſſen; damit hätte er meine Mediatiſirung, die Einverleibung Neapels in das Kaiſerreich ausgeſprochen; er wußte auch wohl, daß ich nicht der Mann war, wie ſein ſanfter Bruder Louis, der die Krone von Holland lieber niederlegte und Holland dem Empire überließ, als tapfer für ſeine Krone und ſein Volk einzutreten. Darum hielt ſich der Kaiſer nur an mein Decret, daß kein Fremder, der nicht neapolitaniſcher Bürger geworden ſei, in unſern Staatsdienſten bleiben könne, und vernichtete meinen königlichen Erlaß, der nur auf das Statut von Bayonne, unſere Verfaſſung, begründet war, durch einen Machtbefehl.“

„Laß uns nicht alte Mißverſtändniſſe wieder wach rufen!“ bat die Königin. „Es war ja kein Machtbefehl, nur eine Erinnerung, daß Deine Waffengefährten und Landsleute, welche mit Dir Ruhm und Glück getheilt, ſchon dadurch, auch ohne das neapolitaniſche Bürgerrecht ausdrücklich erlangt zu haben, Civil- und Militärämter in Deinem Reiche beſitzen könnten. Du warſt anderer Anſicht. Laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nur zu vermitteln ſuchte; Du haſt Dich ja ſelbſt nachher mit der Meinung des Kaiſers verſöhnt.“

„Ja, nachdem ich krank und matt geworden war

vor Aerger und mir die langwierige Krankheit Kraft und Muth gebrochen hatte. Sie waren ja auch eingedrungen wie die Raupen in alle Zweige der Staatsverwaltung, ein wahrer Weichſelzopf wie bei polniſchen Pferden, den man nicht abſchneiden kann, ohne Saft und Blut des Thieres tödtlich zu vergießen. Ohne meine Krankheit würde ich es aber herzhaft verſucht haben."

„Du haſt Dein Reich glücklich gemacht, Joachim; Du wirſt Dein Werk vollenden, wenn dieſer unglückliche Krieg beendigt iſt, wie auch der Kaiſer, der die hochherzigſten Ideen für die Beglückung der Völker von Europa hat —"

Murat lachte laut auf. „Sentimentale Phantaſien!" unterbrach er ſie. „Ein Gott, ein Herr in Europa, das iſt des Kaiſers einzige Idee. Was mich betrifft, ſo kann ich Dein Wort annehmen. Ich hätte mein Werk ſchon 1810 vollenden können, wenn ich conſequent geblieben wäre; ich hätte es in dieſem Sommer vollendet, wenn ich mich nicht zu der widerſinnigen Doppelrolle entſchloſſen hätte, zu welcher mich die Schweſter des Kaiſers überredet hat. Nein, Karoline!" fuhr er feurig fort, „ich laſſe Dir volle Gerechtigkeit widerfahren. Du haſt in edelſter Weiſe auch jetzt zu vermitteln geſucht, aber zuerſt biſt Du doch immer die Schweſter des Kaiſers

und dann erſt die Königin von Neapel. Klug und fein biſt Du, Niemand kennt mich ſo wie Du, darum ſiegſt Du oft über meinen Ungeſtüm und meine Unbedachtſamkeit. Wie einem alten Schlachtroſſe, das nachher geduldig mit Federbüſchen und buntem Geſchirr als Carroſſengaul einhergeht, ließeſt Du mir kriegeriſche Fanfaren blaſen: „En avant! Marche! Au galop! Chargez!" und der Carroſſier ſpitzte die Ohren und ging durch."

„Das ſchmeckt nach dem Bivouac, Sire!" ſagte die Königin verletzt.

„Ich war Reitergeneral, ehe ich König wurde, Madame!" erwiderte Murat. „Mit dem Gleichniß wollte ich nur ausdrücken, daß es einer ſo klugen Dame leicht geweſen iſt, durch einen Appell an mein Gefühl für Ehre und kriegeriſchen Ruhm den Soldaten von dem Staatsmann zu trennen. Wäre ich taub gegen die ſchmetternde Fanfare geweſen, die mich auf das Schlachtfeld lockte, ſo hätte ich meine Unterhandlungen, welche dem Abſchluß nahe waren, raſch zu Ende gebracht und meine Poſition wäre geſichert. Jetzt wird das ſehr viel Mühe koſten."

„Die Unterhandlungen wären dem Abſchluß nahe geweſen? Sie ſagten mir aber doch ſelbſt, daß noch Alles im Unklaren ſchwebte, daß weder Sie, noch

Lord Bentinck über die erſten Sondirungen hinaus wären!“

„Das ſagte ich. In Angelegenheiten der Staatskunſt, Madame, iſt immer eine gewiſſe Zurückhaltung ſelbſt gegen die intimſten Perſonen nothwendig. Sie wiſſen, daß ich Ihren klaren Blick, Ihr Urtheil ſehr hochſchätze und mich in vieler Hinſicht, wo es auf Feinheit der Combinationen ankommt, vor Ihnen beuge. Hier aber war mir gleich von Anfang an, als ich aus Rußland kam und die Vaterlandsfreunde ſich um mich ſchaarten, bemerklich gemacht worden, daß nur das allertiefſte Geheimniß die großen Entſchlüſſe, mit denen ich zum Heile Italiens umging, zur Ausführung kommen laſſen könne; mit aller Ehrfurcht vor Ihrem im Lande hochgeachteten und geliebten Namen wurde mir angedeutet, daß Sie im natürlichſten Intereſſe für den Kaiſer, Ihren Bruder, nicht in Allem mit mir einverſtanden ſein würden, und ich begriff, daß ich, ich ſelbſt allein Alles ordnen und leiten, allein handeln müſſe. Daher mußte ich auch, gegen meine Neigung, als ich Ihnen bei der Aufforderung des Kaiſers, nach Deutſchland zu kommen, von den angeknüpften Unterhandlungen ſagte, den eigentlichen Stand derſelben verſchweigen. Heute, wo ſie abgebrochen ſind durch meine Rolandsfahrt, ſind jene Rückſichten überflüſſig und ich will

Ihnen ſagen, wie weit ich ſchon gekommen war, als ich die bewußte Fanfare hörte.“

„Ich kann jene Vaterlandsfreunde errathen, die mich ſo hoch lieben und achten und gleichwohl unſere Intereſſen, mein Gemahl — untheilbar immer dieſelben — durch heimliche Künſte zu trennen ſuchen. Hüten Sie ſich! Es wird eine Zeit kommen, wo dieſe Menſchen die Larve fallen laſſen, und dann, Joachim, werden Sie ein Meduſenhaupt ſchauen! Sie wollen mir nun, wo es zu ſpät iſt, Ihre Pläne in voller Wahrhaftigkeit mittheilen; ich nehme das dankbar an. Vielleicht ſind ſie doch noch, wenn auch in anderer Form, auszuführen, und ich zweifle nicht, daß Ihnen der Kaiſer dazu willig die Hand bieten wird, ſobald er erſt dieſen Krieg glücklich zu Ende geführt hat.“

„Glücklich, Karoline? Darin liegt es eben. Die Verbündeten ſtehen am Rhein, haben ihn vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon überſchritten. Doch vom Kriege erzähle ich Ihnen nachher, jetzt ſollen Sie meine Friedensgeſchichte hören. Ich kam aus Rußland zurück, wo der Kaiſer in der Verblendung ſeines Stolzes die ſchönſte Armee, welche die Welt je geſehen, nutzlos geopfert hatte. Beleidigt von einem ſeiner roheſten Satelliten, von ihm ſelbſt durch die Artikel des Moniteur, die meine Handlungen, ſelbſt meine Kriegführung einer Kritik zu

Gunſten Beauharnais' unterzogen, würde ich doch nie einer unedlen Rache fähig geweſen ſein; die Thatſache meiner Rückkehr zur Armee nach Dresden, zu der ich nicht gezwungen werden konnte, hat es bewieſen, daß ich ſelbſt perſönliche Beleidigungen, wie ſie der Brief des Kaiſers an Dich, Karoline, enthielt, vergeſſen kann. Aber ganz Italien rief nach mir, nicht mein Volk allein. Herrliche Länder Italiens ſind losgeriſſen von der gemeinſamen Mutter und einem fremden Staate einverleibt, mit dem ſie nichts Gemeinſames haben, gegen den ein uralter Haß im italieniſchen Volke lebt."

„Du biſt Franzoſe, Joachim!" rief die Königin.

„Ich werde es nie vergeſſen; gerade deshalb bin am erſten fähig zu der großen Miſſion, zu welcher ich mich berufen fühle. Wenn ich ſie durchgeführt hätte, würde ſich der Haß in Segen verwandelt haben. Und die Gelegenheit war ſo günſtig! Ganz Italien, ſowohl die franzöſiſchen als die Provinzen des Königreichs waren von Truppen entblößt, der Kaiſer hatte ſeine zuſammengerafften Conſcribirten in Deutſchland nöthig; er bedurfte dort ſeiner ganzen Macht, um nicht von dem in Waffen geſchaarten Europa erdrückt zu werden. Herr von Europa zu bleiben war ihm unmöglich, wie drohend und furchtbar er auch noch daſtand. Sollte ich den großen Gedanken, Italien in ſeiner ganzen alten Aus-

dehnung wiederherzuſtellen, frei und unabhängig zu machen und König von Italien zu ſein vom Meere bis zu den Alpen, ſollte ich dies ſtrahlende Ziel aufgeben, das mir ſchon lange vor der Seele ſtand?"

„Soll ich Ihnen die Vaterlandsfreunde nennen, welche dies Trugbild wie einen Feuerbrand in Ihre Heldenſeele geworfen haben?" entgegnete die Königin. „Sie nicht, mein edler Gemahl, dürſteten nach Rache für eingebildete Beleidigungen, Sie ſind erhaben über niedere Gefühle; aber jene falſchen Freunde waren es, welche Rache ſuchten für ihre verlorene Macht, die ihnen die neue Ordnung der Dinge geraubt, Rache auch an Ihnen, wenn es künftig Zeit dazu geweſen wäre! Doch erzählen Sie weiter."

„Säe kein Mißtrauen in meine Bruſt, Karoline", ſagte der König. „Es findet bei mir keinen fruchtbaren Boden. Ich ließ Lord Bentinck unter der Hand um einen Paß für einen Abgeſandten von mir bitten, der mit ihm über wichtige Staatsangelegenheiten verhandeln ſolle, bat aber die Sache geheim zu halten. Bentinck war ſchon im Allgemeinen über die Tendenz meiner Annäherung unterrichtet — nun ja, Karoline, die redlichen Männer, welche Du verdächtigſt, ſuchten mir den Boden nach Kräften zu ebnen! — er ſchlug die Inſel Ponza für die Conferenzen vor und begab ſich unverzüglich in Perſon

dorthin, während er in Sicilien eine andere Reiſe vorgab. Von meiner Seite kam ein geborener Engländer, welcher ſchon ſeit längerer Zeit in Neapel naturaliſirt iſt und daher das Wohl meines Landes ohne Partei- oder Familienintereſſe im Auge hat, ein Mann, dem die Sprache zu Gebote ſteht, einfach und würdig in ſeiner Haltung. Ich habe keinen Grund, Dir ſeinen Namen zu verſchweigen, den Du hoffentlich gelten laſſen wirſt: Robert Jones."

„Ich kenne ihn nicht", erwiderte die Königin kalt. „Er war das Werkzeug, hinter ihm ſteht die Partei. Auf welche Bedingungen wurden die Unterhandlungen angeknüpft?"

„Ich erbot mich gegen Lord Bentinck, ganz Italien zu beſetzen, wenn ich dabei von England mit Geld unterſtützt und von den verbündeten Monarchen als König von Italien anerkannt würde."

Die Königin erröthete vor Unwillen; daß ihr Gemahl ſo weit gegangen ſei, hatte ſie nicht erwartet. Doch blickte ſie nicht auf, um ihr Gefühl nicht zu verrathen, ſondern fragte nur: „Und der Engländer?"

„Sprach ſeine Zuſtimmung aus! Mußte ihm nicht an meinem Beiſtande gelegen ſein? Ich wußte wohl, was ich ihm bot. Aber wie das Krämervolk iſt, er machte dann gleich Handelsbedingungen. Ganz Italien ſollte mein

ſein, bis auf Sicilien, welches durch frühere Tractate dem Könige Ferdinand von Bourbon garantirt war; ferner wünſchte er, daß 25,000 Engländer zu meiner Armee ſtießen, um unter meinen Befehlen an der Eroberung von Italien mitzuwirken."

Tiefer wurde das Roth auf den Wangen der Königin und ihr Blick ſchien ſich in den Fußboden zu bohren. Ihr Gemahl an der Spitze engliſcher Truppen gegen ſeinen alten Kriegsherrn und Wohlthäter, dem er Alles verdankte, ſeinen Ruhm, ſeine Erhebung zum Mitgliede der kaiſerlichen Familie, ſeine Krone!

„Die militäriſche Promenade", fuhr der König, achtlos wie immer, fort, „hätte ich den Rothröcken wohl zugeſtanden; mehr als das wäre der Feldzug kaum geworden, denn die franzöſiſchen Truppen im Lande waren kaum nennenswerth und Beauharnais damals noch bei der Armee des Kaiſers in Deutſchland. Aber daß Sicilien ausgenommen werden ſollte, mißfiel mir, und dann ſtellte Bentinck mir noch eine Bedingung, welche als das ſchmachvollſte Mißtrauen in meine Ehre mich beleidigte. Er verlangte die Einräumung von Gaëta, des ſtärkſten Bollwerks meines Landes, als Unterpfand meiner Treue. Ich wollte ſchon die ganze Unterhandlung abbrechen, da ich auch in der ganz unnöthigen Stärke der mir aufgedrängten engliſchen Hülfstruppen einen Beweis des

Mißtrauens und, wenn ich der gleichen Stimme Gehör, geben wollte, ſelbſt eine Gefahr ſah, das Land nicht für mich, ſondern für England zu erobern. Indeſſen bei ruhiger Ueberlegung durfte ich doch meinem gerechten Unwillen nicht nachgeben. Auch Campochiaro, den ich ins Vertrauen zog — den Polizeiminiſter Herzog von Campochiaro werden Sie doch nicht zu den Verlarvten rechnen, vor denen ich mich zu hüten habe, Madame?"

„Nein! Aber den Prinzen Camillo Angri, Sire!" verſetzte die Königin ſchlagfertig.

Joachim lachte. „Meinen armen lahmen Camillo! Warum nicht auch den Grafen Orkum, meinen biedern Deutſchen?"

Bei dieſem Namen blickte die Königin ſchnell auf; ihr Auge begegnete dem ihres Gemahls, das ihr im Bewußtſein ſouveränen Willens in ſeiner individuellen Freiheit Stand hielt, ſodaß ſie das ihrige wieder ſenkte. „Ihr erſter Lancier von Berg, wie Sie eine der glorreichſten Erinnerungen der franzöſiſchen Republik parodirt haben", ſprach Karoline Bonaparte mit gekniffener Lippe, „iſt freilich kein Latour d'Auvergne, der erſte Grenadier von Frankreich, aber er wird für Sie in jede Breſche treten, Sire." Ihr Ton bebte, als ſie dieſe Worte ſprach, und ein Seelenkenner würde vielleicht in demſelben das quälendſte Gefühl der Frauenbruſt, das ſie bis

zum Aeußerſten treiben kann, erkannt haben. Auch der König verſtand ſie nur zu wohl, denn ſeine Stirn verdunkelte ſich und ein finſterer Blick traf die Sprecherin, welche ihn aber nicht bemerkte, ſondern nach einer kurzen, athemloſen Pauſe gefaßter fortfuhr: „Der Prinz Camillo Angri jedoch, welchem Sie ein gleich unbedingtes Vertrauen ſchenken, iſt Ihnen nicht treu!

„Beweiſe!“ brauſte der König heftig auf.

„Hätte ich ſolche, Sire“, erwiderte die Königin ſtolz und feſt, „ſo ſäße der Prinz bereits in Ketten auf dem Caſtell dell' Uovo! Ich hatte als Regentin von Ihnen die Befugniß dazu! Was mich gegen ihn mißtrauiſch macht, entzieht ſich der Beſprechung zwiſchen uns, ich warne Sie aber!“

„Ich werde ihn offen zur Rede ſtellen! Er ſoll mir frei ins Auge blicken!“ rief der König.

„Thun Sie das, Sire! Es wird keinen andern Erfolg haben, als daß er ſeines endlichen Sieges um ſo ſicherer wird! Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo entfernen Sie lieber die Schlange, welche Sie an Ihrem Buſen hegen, ſo bald als möglich! War Angri mit in Ponza?“

„O nein! Ich ſandte auf Campochiaro's Rath mit dem Jones noch einen Andern zum zweiten Male hin. Sie werden lachen, Karoline, denn es war Nicolas, der

eitle, geleckte Geck; aber da ihn der Polizeiminiſter empfohlen, mußte er ſich doch für die Unterhandlung eignen."

„So ſind Sie immer, Joachim! Stets dies offene, herzliche Zutrauen zu fremder Einſicht! O trauen Sie doch nur ſich ſelbſt, Ihrem eigenen Geiſte und der Stimme Ihrer unbeſtechlichen Ehre! Haben jene Geſandten Ihnen etwa beſſere Bedingungen erkämpft?"

„Ich muß zugeben, daß es ihnen nicht gelungen iſt. Sie hatten die Inſtruction, Bentinck durch Vorſtellungen und Bitten zu bewegen, Sicilien und Gaëta fallen zu laſſen, und ſollten dagegen den Einwand über die Stärke der engliſchen Hülfstruppen nicht erheben; wenn aber Bentinck durchaus hartnäckig bliebe, ſollten ſie im äußerſten Nothfall auf ſeine Bedingungen die Allianz abſchließen. Meine theure Karoline, was war zu thun? Ich konnte nicht anders. So geſchah es denn auch. Bentinck blieb bei den erneuten Conferenzen ſtarr auf ſeinen Forderungen ſtehen, meine Geſandten gaben nach, wie ſie ermächtigt waren; der Vertrag wurde abgeſchloſſen. Mylord ſandte ſogleich ein ſchnellſegelndes Aviſofahrzeug nach England ab, um von ſeiner Regierung die Beſtätigung einzuholen, und ſchlug, da er dieſelbe vorausſetzte, meinen Geſandten vor, ſofort Truppen von Sicilien, Malta und Gibraltar in Neapel landen zu laſſen. Da

kamen die Briefe von Ney und Fouché, die dringende Aufforderung des Kaisers, da erklang die kriegerische Fanfare, von der ich sprach, und ich ließ mich von dem Wahne bethören, für den Kaiser kämpfen und dennoch König von Italien werden zu können. Das Uebrige wissen Sie."

„Danken Sie Gott, Joachim, daß es so gekommen ist!" rief die Königin. „Sie standen, ohne es zu ahnen, am Rande eines Abgrunds, zu welchem Sie der Rath treuloser Menschen, die sich Ihre Freunde nennen, gedrängt hat. Für Sie steht noch Alles gut. Der Kaiser hat einen Feldzug verloren, der nächste kann Alles wieder gut machen, das Glück des Krieges ist wandelbar. Stehen Sie nur fest auf dem Punkte, den Ihnen das Schicksal und Ihre Ehre angewiesen hat, dann wird keine Macht Ihnen gefährlich werden. Jene Unterhandlungen sind doch unwiderruflich abgebrochen?"

„Unwiderruflich, Karoline, auf mein Ehrenwort! Sie haben ja den Beweis an den neuen Feindseligkeiten, welche von jenem unverlöschlichen Krater sich wieder über mein Reich ergossen haben, nicht mehr im offenen Kampfe oder durch den Guerillakrieg der Briganten — den erstern würde ich mit Freuden aufgenommen, die letztern niedergeschlagen haben, wie einst in Spanien — sondern durch die geheime Verschwörung, in welche sie einen Verein, den ich

um löblicher Zwecke willen bisher aufgemuntert, gezogen haben. Ich werde aber mit den Carbonari fertig werden!“

„Haben Sie ſchon einen Beſchluß gefaßt?“ fragte die Königin.

„Noch nicht! Die Maßregeln, welche Sie als Regentin proviſoriſch erlaſſen haben, ſind ganz in meinem Sinne; ich billige das Verfahren der Militärcommiſſionen, ſoweit daſſelbe bis jetzt zu meiner Kenntniß gelangt iſt, doch will ich mich nicht mit einem Decret übereilen; die Anſichten, wie dieſe Bewegung am beſten zu bewältigen iſt, gehen zu weit auseinander. Ich werde ſie prüfen und dann entſcheiden.“

„Wann erwarten Sie den nächſten Kurier aus Paris?“

„Unbeſtimmt, theure Karoline. Als ich mich in Erfurt vom Kaiſer trennte, ließ ſich der weitere Verlauf der Dinge noch nicht überſehen. Ich hatte bei Erfurt eine zweite Schlacht erwartet, und wie ich höre, ſind unſere Feinde derſelben Meinung geweſen, darum die beiſpiellos vorſichtige Verfolgung. Was! Nach einem Siege, wie bei Leipzig, den ihnen kein Moniteurartikel ſtreitig machen kann, laſſen ſie uns ruhig abmarſchiren und tirailliren nur zum Amuſement mit unſerer Arrièregarde, wo dieſe Fronte macht, um unſer Defiliren über Flüſſe zu decken. Mit 50,000 Pferden oder noch mehr,

was weiß ich! Mit einem hitzigen Husarengeneral, dem Blücher, dem sie nur den Zügel schießen lassen durften! Ich hätte diese 50,000 Pferde commandiren sollen! Verzeihung, meine Karoline, ich verletze Ihr Gefühl! Es ist der Soldat, der aus mir spricht, der sich auch in die Lage des Gegners versetzen kann und dessen Fehler tadelt, ohne sie ungeschehen zu wünschen. Eine energische Verfolgung wäre die Vernichtung Ihres Bruders gewesen!"

„Sie trennten sich doch freundlich vom Kaiser?"

„Gewiß! Der Kaiser stellte es mir selbst anheim, mich in meine Staaten zu begeben."

„Ging der Vorschlag von ihm aus?"

„Ich glaube es. Was konnte ich ihm vor der Hand nützen? Er hatte eine zweite Schlacht aufgegeben, weil ihm der Abfall Baierns gemeldet worden war und er fürchten mußte, daß ihm bei längerem Verweilen diese Macht auf kürzestem Wege die Rückzugslinie nach Frankreich verlegte. Wenn er sich aber den Chancen einer zweiten Hauptschlacht gegen die verbündeten Armeen ausgesetzt hätte, wäre er in die übelste Lage gekommen und im Fall eines Unsterns nicht mehr fähig gewesen, sich durch die Baiern, wie er jetzt gethan hat, Bahn zu brechen. Ich konnte diesen Gründen nur beipflichten, aber für mich sah ich keine mehr, ihm länger

zu folgen; in Frankreich bedurfte er meines Degens in einem Vertheidigungskriege nicht, zu welchem er doch nun gezwungen war, und ich konnte mich nicht länger den Pflichten gegen mein eigenes Reich entziehen. In Frankreich wäre ich von Neapel abgeschnitten gewesen: die Verbündeten am Rhein, die Oesterreicher nach unzweifelhafter Ueberwältigung Beauharnais' in Piemont, am Var, die Engländer das Meer beherrschend. Habe ich Recht, Karoline?"

„Du hast dem Kaiser diese Gründe vorgestellt?" fragte die Königin. „Waren Zeugen bei Eurer letzten Unterredung?"

„Constant, der erste Kammerdiener. Unsere Unterredung dauerte nicht lange; es war auch ganz überflüssig, jene Dinge weitläufig zu erörtern, da sie in die Augen sprangen. Der Kaiser, muß ich Dir sagen, ist auch durch die vielen Unglücksfälle, die in letzter Zeit über ihn hereingebrochen sind, so verändert, daß er gar nicht wiederzukennen ist, gleichgültig, ich möchte fast sagen —"

„Halten Sie ein, Sire! Ehren Sie das Unglück meines Bruders, aus welchem er sich größer als je erheben wird. Wenn der Kaiser Ihnen anheimstellte, in Ihre Staaten zurückzukehren, so verzichtete er dadurch gewiß nicht auf Ihren glorreichen Degen; er rechnet wohl mit Gewißheit darauf, daß Sie von Italien aus in Ver-

bindung mit dem Vicekönig eine Diverſion zu ſeinem Vortheil unternehmen werden."

„Eine Diverſion! Sieh da, Karoline, welche ſtrategiſche Talente entwickelſt Du auf einmal zu meiner größten Ueberraſchung! Du vergißt aber Deine wachſame Namensſchweſter in Sicilien, Du vergißt Lord Bentinck, welcher die 25,000 Mann, die er unter meine Befehle ſtellen wollte, ſogleich nach Calabrien werfen würde, wenn ich mit Allem, was ich an Truppen habe, nach dem Po zur Verbindung mit Beauharnais abmarſchiren wollte. Nein, liebe Karoline! Unſer Weg iſt uns vorgezeichnet, wenn wir uns nicht blind in das Verderben ſtürzen wollen.

„Sie gaben mir Ihr Ehrenwort, daß die Unterhandlungen mit Lord Bentinck abgebrochen ſeien!"

„Ich gab es Ihnen, Madame!" erwiderte der König.

„Aber Sie verſchweigen mir etwas! Ich ſehe es an Ihrem ganzen Weſen. Wohl haben Sie Recht, daß in Sachen der hohen Politik die äußerſte Vorſicht nothwendig iſt, aber Sie thun ſehr Unrecht, wenn Sie Ihrer treueſten, ja, ich wage es zu ſagen, Ihrer einzig wahren und aufrichtigen Freundin, der Sie ſelbſt klaren Blick, Urtheil und Combinationsgabe zugeſtehen, der Sie ſchon zweimal die Regentſchaft anvertraut haben, Geheimniſſe

vorenthalten, bei deren Löſung ſie Ihnen vielleicht manchen guten Rath geben könnte. Wer weiß, zu welchem vortheilhaften und ehrenvollen Ausgange die Unterhandlungen mit Lord Bentinck geführt hätten, wenn Sie mich Ihres vollen Vertrauens gewürdigt hätten!

„Wer weiß! Allerdings! Sie mögen Recht haben —"

„Joachim, laß uns immer gemeinſam handeln. Unſer Geſchick und das unſerer Kinder hängt davon ab."

Der König ſchien mit ſich zu kämpfen.

„Du haſt mit Lord Bentinck abgebrochen, aber auf einer andern Seite Verbindungen angeknüpft!"

„Nein, Karoline", erwiderte der König. „Die Verbündeten haben es verſucht, nicht ich. Im Lager bei Ollendorf erſchien von ſeiten Oeſterreichs Graf Mier. Kaiſer Franz bot mir im Namen der alliirten Monarchen Frieden und Freundſchaft an."

Die Königin erſchrak. „Was haſt Du ihm geantwortet?" fragte ſie beſorgt.

„Mir wurde das Verſprechen gegeben, daß mir der Beſitz meiner Staaten garantirt werden ſollte, wenn ich die Sache des Kaiſers verließe. Graf Mier legte mir die Vollmacht ſeines Monarchen vor."

„Und Du?" rief Karoline.

„Ich habe ihn angehört, ohne eine beſtimmte Antwort zu geben. Ja, Karoline, die Politik, welche ſich,

nicht von Gefühlen, und wären es die theuerſten und heiligſten, leiten laſſen darf, verlangte hier eine kluge Zurückhaltung. Sollte ich wie ein enragirter Bayard ins Feuer gehen? Man hat mich oft genug mit ihm verglichen; in der Schlacht bin ich ſtolz darauf, im Cabinet muß ich mich für die Ehre bedanken. In keiner Weiſe konnte ich mir die Hände binden. Ich gebe Dir auch hier mein Ehrenwort", ſetzte er, ihre Zweifel bemerkend, mit Nachdruck hinzu, „daß keine Unterhandlungen im Gange ſind."

„Aber ſie werden von ſeiten der Alliirten wieder geſucht werden!" rief die Königin. „Sie ſehen, welchen Werth man auf Ihre Allianz legt; danach können Sie ermeſſen, wie ſchwach ihre Hoffnung iſt, den Kaiſer, wenn Sie auf ſeiner Seite kämpfen, zu beſiegen. Glauben Sie, daß man Ihnen Ihre Krone garantiren würde, wenn man Ihrer nicht bedürfte? Wird man aber im Fall des Sieges einem von unſerer Dynaſtie, einem einzigen Napoleon oder einem, der mit ihm verwandt iſt, ſeinen Thron laſſen? Bauen Sie ſo feſt auf die Garantie, welche man Ihnen bietet? Sie haben mit Recht geſagt, daß in der Politik nichts gilt, auch das Heiligſte nicht, wenn es in Conflict mit dem Vortheil geräth. Was iſt aus allen Verträgen geworden, welche die jetzigen Feinde des Kaiſers vor wenigen Jahren mit

ihm geſchloſſen haben? Was aus dem Bündniß von Erfurt mit dem Zaren Alexander, aus der Verſchwägerung mit dem Kaiſer von Oeſterreich? Baiern, das der Kaiſer groß gemacht hat, iſt von ihm abgefallen; ein Marſchall von Frankreich, der ihm die Krone von Schweden verdankt, commandirt gegen ihn! Wollen Sie dem Beiſpiel Bernadotte's, auf jene Garantie geſtützt, folgen, der Welt das dritte Beiſpiel eines abtrünnigen Franzoſen geben, um im glücklichſten Falle wie Moreau zu endigen, im wahrſcheinlichſten aber als abgeſetzter König von einer Gnadenpenſion der Alliirten zu leben? Ja, Sire! Mag Ihr Zorn mich vernichten, aber ſo wahr ich lebe, auch für den Preis Ihres Abfalls nicht wird man Ihnen die Krone von Neapel nach dem Siege über den Kaiſer laſſen! Und nun betrachten Sie die Kehrſeite! Wenn der Kaiſer ſiegt! Was wird dann Ihr Loos ſein, wenn ſeine Großmuth nicht ſtärker iſt als ſein gerechter Unwille?"

„Sie nehmen vollendete Thatſachen an, welche nirgends exiſtiren!" verſetzte der König unmuthig. Die feſte Ueberzeugung, welche Karoline in ſo feurigen Worten über die Unzuverläſſigkeit der ihm gebotenen Garantien ausgeſprochen, hatte einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Er ging wiederum heftig im Zimmer auf und ab. „Vor ganz Europa können ſie ſich dieſe Schmach

nicht aufladen!" ſprach er wie vor ſich hin. „Es wäre ein Wortbruch ohnegleichen! Womit ſollte er beſchönigt werden? Der ritterliche Alexander, der redliche Franz, der fromme und gerechte Friedrich Wilhelm! Nein, nein! Es iſt ganz unmöglich!"

„Sie fließen über im Lobe der Feinde!" ſagte die Königin. „Und für den Kaiſer haben Sie nur Vorwürfe! Womit die Alliirten es entſchuldigen würden, wenn ſie Ihnen nicht Wort hielten? Ich darf wohl einen ſo feinen Politiker nicht darauf aufmerkſam machen, daß es nichts gibt, nichts in der Welt, was ſich nicht in diplomatiſchen Actenſtücken rechtfertigen ließe!" Ihre Anerkennung ſeiner politiſchen Gaben klang etwas ironiſch, er achtete nicht darauf.

„Warum aber? Welchen Grund ſollten ſie haben", rief er, „da ſie mir die Allianz ſelbſt angeboten? Nicht ich habe ſie geſucht! Land wird im Ueberfluß disponibel ſein!"

„Ich will es Ihnen ſagen, Sire", erwiderte Karoline Annunciata. „Weil jedes Mitglied der kaiſerlichen Familie, das ſeine Krone behielte, eine brennende Erinnerung an die Zeit ihrer tiefſten Demüthigung für ſie wäre und zugleich eine Drohung für die Zukunft! Gerade Sie, mein Gemahl, der an der Spitze der ſiegreichen Heere des Kaiſers in die Hauptſtädte der alliirten Kaiſer eingezogen iſt!"

Der König blickte ſtolz auf. „Sie wollen mich durch Schmeichelei für Ihre Anſicht gewinnen, weil Sie wiſſen, daß ich für den Ruhm nicht unempfindlich bin", ſagte er. „Ich habe Ihnen übrigens mein Wort gegeben, daß ich mich durch keine beſtimmte Antwort gebunden habe, weder Ja, noch Nein. Meine Lage iſt wegen vieler ſich kreuzenden Intereſſen, ich wiederhole es Ihnen, ſo eigenthümlich, daß ich mit voller Bedachtſamkeit zu Werke gehen muß. Ich habe daher auch Ihre Meinung, Ihren Rath geſucht; ich werde noch die treueſten, die einſichtsvollſten meiner Diener hören, ehe ich mich entſcheide, denn ich glaube ſelbſt, daß die Alliirten es nicht bei dem erſten Verſuche, durch den Grafen Mier mich zu gewinnen, bewenden laſſen werden. Unterdeſſen habe ich nichts dawider, wenn Sie an den Kaiſer ſchreiben, um auch von ihm zu vernehmen, wie er ſich meine Situation denkt, was er von mir erwartet und welche Bürgſchaft er mir geben kann für hartnäckiges Aushalten auf ſeiner Seite."

„Sie wählen kein ſchönes Beiwort", verſetzte die Königin. „Sie haben im Geiſte bereits entſchieden."

„Soll ich zum dritten Male mein Ehrenwort geben? Nein!" rief Joachim. „In kurzem aber muß ich meine Partie ergreifen. Alſo ſchreiben Sie dem Kaiſer, und auch ich werde ihm ſchreiben, ich bin es meiner Ehre

ſchuldig. Daß ſeine Antwort bei mir ſchwer ins Gewicht fallen wird, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen. Ich bitte Sie nur, dieſer Negotiation des Grafen Mier vorläufig nicht zu erwähnen."

„Warum nicht?" entgegnete ſie. „Das würde gerade zur Klärung der Verhältniſſe viel beitragen. Indeſſen, wie Sie wünſchen; ich bin gewohnt, Ihren Befehlen zu gehorchen."

„Und nun hinweg mit den Sorgen! Laß unſere Kinder kommen", bat der König. Sie ſtand auf und zog die Glocke. Der Lakai mußte die dienſtthuende Hofdame rufen, welche die königlichen Kinder herbeiholte: zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen; der älteſte, Achill, zwölf, die jüngſte, Louiſe Julia Karoline, acht Jahre alt, zwiſchen beiden Lätitia und Lucian. Mit Zärtlichkeit liebkoſte ſie der König nach der Reihe, als ſähe er ſie heute nach ſeiner Rückkehr aus dem Felde zum erſten Male; es mochte die Nachwirkung des eben gehabten Geſprächs ſein, die Beſorgniß vor ihrer Zukunft, wenn er jetzt nicht den rechten Entſchluß faßte.

Zweites Kapitel.

Graf Orkum.

Erſt am Abende des zweiten Tages, nachdem Virginia die Nachricht von der Heimkehr ihres Gemahls erhalten hatte, fuhr ſie nach der Stadt zurück; ſie hatte ihm geſchrieben, daß ſie abgehalten ſei, früher zu kommen. Als ſie in ihrer Wohnung die Treppe hinaufſtieg, kam ihr Prinz Emilio, ihr Vetter, entgegen.

„Muß man es einem glücklichen Zufalle verdanken, wenn man Sie endlich einmal trifft?“ rief er. „Ich war ſchon geſtern hier, Ihren Gemahl zu beglückwünſchen, daß er der koloſſalen Menſchenſchlächterei von Leipzig entronnen iſt, und hoffte mit Gewißheit, Sie ſchon zu treffen; ich hörte aber, daß Sie erſt heute kommen würden.“

„Iſt der Graf zu Hauſe?“ fragte ſie.

„Allerdings! Wird er ausgehen, wenn er Sie erwartet? Der Neveu iſt bei ihm und beide brennen offenbar, deutſch mit einander zu reden; ich wollte ihnen

dieſen Genuß nicht länger entziehen, bin überdem bis auf den letzten Augenblick, den meine Zeit mir geſtattete, geblieben, um Sie noch zu ſehen, und danke es nun meinem Glücksſtern, daß es doch noch geſchehen iſt."

„Sehr gütig, Couſin. Ich will Sie aber nicht aufhalten —"

„Umgekehrt, ſchöne Virginia! Sie werden ſich ſehnen, den Gemahl zu umarmen. Auf Wiederſehen! General Ianelli will mich in einer wichtigen Angelegenheit ſprechen; er iſt nur deshalb von Coſenza hierher gereiſt."

Virginia hatte kein Intereſſe, nach dieſer wichtigen Angelegenheit zu fragen; ſie würde auch beim beſten Willen Emilio's keine Antwort erhalten haben, denn er wußte ſelbſt noch nichts. „Dieſer deutſche Stier!" murrte er für ſich hin, als er von Virginia geſchieden war und die Treppe hinabging. „Iſt er etwa jünger als ich? Oder in ſeiner maſſiven Figur annehmlicher? Zu beneiden aber, denn ſie iſt wirklich ein göttliches Weib!" Unten an der Thür ſtand ein Diener in der braunen Livree des Hauſes Angri, welche ihm hier, wie er ſich gegen Camillo geäußert hatte, anſtößig war. Dem Menſchen aber, der ſie trug, klopfte er vertraulich auf die Schulter und ſagte: „Wenn Du einmal nach dem Gute kämeſt, nicht wahr? Da ſoll es herrlich ſein!"

„Sehr ſchön, Illuſtriſſimo! Aber dahin komme ich

nicht, denn jeder von uns hat ſeine Station", antwortete der Diener.

„Nun, wenn ich aber ein Liebchen dort hätte, wie Du", ſcherzte der Prinz, „ſo würde ich ſchon einmal Gelegenheit ſuchen hinzukommen; wär's auch nur auf einen Tag oder zwei!"

„Ach, ein Liebchen hab' ich dort nicht; ſie will nichts von mir wiſſen. Und Erlaubniß hinzugehen bekomme ich auch nicht. Nur der Mas' Antonio, der nun fortgelaufen iſt, durfte manchmal hin, der hatte aber auch ſeine Nichte dort."

„Doch nicht die ſchöne Procidanerin? Ei, Marco, da haſt Du bei dem Onkel Deinen Vortheil nicht benutzt, ſolange er noch hier war. An Deiner Stelle würde ich mich einmal ohne Erlaubniß aufmachen; was können ſie Dir viel thun?"

„Fortjagen!" ſagte Marco kurz und bündig.

„Wär' das ſo ſchlimm? Ein Burſche wie Du findet überall ſein Unterkommen; ich nehme Dich mit Freuden in meinen Dienſt. Wenn Du alſo einmal hingehſt, ſo ſag' es mir, wie Du es dort getroffen haſt. Hörſt Du? Ich meine es gut mit Dir." Er reichte ihm ein Geldſtück und ging ſeines Weges.

Virginia war unterdeſſen in ihre Zimmer getreten, um ſich dort erſt des Reiſeüberwurfs zu entledigen;

dann trat ſie vor den Spiegel. „Ich muß doch ſehen, ob die Maske auch gut ſitzt", waren ihre Gedanken, welche ſich durch ein bitteres Lächeln äußerten, während ſie ſich die kleinen Löckchen über den Augen ordnete und die Kammerjungfer ihr noch einige Falten des Kleides zurecht zupfte. Lieb war es ihr, daß bei dem erſten Wiederſehen nach der Kriegsreiſe ihres Gemahls der Neffe zugegen war, ſeinetwegen mußte ſie aber doch die Maske, welche ſie gemeint, anlegen. „Es iſt gut", ſagte ſie ungeduldig zu der Zofe, welche ſie noch aufhalten wollte, und rauſchte jetzt aus dem Zimmer durch die Reihe der Gemächer, die ſie von denen ihres Mannes trennte. An der Thür ſtand ſie einen Moment ſtill und lauſchte. Sie hörte ein lautes deutſches Geſpräch, die ſtarke Stimme des Grafen mit Lachen untermiſcht und den wohlklingenden Ton Alexander's. „Eine hundsfötiſche Canaille!" ſagte der Graf und bekräftigte es mit einem Soldatenfluche. Wer damit gemeint war, ob Menſch oder Pferd, Virginia ließ ihm nicht Zeit zu weitern Erklärungen, ſondern klopfte an und trat ſogleich ein.

Die beiden Männer ſaßen ſich gegenüber; auf dem Tiſche zwiſchen ihnen ſtanden ein paar mit Stroh umflochtene Flaſchen und Kelchgläſer; es waren ja Deutſche! „Da iſt ſie!" rief der Graf aufſtehend und ging ſeiner

Gemahlin entgegen, welche ihm, mit einem anmuthigen Gruße durch Blick und Hand für den Neffen, die Wange zum Kuſſe reichte, der ſie jedoch kaum ſtreifen durfte. Wahrlich, ein ſchönes Paar, wenn der Onkel Albrecht auch zwanzig Jahre älter ſein mochte! Er, groß und ſtark, mit einem männlichen, noch immer friſch gefärbten Geſichte, welches durch große, lebhafte blaue Augen und einen ſtarken, militäriſch aufgeſtutzten Schnurrbart Charakter erhielt, ſie das Bild weiblichen Liebreizes. Alexander konnte nicht anders, als beide für einander paſſend erkennen, aber es wollte ſich ihm dabei das Herz zuſchnüren und er wünſchte ſich weit hinweg.

„Siehſt Du, Virginia, da hab' ich mir den Burſchen ſchon eingefangen!" ſagte der Graf, ſich zu ſeinem Neffen wendend. „Er wollte erſt nicht herkommen, ſträubte ſich wie ein Steppenpferd, dem man den Arkan über den Kopf geworfen hat — nicht ſtören, nicht läſtig werden beim Wiederſehen! Dummes Zeug, Virginia, nicht wahr? Lafontaine oder Jean Paul — kenne die Kerls übrigens nicht! Zwiſchen uns iſt Alles Decorum, keine Sentimentalität, wie? Setz' Dich zu uns, ſchenke ihm ein, vielleicht trinkt er Dir zu Liebe; mir hat er, Gott ſtraf' mich! einen Korb gegeben, für den ich jeden Andern als meinen Neveu gefordert hätte!"

Alexander war in peinlichſter Verlegenheit. Er hatte

ſeinen Onkel erſt jetzt kennen gelernt, und wenn er auch nach Allem, was er von ſeinem unſtäten Leben wußte, einen Sohn des Krieges, wie jene Zeit deren ſo viele hatte, in ihm zu finden erwartet, ſo überſtieg doch dieſe Art und Weiſe alle ſeine Begriffe. Virginia ſchien aber nicht dadurch verletzt zu ſein, es mochte die Arme nicht mehr überraſchen! Sie nahm Platz auf dem Polſterſeſſel, der noch leer ſtand, und ſagte zu dem Neffen: „Ich bin zum zweiten Male verſchwunden, ohne irgend eine Erklärung für Sie; hoffentlich ſind Sie mir nicht böſe geweſen. Es freut mich, Sie noch zu ſehen, da Sie ſonſt die angenehme Bekanntſchaft Ihres Onkels nicht gemacht haben würden.“ In ihrem Blick und Ton lag ein Commentar zu ihren Worten, der aber beiden Männern verloren ging, wenn auch bei jedem aus andern Gründen.

„Ja, es iſt toll, daß ich den Jungen erſt heute als gut abgewachſenen Zwanziger zu Geſicht bekomme!“ rief der Graf. „Du ſiehſt Deinem Vater übrigens ſehr ähnlich, Alexander, wie er ſo in Deinen Jahren war. Puder und Zopf, eine grüne Pikeſche, große Reitſtiefel mit Pfundſporen und eine dicke Reitpeitſche, ſo wär' der Hans fertig. Das war ein Kerl, Virginia!“

Virginia ſah das aufſteigende Erröthen im Geſichte des jungen Freiherrn. Es wäre ihrer Gewandtheit ein Leichtes geweſen, dem Geſpräch, das für Alexander ver-

letzend ſchien, eine andere Richtung zu geben, aber ſie ließ ihm ſeinen Lauf. „Vertragen haben wir uns nie!“ fuhr der Graf fort. „Er kündigte mir ſchon, als wir noch unreife Bengels waren, einmal das brüderliche Du auf und wir hätten uns beinahe auf geſchliffene Rappiere duellirt — warum, das werde ich Dir einmal erzählen, Junge, wenn wir unter uns Jungfern ſind, meine Frau iſt etwas ängſtlich in gewiſſen Dingen! Schenk' ihm doch ein, Virginia! Auf die Geſundheit meiner Frau wirſt Du doch austrinken? Ich kündige Dir ſonſt auch die Brüderſchaft auf.“

Alexander wußte ſich nicht anders zu helfen, um Virginia der Verlegenheit zu überheben, als daß er ſich ſelbſt einſchenkte, mit dem Onkel anſtieß, wie dieſer verlangte, und das Glas, nach einer ziemlich ungeſchickten Verneigung gegen ſie, auf einen Zug leerte.

„Bravo!“ ſagte der Onkel. „Wie alt iſt Dein Vater eigentlich geworden? Er hat ſehr ſpät geheirathet; das ſoll für alte Männer der Genickfang ſein. Deine Mutter iſt aber wohl ein vorzüglich ſanftes Frauenzimmer geweſen, nicht blos auswendig. Er war fünfundzwanzig Jahre älter als ich — nicht etwa eine ſo lange Pauſe, Frau! Zwiſchen uns ſind ſieben oder acht Geſchwiſter geſtorben. Ich war aber richtig dadurch bis an den Hans heranavancirt und der nächſte nach ihm zum

Majorat, er aber nun ſchon in den Fünfzigen; kein Menſch glaubte, daß er noch heirathen werde. Es verging noch eine Reihe von Jahren, ich war draußen in Paris und freute mich meines Daſeins — ſticht ihn, Gott verdamm' mich! der Hafer noch, freit um eine ſteinreiche Nachbarstochter, bekommt ſie und nach Jahresfriſt einen Sohn und Erben! Ich war um das Majorat, das ich ſchon in der Taſche hatte, und ſaß nun mit einer Schuldenmaſſe da, daß mir die Haare zu Berge ſtanden! Komm her Alexander, ſtoß an! Du ſollſt leben! Glaube nicht, daß ich Dir je das Leben mißgönnt habe; ich male mich nicht beſſer, als ich bin, will aber auch nicht ſchlechter heißen! Jetzt nun gar, wo ich's nicht mehr brauche, wo ich in der Wolle ſitze und mein Glück mit einem Engel theile."

„Mein theurer Onkel", fiel jetzt Alexander faſt in Verzweiflung ein, „ich kann Dir verſichern, daß der Vater von Dir niemals unfreundlich geſprochen hat. Ich danke Dir für Deine Geſinnung gegen mich; wenn wir einmal allein ſind, wollen wir die Vergangenheit unſerer Familie recht beſprechen."

„Er denkt, Du bekommſt eine üble Meinung von mir", wandte ſich der Graf lächelnd an ſeine ſchweigende Gemahlin, welche ihn mit feinem Lächeln in ſeinem Redefluſſe gewähren ließ und nur von Zeit zu Zeit

auf Alexander einen Blick richtete, welchen dieſer unbegreiflich fand. Fühlte ſie denn gar nichts bei dieſen unzarten Reden, oder verbarg ſie als kluge Frau ihr Gefühl vor den Augen eines Dritten? Alexander konnte die Rückſichtsloſigkeit ſeines Onkels nur der Wirkung des feurigen Lacrymä Chriſti zuſchreiben, dem er, nach des Neffen Begriffen, ſtark zugeſprochen hatte; er war aber darin ſehr im Irrthum, der Onkel würde ſchallend gelacht haben, wenn man ihn verdächtigt hätte, von zwei Foglietten die leichteſte Wirkung zu ſpüren. Indeſſen hatte ſein Einſpruch doch dem Familiengeſpräch ein Ende gemacht.

„Langweilig wird es Dir allerdings ſein, Frau, die alten Geſchichten zu hören!“ ſagte er. „Biſt Du geſund? Wie ſieht es in Deiner Roſenburg aus? Wächſt es tüchtig heran? Ja, Freund, das mußt Du Dir anſehen. Bitte nur die Tante, daß ſie Dich einmal mitnimmt. Der König hat es mir geſchenkt, indeſſen ſie iſt nun doch die eigentliche Beſitzerin, was will man machen? Ich kann Dich nicht hinbringen, bitte aber die Tante, ſo nimmt ſie Dich mit in ihren Wagen; meinen Conſens haſt Du, ich bin auf einen ſo überſoliden Jüngling nicht eiferſüchtig.“

Alexander war jetzt völlig faſſungslos, und Virginia's fragender Blick, der ihn ſtreifte, trug dazu bei, ihn noch mehr zu verwirren. Wahrſcheinlich wollte ſie aus ſeinen

Mienen leſen, was er über dieſen höchſt unziemlichen Scherz denke. Zu ihrem Gemahle hatte ſie noch kein einziges Wort geſprochen, kein Willkommen, keine Frage nach ſeinem Ergehen, nach den Gefahren, die er beſtanden hatte. Alexander war ſo geſpannt darauf geweſen. und nun kein einziges Wort! Wie war das möglich? Wie ſollte er das verſtehen? Jetzt aber, da der Onkel ſeinen eigenen Witz belachte, hörte Alexander endlich ihre Stimme in tieferem Tone als je: „Habt ihr das Schwert jetzt auf immer in die Scheide geſenkt?“

„Ha! Sie will mich ſondiren! Ganz Neapel ſteht auf dem Kopf vor Neugier, was nun geſchehen wird, ob wir die Herren Weißröcke von Norden, die Rothröcke von allen andern Seiten bald hier ſehen werden — eine ſchöne Quetſche, wie ein ſächſiſcher Offizier auf der Berezinabrücke ſagte. Ja, meine reizende Virginia, da mußt Du nicht den Adjutanten, ſondern den Chef der Armee und des Staats fragen. Meinem Könige iſt nicht wohl bei der Geſchichte, das ſehe ich, aber er fragt natürlich einen, wie mich, der nur Soldat iſt und ſich um Alles andere wenig kümmert, nicht um Rath. Frage den König, Dir wird er vielleicht ſein Herz ausſchütten!“

Welche unfeine Verſpottung! Virginia ſchien ſich auch davon verletzt zu fühlen. „Eine Stelle Ihres Brie-

ſes habe ich nicht verſtanden", ſagte ſie mit einem Blicke, welcher den Gemahl in ſeine Schranken zurückwies. „Sie ſchrieben, daß der König zum erſten Male muthlos geflohen ſei —"

„Geflohen?" rief der Graf laut auflachend. „Ausgeriſſen, ſag' ich Dir, wie Schafleder!" Bei dieſer gemeinen Trivialität zuckte Alexander, wie von einem Natterſtiche getroffen, aber ſein Onkel fuhr luſtig fort: „Das war eine Haſenhetze, ſag' ich Dir; ich nehme mich gar nicht aus. Der alte Blücher — allen Reſpect vor ihm! — ſoll einmal geſagt haben, jeder Menſch trägt den Hundsfott in ſich, es kommt nur darauf an, daß er nicht ans Tageslicht tritt. Ich hatte das bis jetzt nicht geglaubt; bei meiner erſten Affaire ſchlotterten mir zwar auch die Steigbügel, als eine Kugel nach der andern in unſere Schwadron einſchlug und Leute und Pferde zuſammenſtürzten, aber ein alter Franzoſe, der neben mir hielt, ein baumlanger graubärtiger Kerl, ſah ſtreng auf mich nieder und ſagte: „Sie müſſen mehr à votre aise ſein!" Eine angenehme aise! Indeſſen fruchtete ſein Wort; ich ſchämte mich und habe die Anwandlung ſeitdem nie wieder geſpürt bis auf die Hetze von Liebertwolkwitz, zwei Tage, ehe der große Betteltanz bei Leipzig vor ſich ging! Ein Cavalleriegefecht, wie ich es in meinem Leben noch nicht mitgemacht habe, auch ſo leicht nicht wie-

der erleben werde! An der Moskwa hatten wir mehr Reitermaſſen in der Schlacht, aber nicht ſo zuſammen, Schlag auf Schlag einhauend! Es war eine Pracht, es mit anzuſehen. Sie hatten ſich eine Weile hin und her geſchlagen, wie es im Cavalleriegefecht geht; man wirft den Feind, wird von friſchen Schwadronen wieder geworfen, neue Kräfte kommen uns zu Hülfe und das Blatt wendet ſich abermals. Da wurde es eine Weile ſtill, ſie ließen von einander los, beide Theile gingen eine Strecke zurück, ralliirten und rangirten ſich; vor der Fronte flankirten nur einzelne aufgelöſte Züge und amüſirten ſich mit Karabinerſchüſſen, die nicht trafen. Da ritt der König mit ſeiner ganzen Suite vor. Er hatte ſich in ſein ſchönſtes Coſtüm geworfen — die Frau Gräfin Orkum hat ihn darin wohl ſchon als Prinzeſſin Angri bewundert, auch der Herr Neveu wird ihn abconterfeit geſehen haben. Gala zur Schlacht, das iſt bei uns die Parole! Wir mußten ihm Vorſprung laſſen, damit er von Freund und Feind recht angeſtaunt werden konnte. So ritt er im Paradegalopp, der Suite wohl fünfzig Schritt voraus, die Fronte unſerer Colonnen entlang, die er nachher perſönlich zur Attake führen wollte, und wandte ſich dann weit vorwärts nach der feindlichen Seite, um auch dort ſich zu zeigen. Ich habe es in Rußland erlebt, daß ihm die Koſaken, die ſeine

Courage ehrten, ein donnerndes Hurrah brachten, als sie ihn in seiner Pracht zu Gesicht bekamen. Die preußischen Dragoner waren aber nicht so höflich. Er hatte sich an ihre Flanqueurlinie so nahe herangemacht, daß wir ihre rosenrothen Kragen, ihre weißen Knöpfe hätten zählen können; auf einmal schießt ein Offizier wie eine Rakete aus den Plänklern vor, drei, vier seiner Leute fahren ihm nach. Kinder, da hatte der alte Blücher Recht. Wir rissen aus, ich kann's auf Ehre nicht anders nennen, Keiner dachte nur daran, daß er eine Plempe an der Seite hatte! Wenn eine Schwadron geworfen ist, muß sie machen, daß sie aus dem Spiel kommt; das wird kein Mensch eine Schande nennen; im Gegentheil, das gehört sich, damit sie Zeit gewinnt, wieder Fronte zu machen und von neuem zu attakiren. Aber wir, ein solcher Schwarm von hohen Offizieren, Galopins und Ordonnanzen und der König, vor einem preußischen Dragonerlieutenant! Murat, im Stich gelassen, konnte denn auch nichts thun, als Draht ziehen, denn auf ihn machten sie allein Jagd. Der Offizier hatte einen prächtigen Läufer, und wir, im vollen Hetzen seitwärts von ihm, sahen, daß er ihn einholen mußte. Ich und viele wohl steuerten und lenkten nach Kräften, um dem Könige zu Hülfe zu kommen, aber in einem Schwarme von fünfzig, sechzig durchgehenden Pferden sollt Ihr's bleiben

laſſen, Eure Mähre zu wenden! Da war der Preuße ſchon dicht auf, noch ein paar Sprünge und er konnte ihn, wenn er ſich nicht gefangen gab, herunterhauen, aber Proſit! Ein Maréchal des Logis von uns hatte ſich doch losgeeiſt und den Preußen im letzten Augenblicke erreicht; er ſtieß ihm die Klinge in den Rücken, daß er vom Pferde ſtürzte, und die Hetze hatte ein Ende."

Beide Zuhörer hatten der Schilderung, welchen ihnen die Scene mit wahrhaften Farben, wie ſie nur der Soldat geben kann, vor Augen geführt, mit unverkennbarer Theilnahme zugehört, welche ſich, als der Graf geendigt hatte, bei Virginia zu Alexander's größter Ueberraſchung in ein faſt verächtliches Lächeln verkehrte. „Du sublime au ridicule!" ſagte ſie, was ihr Gemahl nur mit einem Achſelzucken aufnahm.

„Und wer war der Marſchall, welcher den König aus dieſer böſen Lage befreite?" fragte der Neffe ſchnell, um nur der ſcharfen Entgegnung, welche er fürchtete, zuvorzukommen.

Der Onkel war jedoch in beſter Laune; er lachte laut auf. „Ein Marſchall? rief er beluſtigt. „Bei uns trägt zwar jeder gemeine Voltigeur den Marſchallsſtab ſchon im Torniſter, aber vom Maréchal des Logis hat er doch noch einen weiten Weg bis dahin. Nein, mein gelehrter Freund, was bei der Infanterie Sergeant, das heißt

bei unſerer Cavallerie Maréchal des Logis. Es war ein ehrlicher Unteroffizier, der eher Herr über ſein durchgehendes Pferd wurde, als wir. Der König hat ihn zu ſeinem Stallmeiſter ernannt, er iſt mit hier, und wenn Du einmal den Retter Deines Monarchen ſehen willſt, Virginia — Nicht? Nun, ich dränge Dir ſeine Bekanntſchaft nicht auf."

Alexander veranlaßte den Onkel, noch mehr aus dem kurzen ereignißreichen Feldzuge zu erzählen, und fragte dann, was nun aus dem Großherzogthum Berg, aus dem Königreich Weſtfalen und den andern Ländern des deutſchen Rheinbundes werden würde, da die Verbündeten ganz Deutſchland bis zum Rhein genommen.

„Wir haben in unſerem Ländchen den Herrn in letzter Zeit ſo oft gewechſelt", ſagte er, „daß wir uns nach einer bleibenden Herrſchaft ſehnen."

„Kann nicht dienen, mein Herr Neveu", erwiderte der Graf. „Das kümmert mich nicht. Warte es nur ruhig ab. Einen Herrn werdet Ihr ſchon wieder bekommen."

Es war jetzt an der Zeit aufzubrechen. Alexander glaubte das Ehepaar in der Stunde des Wiederſehens nur zu lange ſchon beläſtigt zu haben; ihm fehlte aber unter vielen geſellſchaftlichen Talenten auch das, ſich leicht und gewandt verabſchieden zu können. Gewöhnlich

nahm in dem langen Haſchen nach einem ſchicklichen Momente ſein Aufbruch etwas Plötzliches und Haſtiges an. So auch heute.

„Nun, was hat Dich denn auf einmal geſtochen?“ fragte der Onkel, als er mitten im Geſpräch aufſtand.

Die Entſchuldigung, welche er äußerte, war noch ungeſchickter. Virginia half ihm aber mit ihrer vollen wiederkehrenden Anmuth über die Verlegenheit hinweg. „Wenn Sie einmal die Prunaja oder den Dornſtrauch, wie das Landgut volksthümlich heißt, in der nächſten Woche beſuchen wollen“, ſagte ſie freundlich, „ſo können Sie mich dahin begleiten, ich werde dort eine längere Zeit zubringen.“ Sie reichte ihm dabei die Hand, welche er in ſeiner erſten Freude herzhaft drückte. Aber er beſann ſich ſogleich, verbeugte ſich ehrerbietig und ſprach ſeinen Dank für die gütige Einladung aus, die er jedoch wegen ſeiner bevorſtehenden Abreiſe wohl nicht werde annehmen können.

„Damit haben Sie mir ſchon oft gedroht!“ ſagte ſie lächelnd. „Ich hoffe, lieber Couſin, daß Sie als ein echter Freiherr, der nur nach ſeinem eigenen Willen lebt, ſich auch von ängſtlichen Rückſichten auf Ihre gelehrten Zwecke frei machen werden. Sie haben noch ein langes Leben vor ſich und können darin mehr ſtudiren, als es Ihrer künftigen Frau lieb ſein wird. Alſo auf Wieder-

ſehen auch diesmal! Ich werde Ihnen Tag und Stunde meiner Abreiſe melden laſſen, Sie können mich dann begleiten. Wollen Sie das, Couſin?“

„Verſteht ſich!“ rief ſtatt ſeiner der Graf. „Mache ihm aber nichts weiß, Virginia, vergib Dir nichts gegen ihn; Du biſt nicht ſeine Couſine, ſondern ſeine Tante, vor der er hoffentlich Reſpect haben wird. Leb wohl, närr'ſcher Kerl! Vielleicht bekehrſt Du Dich hier, hängſt Deine Gelehrſamkeit an den Nagel und wirſt Soldat; ich ſtelle Dich dem Könige vor und Du biſt Offizier. Noch hat ſich kein Orkum auf die Gelehrſamkeit geworfen, Du biſt der erſte.

„Ich werde Deinen Vorſchlag überlegen, Onkel Albrecht.“

„Auf Wiederſehen!“ ſprach Virginia nochmals und er konnte die Thür gewinnen. Aber wie unzufrieden war er wieder mit ſich ſelbſt und ſeinem linkiſchen, unbeholfenen Betragen! Welch eine Unbefangenheit und Leichtigkeit beſaß Virginia! Wie ſchön bewahrte ſie ihre liebliche Haltung, das Ebenmaß in jeder Beziehung, auch wo ſie doch unmöglich an den Manieren und Worten ihres Mannes Gefallen finden konnte! Sie hatte ihn kalt begrüßt, in der ganzen Zeit nur wenige Worte mit ihm geſprochen und ihn Sie genannt; es war Alexander nicht entgangen! Welch ein Verhältniß mußte

hier ſtattfinden! Welch ein Streiflicht hatte dies Sie für Alexander in die ihm dunkeln Beziehungen des Ehepaares geworfen! Der Onkel ging mit ihr vertraut um, ſoldatiſch frei, Alexander nannte es nach ſeinem Gefühl roh; glaubte ſie ihn durch das Sie, was vielleicht hier in höhern Ständen Sitte war, in feinere Schranken zu weiſen? In ſeinen Reden machte er offenbar Anſpielungen, welche ſie verletzten; er that dies abſichtlich, wie Alexander bei ſeiner geſchärften Aufmerkſamkeit nicht überſehen hatte, obgleich ihm Alles unverſtändlich geblieben war. Sollte es nur Neckerei, unzarter Scherz ſein oder ſteckte mehr dahinter? Der Jüngling hatte in der kurzen Spanne Zeit, welche er hier verlebt, mehr Fortſchritte in der Menſchenkenntniß gemacht, als früher in langen Jahren. Er ſagte ſich, daß zwiſchen Virginia und ſeinem Onkel kein glückliches Verhältniß obwalten könne, und er wurde dabei tief traurig. Aber dieſe Wahrnehmung bannte ihn wiederum in den Zauberkreis, den er ſchon durchbrochen zu haben glaubte; er mußte Gewißheit haben, er konnte nicht mit den quälenden Zweifeln, die ihn jetzt bewegten, auf Nimmerwiederſehen von Virginia ſcheiden.

Vom Prinzen Camillo hatte er ſchon Abſchied genommen, da er wirklich die Abſicht gehabt hatte, ſich heute auch bei der Tante nach ihrer Rückkehr zu em-

pfehlen. Den Herren, deren Bekanntſchaft er ſonſt geſucht hatte, um ihre Unterſtützung bei ſeinen Studien zu gewinnen, den Bibliothekaren und Cuſtoden, Profeſſoren und Archäologen — es war eine nicht unbedeutende Zahl — hatte er bereits ſeinen Dank ausgeſprochen. Mit dem ernſtern Theil ſeiner hieſigen Aufgabe hatte er abgeſchloſſen, wenn er ſich auch leider ſagen mußte, daß er ſeine Zeit und Gelegenheit nicht nach Gebühr wahrgenommen habe und bei weniger Zerſtreuung größere Reſultate hätte gewinnen können. Seine Arbeiten wieder aufzunehmen, auch wenn er jetzt noch einige Zeit länger verweilte, hatte er nicht im Sinne; er verſprach ſich keinen Vortheil davon, ſein Sinn war ihnen entfremdet worden! Er brauchte daher mit jenen Herren nicht wieder anzuknüpfen; begegnete ihm einer und wunderte ſich, daß er noch hier ſei, ſo konnte er ihm ja, wie ſeine deutſche Gewiſſenhaftigkeit forderte, eine Erklärung geben. Aber Virginia's Bruder glaubte er von ſeinem veränderten Entſchluſſe eine Mittheilung machen zu müſſen, da er ihm in anderer Beziehung ſo viele Aufſchlüſſe über die hieſigen Zuſtände verdankte. Nur über diejenigen Verhältniſſe nicht, welche Alexander immer näher zum Herzen gingen, über die Verhältniſſe in ſeiner Familie. Alle die Fragen, welche der großen Welt noch heute unbeantwortet geblieben waren, hatten

ſich allmälig auch Alexander aufgedrängt. Camillo, deſſen ganzes Weſen gegen ihn ſo klar und durchſichtig ſchien, daß er mit Vertrauen ſelbſt die ſchwierigſten Probleme im Staatsleben dem jungen, ihm faſt ganz fremden Manne entwickelte, Camillo hätte ihm vielleicht jene Fragen gelöſt, wenn er den Muth gehabt hätte, ſie ihm vorzulegen. Wie er Virginia und ihn kannte, war es unmöglich, daß ſich dabei etwas enthüllen konnte, deſſen ſie ſich zu ſchämen hatten. Wenn er nun heute, nachdem er einen Einblick in das Verhältniß Virginia's zu ſeinem Onkel gewonnen, den Muth faßte, eine offene, vertrauensvolle Frage, zu der ihn ſeine Verwandtſchaft berechtigte, an Virginia's Bruder zu richten?

Er fand ihn daheim, in ungewohnter Laune, wie er gleich beim Empfange bemerkte. Die Klarheit ſeiner Stirn war verſchwunden, er begrüßte den Neffen ſeines Schwagers höflich, aber nicht ſo freundlich wie ſonſt, und damit war für dieſen Alles vorbei. Er erklärte ſein Kommen damit, daß er es für ſeine Schuldigkeit gehalten, ihn von ſeinem Entſchluß, die Abreiſe zu verſchieben, in Kenntniß zu ſetzen, weil er ſich ſonſt darüber wundern müſſe, ihn noch hier zu ſehen. Was ihn dazu bewogen hatte, ſprach er nicht aus, aber Camillo bedurfte deſſen auch nicht, um ihn zu durchſchauen. Zerſtreut hatte der Prinz die etwas lange Erklärung ange-

hört, in welcher ſich Alexander ein paarmal feſtſpann; er ſchien aber zuletzt ſich von den Gedanken, die ihn verſtimmt haben mochten, loszureißen, und die Wolken, die auf ſeinen Brauen gelaſtet hatten, verzogen ſich. Herzlich gab er Alexander jetzt die Hand und hieß ihn, wie er ſich ausdrückte, als neugeſchenkt willkommen. Keine Frage nach ſeiner Schweſter! Der Jüngling hatte ſich zu viel zugetraut, als er den Vorſatz gefaßt, der ihn hierher geführt hatte. Camillo war wohl der Mann, Fragen zu ſtellen, nicht aber ſolche an ſich richten zu laſſen. Indeſſen wäre es unnatürlich geweſen, wenn Alexander von dem Beſuche im Hauſe ſeines Oheims, von welchem er eben kam, gar nicht geſprochen hätte. Er erzählte, daß er gegen ſeine urſprüngliche Abſicht zugegen geweſen, als die Tante zurückgekommen ſei, und daß ſein Onkel viel Intereſſantes aus dem Kriege erzählt habe. Camillo ließ ſich davon Einiges wiederholen, das ihm Antheil einzuflößen ſchien, dann fragte er, ob der Graf ſich auf längeres Bleiben eingerichtet habe, worauf Alexander jedoch keine Antwort geben konnte. Freilich ſagte er ſich jetzt ſelbſt, daß nach der erſchütternden Kataſtrophe in Deutſchland der König von Neapel nicht daran denken könne, ſich theilnahmlos in ſeine Staaten, wie in eine ſichere Freiſtatt, zurückzuziehen und den Sturm an ſich vorüberbrauſen zu laſſen, daß er irgend

einen Entſchluß faſſen und handelnd auftreten müſſe, daß alſo für alle, welche an ſeine Perſon gebunden, ein längeres Stilleben daheim unmöglich ſei; das war ſo einfach und er hatte doch im Hauſe ſeines Onkels nicht daran gedacht! Vielleicht in den nächſten Tagen ſchon, wenn der König ſeine Staatsangelegenheiten geordnet hatte, reiſte er mit ſeinen militäriſchen Begleitern wieder zur Armee ab. Alexander fühlte, daß er bei dieſem Gedanken erröthete. Camillo ſchien das aber nicht zu bemerken.

„Sie haben Ihr Vaterland in einer großen Zeit verlaſſen", ſprach er. „Mißverſtehen Sie mich nicht! Ich bin fern davon, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Sie haben ſich, als Sie unabhängig wurden, dem Dienſte Ihres Staates nicht geweiht, weder mit dem Degen, noch mit der Feder; ich begreife das vollkommen. Vielleicht verſtändigen wir uns einmal darüber, daß ich anders gehandelt habe. Vorauszuſehen war es nicht, wie ſich die Ereigniſſe zu dieſem gewaltigen Umſchwunge entwickeln würden, ſonſt wären Sie vielleicht doch, Ihre wiſſenſchaftliche Reiſe vertagend, auf Ihren Gütern geblieben, um zu rechter Zeit in die Geſchicke Ihres Landes, wie es dem Grundherrn geziemt, einzugreifen. In Deutſchland iſt eine Erhebung des Volks eingetreten, wie ſie faſt beiſpiellos in der

Geſchichte iſt; mit jedem Fußbreit, welchen Napoleon's Heere ihren Gegnern räumen mußten, ſind neue Schaaren gleichſam aus der Erde gewachſen, die Feinde zu vermehren, und in Ihrer engern Heimat wird es auch nicht anders ſein. Haben Sie keine Nachrichten von dort?"

Jetzt wurde die Glut, welche aus einem ganz andern Grunde in Alexander's Wangen geſtiegen war, zur wirklichen Schamröthe. Er mußte ſich geſtehen, daß er fern vom Vaterlande die Geſchicke deſſelben nur vom hiſtoriſchen Standpunkte betrachtet, daß er, wie ein Träumer in ſeine abſtracten Studien verſenkt, des Vaterlandes beinahe vergeſſen, und gerade weil er die großen Beiſpiele claſſiſcher Vorzeit vor Augen hatte, mußte ihn Camillo's Rede empfindlich treffen. „Sie haben Recht!" ſagte er. „Hätte ich im vorigen Herbſt, als ich meine Heimat verließ, ahnen können, was ſich im Laufe weniger Monate begeben würde, ſo hätte ich ſie nimmer verlaſſen. Aber wie ſollte ich in ihre Geſchicke eingreifen? Haben wir noch ein gemeinſames Vaterland? Es iſt zerriſſen. Wer iſt mein Landesherr zum Beiſpiel? Ein Knabe, für den das Land verwaltet wird, kein deutſcher Fürſtenſohn, ein Fremder, wie unſer Nachbar auf dem Throne von Weſtfalen! Der Kaiſer Napoleon — doch ich verletze Sie, ich vergeſſe, daß Sie ein Staats-

diener des Königs von Neapel ſind. Sagen wollte ich nur, daß für mich, den einfachen und unerfahrenen jungen Menſchen, auf dem heimiſchen Beſitzthum ſich wohl kaum ein Feld der Thätigkeit eröffnet hätte, da ich — verzeihen Sie mir die offene Aeußerung! — für den Imperator, dem wir gehorchen, kein Herz habe. Nachrichten aus der Heimat ſind in letzter Zeit für mich gar nicht eingelaufen; ich ſtehe mit Niemand in einer Correſpondenz von einigem Intereſſe und die Verwaltung meiner Beſitzungen habe ich in treuen Händen zurückgelaſſen. Mein Onkel konnte mir auch nicht viel ſagen, er hat mit ſeinem Könige den Kaiſer in Erfurt ſchon am 25. October verlaſſen. Seitdem ſollen die Verbündeten, wie er behauptet, bis zum Rhein vorgedrungen ſein, alſo alles Land erobert haben, was dem Kaiſer noch in Deutſchland zu Gebote ſtand. Gott weiß, was damit geſchehen wird, ob die alten Gebiete ſämmtlich wiederhergeſtellt werden! Was ſoll ich jetzt, der Einzelne, dort? Daß die Jugend in Preußen und, ihrem Beiſpiel folgend, Schritt für Schritt, je weiter die Franzoſen gewichen ſind, die Jugend in andern deutſchen Ländern zu den Waffen gegriffen hat —"

„Nun, Sie ſtocken, Aleſſandro? Hätten Sie, wenn Sie in dieſem Frühlinge daheim geweſen wären, nicht auch die Waffen ergriffen für die Freiheit Deutſchlands?

Doch ich will Sie nicht weiter quälen. Sie möchten am Ende glauben, daß ich als Staatsrath des Königs von Neapel Sie über Ihre Geſinnungen ausforſchen und als einen Feind des Kaiſers der geheimen Polizei überliefern wolle. Ich achte jede Ueberzeugung, wenn ſie nur eine wahrhafte und feſte bleibt. Der Kampf, mein junger Freund, iſt aber noch nicht zu Ende; es wird nicht ſo leicht ſein, den Imperator, wie Sie ihn nennen, zu ſtürzen und eine neue Ordnung der Dinge in Europa herbeizuführen. Darum würden Sie, der Einzelne, noch immer nicht zu ſpät kommen. Als Feudalherr — das ſind Sie doch noch trotz aller Abolitionen — könnten Sie vielleicht mit zwanzig, dreißig Reiſigen zum deutſchen Heere ſtoßen!"

„Verſpotten Sie mich nicht!" bat Alexander, der zu ſeiner Erleichterung ſah, daß Camillo von dem Thema, welches für ihn auf einmal tauſend Dornen hatte, abzulenken begann. „Mein Onkel hat mir auch meine Unfähigkeit in praktiſchen Dingen vorgeworfen. Doch werde ich mich ſchon hineinfinden, wenn ich meinen rechten Standpunkt gewonnen habe. Ich gebe, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, meine weitern Reiſepläne auf und kehre nach Hauſe zurück, vielleicht mit meinem Onkel."

„Glauben Sie?" fragte Camillo. „Doch wir wollen

der Zeit nicht vorgreifen. Iſt meine Schweſter heute erſt angekommen? Von wo?"

Das wußte er nicht! Jetzt war vielleicht der Moment, der augenblicklich benutzt werden mußte! Alexander, nachdem er die Fragen beantwortet hatte, äußerte mit bewegtem Tone, der aber bei jedem Worte an Zuverſicht verlor: „Ich habe meinen Onkel jetzt erſt kennen gelernt. Ich wußte von ihm nichts, als was mir mein Vater erzählt hatte; die Brüder waren nie recht einig geweſen —" Hier ſtockte er und Camillo ſchwieg.

„Ich fürchte", fuhr der Jüngling fort, und es war, als riſſe ihm eine fremde Gewalt das Wort vom Herzen, „ich fürchte, daß Ihre Frau Schweſter nicht glücklich iſt."

Da ergriff Camillo ſeine Hand und drückte ſie ſtark. „Ich weiß, daß Sie es gut mit Virginia meinen", ſagte er. „Bleiben Sie ihr immer ein zuverläſſiger Freund!"

Ehe Alexander eine Antwort fand, wurde ein fremder Beſuch gemeldet: General Janelli. Der junge Freiherr griff ſogleich zu ſeinem Hute. Er ſah, daß Camillo's Antlitz, das gegen ihn zuletzt ſo freundlich geworden, ſich wieder verändert hatte, ob infolge der Wendung, welche ihr Geſpräch genommen, oder durch die Unterbrechung deſſelben, wußte er nicht, aber es war jetzt

wieder die verdüſterte Stirn, mit welcher Alexander empfangen worden war. Der Prinz beherrſchte deren Ausdruck jedoch ſo, daß ſie ſich flugs wieder glättete.

„Keinen gänzlichen Abſchied alſo vor der Hand!“ ſagte er, als Orkum ſich empfahl. Der Diener wartete noch auf Beſcheid für ſeine Anmeldung und erhielt ihn jetzt. Alexander fand im Vorzimmer den General, der ſeinen Gruß im Vorübergehen höflich erwiderte.

„Wer war das?“ fragte derſelbe den Diener, der ihn bat, näher zu treten.

„Ein Baron Orkum, Vetter des Oberſten“, berichtete der Diener.

„So, ſo!“ rief der General und warf dem Deutſchen noch einen ſchnellen Blick nach, der ihn aber nicht mehr traf. Die Thür hatte ſich ſchon hinter ihm geſchloſſen.

Drittes Kapitel.

Die Räthe der Krone.

„Ich komme noch einmal, Don Camillo, um Ihnen das Resultat meiner Besprechung mit Ihrem Herrn Vetter zu melden.“

Der Prinz bat den General, Platz zu nehmen.

„Nur einen Moment!“ sagte dieser. „Wir dürfen keine Zeit verlieren, wenn wir handeln wollen.“ Er setzte sich aber sehr bequem nieder und fuhr fort: „Ich bin jetzt vollkommen orientirt und glaube, daß mir der Fang nicht entgehen kann. Ihr Herr Vetter ist mit dem Manne bekannt und hat mir gezeigt, wie er zu fassen ist.“

„In der That!“ versetzte Camillo.

„Sie nehmen natürlich das größte Interesse daran, da Sie bei der Sitzung über diese Angelegenheit wahrscheinlich durch Ihr Votum den Ausschlag zum Vorgehen der Regierung gegeben haben. Uns, die wir noch immer nicht recht wußten, wie wir handeln sollten, bald zu viel, bald zu wenig, war es lieb, daß endlich die

Verordnung erſchien. Die Umtriebe der Carbonari mit dem Feinde ſind entdeckt, die Geſellſchaft iſt geächtet und mit den ſchwerſten Strafen bedroht. Nun weiß man, woran man iſt. Wir ſind Ihnen ſehr dankbar.“

„Sie thun mir zu viel Ehre an, Don Annibale; ich habe dies Decret nicht veranlaßt und will mich nicht mit fremden Federn ſchmücken. Der König fragte auch mich um meine Anſicht; ich war aber nicht für übertriebene Strenge.“

„Ja, mein gnädiger Herr, wie wollen Sie aber ſonſt mit der Geſellſchaft fertig werden?“ rief der General. „Mit Güte kommt man nirgends weit in der Welt, amneſtirte Verbrecher ſind neue Feinde, um ſo erbitterter, weil ſie gedemüthigt worden ſind. Ich ehre Ihre milde Geſinnung, die überall gern ſchonen möchte, aber es freut mich nun doch, daß der König diesmal nicht auf Sie gehört hat. Wir können jetzt der Sache ein ſchnelles Ende machen.“

„Glauben Sie das?“ entgegnete der Prinz.

„Ganz gewiß! Dieſer Capobianco iſt das Haupt der Carbonari. Ein junger Mann von Vermögen, angeſehen in ſeiner Gegend, Chef der Stadtmiliz in ſeinem unzugänglichen Felſenneſte, das auf einem der ſteilſten Berge der Prima Calabria liegt, von kühnem, unternehmendem Geiſte und, was das Gefährlichſte iſt, ein ausgezeichneter

Redner, deſſen Worte unter dem Volke wie lebendiges Feuer zünden ſollen.“

„Das klingt allerdings ſehr gefährlich. Haben Sie aber ſichere Beweiſe, daß dieſer Mann das Haupt der Carbonari iſt? Soweit unſere Ermittelungen über dieſe geheimnißvolle Verbindung reichen, iſt dieſelbe, um der Möglichkeit des Verraths nach Kräften vorzubeugen, gar nicht unter einem Haupte vereinigt, ſondern beſteht nur lokal mit gewiſſen Mittelpunkten.“

„Gleichviel! General Manches ſagt mir, daß es vorzüglich darauf ankommt, gleich von vornherein ein Exempel zur Abſchreckung zu ſtatuiren. Der Capobianco hat die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, er gilt bei uns für das Haupt der Carbonari, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht; wir wiſſen, daß er allerlei Reiſen macht und mit äußerſter Liſt und Kühnheit Zuſammenkünfte veranſtaltet; es wird Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein, daß er ſich ſogar erfrecht hat, in der Villa Angri bei Ihrer Frau Schweſter eine ſolche zu halten —“

„Sie wählen falſche Ausdrücke, Herr General!“ unterbrach ihn Camillo kalt. „Bei meiner Schweſter, ſagten Sie?“

„Bitte um Verzeihung!“ rief Janelli lachend. „Ich meinte natürlich nur im Garten, der Ihrer Frau Schweſter gehört, und ohne deren Vorwiſſen. Wäre es anders

geweſen, ſo bin ich feſt überzeugt, daß Sie ſelbſt ſchon einen Befehl des Königs gegen die eigene Schweſter erbeten haben würden!“ Der Prinz verneigte ſich. „Glücklicherweiſe haben wir aber bis jetzt in dieſer Sache noch nicht mit Damen zu kämpfen“, fuhr der General heiter fort; „das würde unſere Aufgabe noch mehr erſchweren durch Conflicte mit der Jugend und Schönheit, deren Verſuchung mancher von uns erliegen würde. Damen haben wir zum Glück noch nicht unter den Carbonari ermittelt.“

„Sie vergeſſen die Dame der Königin von Sicilien!“ ſagte Camillo, der das Geſpräch, das nur ein kurzes ſein ſollte, nicht ohne Abſicht verlängerte.

„Ach, die Dame von Villa Tranſa! Ja, die macht uns freilich viel Noth, wenn auch nicht durch Jugend und Schönheit! Von ihr mag Vieles ausgehen, was die Königin dann vertreten muß. Wenn es nach der Villa Tranſa ginge, ſo wäre unſer ganzes ſündiges Neapel mit uns allen, die wir zum König Joachim halten, bereits wie Sodom und Gomorrha von der Erde vertilgt, oder ein ſanfter Aſchenregen von ſieben Tagen und ſieben Nächten hätte uns eingedeckt wie Herculanum und Pompeji. Der Himmel erhört ihre freundlichen Wünſche aber nicht, und ſo bleibt der Dame denn nichts übrig, als irdiſche Feinde auf uns zu hetzen, ſoviel ſie deren aufhetzen

kann. Sie hat die Hände bei unſern Carbonari im Spiel, das gebe ich Ihnen zu. Verzeihen Sie aber nur, ich bitte Sie nochmals, daß ich die Ehrfurcht vor der Frau Gräfin Orkum durch eine falſche Präpoſition verletzte. In der Villa Angri und zwar in der reizenden Grotte, die ich noch als Gaſt Ihres Herrn Vaters betreten habe, iſt aber der Capobianco mit einigen andern Häuptern zuſammengekommen, das hat die Polizei ganz beſtimmt ermittelt. Auch ſitzt ja ein Gondolier Ihrer Frau Schweſter deswegen im Gefängniß."

„Wie?" rief der Prinz überraſcht, ja faſt betroffen.

„Das wiſſen Sie nicht?" entgegnete der General. „Und die Frau Gräfin hat ſich doch für ihn verwandt? Die beſte Verwendung durch Sie ſcheint ſie alſo nicht gewünſcht zu haben; ich kann es mir denken! Ihre unbeugſame Gerechtigkeitsliebe würde nicht zu bewegen ſein, den geringſten Schritt zu thun. Ich begreife das vollkommen."

„Daß ſich meine Schweſter ihres Dieners annimmt, werden Sie hoffentlich ebenſo vollkommen begreifen", erwiderte Camillo, welcher die momentan verlorene Selbſtbeherrſchung wiedergewonnen hatte. „Mir iſt von der Sache nichts bekannt geworden, vielleicht aus dem Grunde, den Sie angenommen haben. Wenn der Menſch

ſich hat verleiten laſſen, der Zuſammenkunft der Verſchworenen, vielleicht um eines elenden Trinkgelds willen, Vorſchub zu leiſten und ihr die Grotte zu öffnen, ſo mag er dafür büßen. Meine Schweſter hat ſehr richtig erkannt, daß ich keine Veranlaſſung finden würde, ſeinetwegen ein Wort zu verlieren. Das Recht muß ſeinen Lauf haben."

„Gewiß, das Kriegsrecht vor allem!" ſagte Janelli. „Stünde nur erſt der Capobianco vor ſeinen militäriſchen Richtern! Indeſſen haben die Andeutungen Ihres Herrn Vetters Don Emilio mir Hoffnung gemacht; ich weiß wenigſtens, wie dem Manne beizukommen iſt. Zeit darf aber nicht verloren gehen, hier kann jede Minute koſtbar werden; denn wenn er gewarnt wird, könnten wir leere Netze zuziehen. Ich will mich darum nicht länger aufhalten. Was mich aber noch außerdem zu Ihnen geführt hat, iſt eine Nachricht, die mir unterwegs zu Ohren kam; von Ihnen glaubte ich die beſte Auskunft zu erhalten, ob ſie wahr iſt."

„Von mir? Sie erweiſen mir wiederum zu viel Ehre! Ich erfahre nicht mehr als jeder Andere."

„O, Sie ſind beſcheiden und klug, Don Camillo! Sie wollen Ihre eigentliche Stellung, die noch eine ganz andere iſt als die officielle, welche Sie bekleiden, verleugnen, um nicht zu viel um Ihre Verwendung

gebeten zu werden. Ganz Neapel weiß aber, welchen Werth der König auf Sie legt!"

„Halten auch Sie mich für den politiſchen Beichtvater des Königs?" erwiderte Camillo lachend. „Was haben Sie für eine Nachricht gehört? Wenn ich, ohne das politiſche Beichtgeheimniß zu verletzen, Ihnen Auskunft geben kann, ſtehe ich zu Dienſten."

„Waffenſtillſtand am Po?" fragte Janelli. „Der Vicekönig ſoll die Oeſterreicher neuerdings zum Rückzuge von Ravenna genöthigt und mit ihnen einen Waffenſtillſtand geſchloſſen haben. Iſt das begründet?"

„Waffenruhe, nicht Waffenſtillſtand, ſagte mir ein hoher Offizier und bemühte ſich, mir, dem Laien, dieſen Unterſchied begreiflich zu machen. Daß in der letzten Zeit die Waffen geruht haben, weiß man in Neapel ſchon lange. Von einem förmlich abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande iſt mir nichts bekannt. Wie ſollte ſich auch eine militäriſche Nachricht zu mir verirren? Fragen Sie im Kriegsminiſterium."

„Ihnen iſt nicht beizukommen!" verſetzte der General. „Wenn aber zwiſchen dem Vicekönig und dem neuen öſterreichiſchen General-en-Chef wirklich ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen iſt, welche Folgen kann das haben? Wie ich höre, hat der Präſident des Hofkriegsraths, der Feldmarſchall Graf Bellegarde, das Com-

mando der öſterreichiſchen Armee in Italien erhalten, und wenn zwei ſolche Autoritäten, wie er und Eugen Beauharnais, Waffenſtillſtand ſchließen, ſo kann es nicht anders als auf allerhöchſte Ermächtigung und ein Vorbote des allgemeinen Friedens ſein. Das würde auf uns, auf den König und ſeine ganze Poſition bedeutende Wirkung haben. Sie lachen mich aus, Prinz Angri, daß ich Ihnen hier Geſchichten erzähle, welche Sie lange ſchon wiſſen, und von Ihnen Aufſchlüſſe erwarte, die Sie mir nicht im Traume geben wollen. Laſſen Sie mich hoffen, daß ich meinen Zweck mit Capobianco beſſer erreiche als bei Ihnen, und verzeihen Sie meine Dreiſtigkeit."

Camillo gab ihm beim Abſchiede nochmals die Verſicherung, daß er über dieſe Angelegenheit in der That nicht mehr wiſſe als er; der General wollte ſich jedoch von ſeiner vorgefaßten Meinung nicht abbringen laſſen. Und es ſchien, als ſolle er darin beſtärkt werden, denn noch in ſeinem Beiſein erhielt der Prinz einen Befehl, der ihn zum Könige beſchied. Mit einer tiefen Verbeugung und einem bedeutungsvollen Lächeln empfahl er ſich. Camillo ging ein paarmal haſtig in ſeinem Zimmer auf und ab, ehe er Anſtalt traf, dem erhaltenen Befehle nachzukommen; nicht die Nachricht von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande beſchäftigte ihn — ſie war in der That auch unrichtig! — wohl aber, was

Janelli von einem verhafteten Gondolier ſeiner Schweſter erzählt hatte. Der arme Mas' Antonio, der ſich ſchon gegen ihn ziemlich ungeſchickt verrathen hatte, war nun in die Grube gefallen, aus der kein Entrinnen! Wie konnten ſie aber auch einen ſo plumpen Geſellen zu Dienſten verwenden, denen er nicht gewachſen war! Camillo ging mit ſich zu Rathe; er ſtand mitten in ſeinem Umherkreuzen ſtill und blickte zu Boden. Dann wandte er ſich gelaſſen nach dem Klingelzuge und gab Befehl zum Anſpannen.

Der König war nicht allein, wie Camillo erwartet hatte. Um ihn waren vielmehr von den Miniſtern und Generalen diejenigen verſammelt, auf deren Urtheil, er das meiſte Gewicht legte, und Camillo ſah auf den erſten Blick, daß hier zwei entgegengeſetzte Strömungen wogten und daß vor ſeiner Ankunft ſchon ſtark debattirt worden war. Er kam aber nicht zu ſpät; der König hatte ihn zu der Berathung, welche er pflog, gar nicht ziehen wollen, ſondern zu einer Stunde herbefohlen, wo dieſe nach ſeiner Annahme beendigt ſein mußte. Sie hatte ſich jedoch, da die Gegenſätze der Meinungen nicht zu verſöhnen waren und der König vermied, ſich für eine derſelben zu entſcheiden, länger verzögert und Prinz Camillo Angri mußte ſofort eintreten; der König hatte dazu ſchon Befehl gegeben.

Es herrſchte gerade eine Pauſe; offenbar ſchöpften die Parteien Athem zu neuem Kampfe; beide aber blickten freundlich dem Eintretenden entgegen in der Hoffnung, durch ihn einen Bundesgenoſſen zu erhalten und dann zu ſiegen, denn bis jetzt hatten ſie ſich mit ihren Argumenten ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Es war allgemein bekannt, daß der König auf die Meinung des Prinzen Angri viel Werth legte, woraus Joachim gar kein Geheimniß machte, und ſo kam er gewiß, um den Ausſchlag zu geben. Der König befahl ihm, Platz in der Verſammlung zu nehmen, ſetzte ihn nicht erſt in Kenntniß, worüber berathen werde, ſondern gab dem Nächſten, deſſen Anſicht er hören wollte, das Wort, und Camillo hatte dann ſogleich das vollſte Verſtändniß. Es war ein Conſeil über die große Frage, welche der König bereits bei ſeiner Ankunft mit ſeiner Gemahlin beſprochen hatte. Wie die Königin richtig vorausgeſehen, waren die Unterhandlungen, welche die Verbündeten angeknüpft hatten, nicht aufgegeben; König Joachim hatte die Vorſchläge, die ihm der Abgeſandte des Kaiſers von Oeſterreich gebracht, wenigſtens angehört und nicht unbedingt zurückgewieſen; ſo waren ſie erneut worden und der König hatte bereits abgeſondert und einzeln die Anſichten einiger ſeiner höchſtgeſtellten Diener, denen er beſondere Zuneigung oder Vertrauen ſchenkte, vernommen.

Heute war es denn eine Ausgleichung derſelben, welche er in dem zuſammenberufenen geheimen Conſeil verſuchte.

Von der einen Seite wurde ihm in der erneuten Discuſſion geſagt, daß bei den verſchiedenen, vielleicht entgegengeſetzten Pflichten, welche er als König von Neapel, franzöſiſcher Bürger und Verwandter des Kaiſers mit dem, was er ſeinem Ruhme bei der Mit- und Nachwelt ſchuldig ſei, in Einklang zu bringen habe, nur gefragt werden könne, ob ſich nicht alle dieſe Intereſſen in einem Punkte für den König und ſein Volk vereinigten. In Europa walte der Kampf des neuen Jahrhunderts mit dem Alten; der Sieg könne niemals ein particulärer für einen Staat und ein Volk werden. Die franzöſiſche Revolution, das Reich Bonaparte's, die neuen Könige, die franzöſiſchen Staatsformen ſeien für die alten Herrſcher identiſche Begriffe, daher ihre Friedensſchlüſſe, ihre Allianzen, ihre Freundſchaftsverſicherungen mit jenen nur Transactionen der Nothwendigkeit, ohne Verbindlichkeit für ihre Treue und ihr Gewiſſen. Kein neuer König dürfe hoffen, ſich auf ſeinem Throne zu erhalten, wenn das Kaiſerreich geſtürzt ſei, kein Volk, ſeine neuen Inſtitutionen unter ſeinem alten Herrſcher zu behaupten; der erſte Act der Revolution wie die letzte ſegensreichſte Verfügung eines neuen Königs würden gleichmäßig verabſcheut und verdammt werden. Daher hätten Frank-

reich, der Kaiſer Napoleon, König Joachim und das neapolitaniſche Volk gleiche Gefahren und Intereſſen; ſie könnten nur mit einander ſtehen und fallen! Von dem Rufe und der Glorie des Königs wolle man nicht reden. Er verdanke das Diadem ſeinen Kriegsthaten, aber Bonaparte und Frankreich ſeien doch die Werkzeuge Gottes dazu geworden. Moreau könne ſich für ſeinen Abfall durch die erlittenen Unbilden, Bernadotte durch die Intereſſen Schwedens und den Willen des Königs, ſeines Adoptivvaters, decken. Was würde aber die Welt zu Joachim ſagen? Alles lege ihm die Pflicht auf, Frankreich treu zu bleiben. Dreißigtauſend Mann unter ihm könnten Neapel gegen die ſicilianiſchen und engliſchen Streitkräfte vollkommen vertheidigen, ebenſo viel ſich mit den italo-fränkiſchen Schaaren des Vicekönigs vereinigen und von Italien aus den Krieg und die Rache wieder nach Deutſchland und Wien tragen. Italien, zwiſchen den beiden Armeen, werde die Baſis mit unerſchöpflichen Hülfsquellen für beide, welche auf innern Linien, alſo den kürzeſten, in Verbindung ſtehen und deren jede im Falle des Unglücks ſich auf die andere ſtützen, durch ſie ſtärken könne. Was auch am Rhein vorfalle, der italieniſche Krieg werde immer lokal für ſich beſtehen, und wer ihn leite, zugleich die politiſchen Transactionen in ſeiner Hand haben. So allein ſei ein glücklicher Aus-

gang ſicher, und wäre dieſe Annahme irrig, ſo habe man in der ſchwierigſten Lage, wo Menſchenurtheil zu Schanden wird, wenigſtens auf den Rath der Ehre gehört.

Die andere Partei ſuchte dieſe Anſchauung zu entkräften, ohne die perſönlichen Gefühle des Königs zu verletzen. Sie ging von der Ueberzeugung — welche ſie vorgab! — aus, daß, wenn die Einſicht Joachim's allein zu richten hätte, die Entſcheidung bereits getroffen und Neapel mit dem größern und glücklichern Theile Europas verbündet ſein würde. Bei ſolcher Entſcheidung falle aber neben dem Intereſſe auch die Neigung ins Gewicht; der Königspflicht widerſtrebe die Dankbarkeit, die Treue im Unglück, die Vaterlands- und Verwandtenliebe. Wohin werde ſich der Sieg neigen? Die Natur der Dinge ſage es. Joachim verdanke Frankreich und Bonaparte Alles; wenn Frankreich ſeines Arms bedürfe, ſo werde er hingehen, für Frankreich zu kämpfen oder zu ſterben, und wäre des Kaiſers Leben in Gefahr, werde er ſeinen Leib zu deſſen Schilde machen. Aber im Dienſte ſeiner Wohlthäter ſein eigenes Volk in das Verderben ſtürzen, das heiße doch wohl eine Schuld auf fremde Unkoſten abtragen. Vor wenig Monaten habe das Glück Italiens dem Wunſche weichen müſſen, den der König gehegt, dem Kaiſer der Franzoſen perſönliche, aber vergebliche Dienſte zu leiſten. Wenn er

nicht nach Dresden gegangen wäre, ſondern mit Lord Bentinck abgeſchloſſen hätte, ſo würde das Schickſal des Landes ein anderes ſein. Es müſſe endlich einmal aufhören, daß ſich die Italiener für die Franzoſen opferten; wenn ſie ihnen weiſe Geſetze und wohlthätige Einrichtungen verdankten, ſo hätten ſie dieſe Schuld mit Tribut und in Waffen längſt abgetragen, und wenn Neapel durch ſeinen König groß und geachtet daſtehe, habe es durch Gehorſam und Leiden das verdient. Verpflichtung und Dankbarkeit ſeien alſo gegenſeitig. Wenn man, von den Leidenſchaften der Gegenwart abſehend, der Zukunft vorgreife und in einem Geſchichtswerke der Nachwelt ſich geſchrieben denke: Joachim opferte der Liebe für ſeine Verwandten, der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, den Intereſſen eines Landes, das ſeine Heimat war, ſein Volk — und in einem andern Buche: Dem Volke, deſſen König er war, opferte Joachim alle ſeine theuerſten perſönlichen Neigungen — und es ſtehe in der Macht König Joachim's, eins dieſer Bücher zu vernichten, damit das andere als Wahrheit in Ewigkeit bleibe, welches werde er wählen? Der Beiſtand, welchen Neapel dem Kaiſer leiſten könne, ſei nicht ſo groß. Von 45,000 Mann, und das ſei die höchſte Stärke der Armee, bedürfe man wenigſtens 25,000 zur Vertheidigung von Neapel, könne alſo nur

20,000 zum Vicekönig ſtoßen laſſen, wo dann 60,000 Mann gegen ebenſo viel Oeſterreicher ſtänden, welche, vom Bewußtſein der Siege in Deutſchland gehoben, ſie aufhalten würden, bis neue 60,000 Mann zu ihrer Verſtärkung kämen. Dieſe könnten die Verbündeten mit Leichtigkeit, ohne ihre Heere am Rhein zu ſchwächen, nach Italien werfen! Aber neben dem äußern Krieg auch der innere Krieg! König Ferdinand habe den leicht erregbaren Völkern von Neapel ſich ſchon mit der Conſtitution in der Hand gezeigt, Lord Bentinck verbürge deren Dauer im Namen des mächtigen und freien England. Die Unzufriedenheit im Lande ſei groß; die ſtrengen polizeilichen Maßregeln unter Joſeph, die Grauſamkeit des Generals Manches gegen den Brigantaggio, die Verfolgung der Carbonari, jeder Mißgriff der Regierung, alle Drangſale, alle Todesurtheile in acht Revolutionsjahren erwachten wieder im Gedächtniß. Schon habe man Zeichen davon in den Abruzzen und Calabrien gehabt; zu Poliſtena ſei der lange nicht mehr geſehene Freiheitsbaum errichtet worden und es habe militäriſcher Gewalt bedurft, um ihn zu beſeitigen. Auch die Disciplin in der Armee ſei nicht mehr geſund. Sie werde zwar hoffentlich ſiegen; wie aber, wenn ſie nun doch von der Uebermacht der äußern Feinde und der ſich überall erhebenden Revolution geſchlagen werde? Und welches Ende ſei ab-

zuſehen? Daß der Kaiſer der Franzoſen Alles beſiegen und die Weltherrſchaft wiedergewinnen werde, ſei ein Märchen, ein Traum; er werde höchſtens das Reich zwiſchen dem Meere und dem Rhein behaupten, alſo auf Spanien, Deutſchland, Italien verzichten müſſen, folglich an Macht ſinken. Der König von Neapel werde aber auf jeden Fall ſeinen Thron verlieren und ſein beſiegtes oder abgetretenes Volk unter der Geißel ſeiner alten Könige bluten, die um ſo grimmiger zurückkehren würden, weil ihnen die Rückkehr ſo lange ſtreitig gemacht worden ſei. Alles Gute, das die beiden franzöſiſchen Herrſcher dem Reiche gethan, werde in einem Tage verſchwinden und von der Revolution nichts übrig bleiben als die Proſcriptionsliſten. Der einzige Weg, ſich die Krone und ſeinem Volke die Inſtitutionen zu erhalten, welche er ihm gegeben, ſei der Friede und die Allianz mit den Monarchen Europas. An ihrem Worte, an ihrer Treue zu zweifeln, ſei durch nichts gerechtfertigt. Mit ihnen die Erhaltung, die Rettung Neapels, gegen ſie der ſichere Untergang, darüber könne ſich der König unmöglich verblenden. Wie groß das Opfer ſeiner perſönlichen Gefühle auch ſei, um ſo herrlicher der Preis! Er möge einen ſchnellen, unwiderruflichen Entſchluß faſſen und nicht auf diejenigen hören, welche im Geiſte der altitalieniſchen Politik Zeitgewinn Sieg und Argliſt gegen Freund und

Feind Staatskunſt nennen. Nur ein Mittel gebe es, ſeinen Ruhm zu bewahren: die Erhaltung ſeines Throns.

Der König, deſſen Art es ſonſt war, in ſeiner Lebhaftigkeit jede längere Ausführung öfters zu unterbrechen, hatte den letzten Redner mit geſpannter Aufmerkſamkeit angehört und ihn ruhig ausſprechen laſſen. In ſeinem Geſicht, das jede Regung ſeiner feurigen Seele verrieth, malte ſich bei den freien Worten, welche ihn ſelbſt nicht ſchonten, auflodernder Unwille, aber er bezwang ſich; zweimal wurde er bewegt: das eine Mal, da er der Schild für das Leben des Kaiſers genannt wurde, das andere Mal bei der Frage, welches von den beiden Büchern der Geſchichte er vernichten würde. Als der Redner geendigt hatte, richteten ſich aller Blicke auf den König, ob er der Mahnung, einen ſchnellen, unwiderruflichen Entſchluß zu faſſen, Gehör geben werde, und auch den Prinzen Angri ſtreifte manches Auge verſtohlen, denn man erwartete, daß der König ihn, der mit keiner Miene verrathen hatte, welcher von den beiden entgegengeſetzten Meinungen er ſich zuneige, wenigſtens zum Schluſſe auffordern werde, auch ſeine Anſicht vorzutragen; er konnte dann leicht das Zünglein in der ſchwankenden Wage werden. Aber der König that weder das Eine, noch das Andere. Er dankte ſeinen Getreuen für die gewiſſenhafte Darſtellung ihrer Ueberzeugung und beſchloß die Gründe,

welche geltend gemacht worden, in Erwägung zu ziehen. Dann entließ er ſie überaus gnädig, und als Prinz Angri auf ſeinen Befehl zurückbleiben mußte, waren alle zwar einig, zu welchem Zweck das geſchah, aber keiner konnte ſich ſagen, in welcher Weiſe Camillo das Gehörte zuſammenfaſſen und daraus ein Reſultat für die Entſcheidung des Königs ziehen werde.

Auch Joachim war darüber zweifelhaft. Er warf einen prüfenden Blick auf den Prinzen, deſſen Auge ihm ruhig begegnete. „Zu welcher Partei ſchlagen Sie ſich, Angri?“ fragte der König, nachdem er eine Weile mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen war.

„Zu der Partei, Sire, welche hier nicht gehört worden iſt“, antwortete Camillo.

„Noch eine dritte?“ rief der König. „Und wohl eine vierte, fünfte? Welche meinen Sie?“

„Die Partei, welche Ew. Majeſtät vertritt, die Partei Italiens!“

„Armes Italien!“ ſagte Joachim, von der unerwarteten Antwort bewegt, indem er an ſeine hochfliegenden Pläne dachte, an die großartigen Entwürfe für das Glück der italieniſchen Völker, welche ſeiner Seele und ſeinem Herzen wirklich Ernſt geweſen waren.

„Ja wohl, armes Italien!“ ſprach Camillo. „Welcher Schmerz muß Jedem, der in Italien geboren iſt,

das Herz zerreißen, wenn er ſieht, daß in dieſem Augenblick tapfere Söhne des Vaterlandes unter den franzöſiſchen Adlern dienen, andere im Heere des Vicekönigs, wieder andere Ew. Majeſtät, noch andere dem Könige von Sicilien und ſogar den Engländern, zweimalhunderttauſend wenigſtens von den Alpen bis Cap Paſſaro, alle Kinder eines Landes, dieſelbe Sprache Italiens ſprechend, und daß ſie, für eine fremde Sache kämpfend, ſich ſelbſt zerfleiſchen, ihre Kraft und ihr Leben fruchtlos vergeuden! In ihren Armen, in ihrem Geiſte läge Italiens Sicherheit, und ſie gehen und betteln darum und werden überall ſchnöde abgewieſen. Nicht Italien iſt träge und ſchwach, die Schuld ſeines Elends iſt die Zerſplitterung ſeiner Völker, das Zerwürfniß ſeiner Herrſcher!" *)

„Ich wollte dem Elend ein Ende machen!" rief der König, von dem ſteigenden Affect, mit welchem der Prinz geſprochen hatte, mächtig ergriffen.

„Es iſt noch nicht zu ſpät, Sire", erwiderte Camillo.

„Was ſoll ich thun? Wenn Beauharnais der Mann wäre, ſich mit mir zu einigen, wir könnten von den verbündeten Monarchen einen gemeinſamen Tractat erlan-

---

*) Wer glaubt hier nicht eine Stimme aus Neu-Italien zu hören? Dieſe Rede wurde jedoch wirklich vor König Murat im Jahre 1813 gehalten.

gen, der die Unabhängigkeit Italiens ſicher ſtellte! Beauharnais wird ſich aber nimmer mit Murat verbinden!"

„Niemals!" beſtätigte Camillo. „Geben Sie dieſen Gedanken auf, Sire! Der Vicekönig ſucht ſein Verdienſt in der blinden Treue, ſeinen Ruhm nicht für die Geſchichte, ſondern für —"

„Die Schauſtellung! Theaterruhm!" rief der König, ohne zu ahnen, daß er ſich ſelbſt damit ſein Urtheil ſprach.

„Laſſen Sie den Stiefſohn des Kaiſers alſo aus dem Spiel, verzichten Sie im Geiſte nicht auf Ihren großen Gedanken, wohl aber auf deſſen öffentliche Manifeſtation. Die Zeit wird kommen, wo Sie die Standarte Italiens entrollen können; für jetzt beſchränken Sie ſich aber auf dieſen Theil von Italien, der weder der geringſte, noch der unedelſte iſt. Geben Sie ihm eine ſichere Zukunft und die Civiliſation, nicht in karger Weiſe, wie bisher, ſondern mit vollen Händen!"

„Halt, mein Freund! Wir wollen erſt die Gegenwart ſichern! Welchen Entſchluß ſoll ich faſſen?"

„Frieden!" antwortete Camillo kurz und beſtimmt.

Der König ſchwieg. Einen ſo entſchiedenen Ausſpruch hatte er offenbar nicht erwartet; er war davon überraſcht.

„Ja, Sie können Recht haben, Angri", ſagte er nach einer Weile. „Indeſſen muß ich mich vor Ueber-

eilung hüten. Ich bin es mir ſelbſt ſchuldig, wenigſtens abzuwarten, wie der Kaiſer meine Lage auffaßt; von ſeinem Standpunkte aus wird er natürlich anders urtheilen als ich. Es ſei fern von mir, den Weg mir durch ihn vorſchreiben zu laſſen, doch ſoll er nicht ſagen, daß ich wie ein Verräther hinterliſtig an ihm gehandelt habe!"

Dieſe Miſchung von ritterlicher Offenheit und verſtecktem Handeln in Murat's Charakter war Camillo nicht unbekannt; er mußte ihn gewähren laſſen.

„Die Königin hat auch an ihren Bruder geſchrieben", fuhr Joachim fort. „Wir hoffen von einem Tage zum andern auf Antwort. Unterdeſſen entſcheidet ſich auch auf dem Kriegstheater vielleicht noch Manches. Jedenfalls ſoll mein Entſchluß, ſobald es an der Zeit iſt, nicht auf ſich warten laſſen. Vor allem aber müſſen wir im Lande wieder Ordnung ſchaffen, Angri."

„Ew. Majeſtät kennen darüber meine Anſichten", erwiderte Camillo, ſich ehrerbietig verneigend.

„Ich kenne ſie, habe ſie aber diesmal nicht theilen können", erwiderte der König. „Sie glauben, durch Milde und Ueberzeugung, durch ein öffentliches Verfahren nach dem gemeinen Recht würde ich die Carbonari entwaffnen; ich bin anderer Meinung. Sie würden das nur für Schwäche anſehen und ihre Umtriebe ſchamlos fortſetzen.

Mag auch den Verführten, den urtheilsloſen Werkzeugen Gnade widerfahren, den Häuptern niemals.“

„Ich beſcheide mich, Sire. Wenn aber Ew. Majeſtät Gnadenacte beabſichtigen, ſo würden dieſe nur dann von Wirkung ſein, wenn ſie unverzüglich und umfaſſend ſtattfänden. Es gibt ſo viele, wie Sie treffend ſagten, urtheilsloſe Werkzeuge, die ſich, ohne eingeweiht in die Zwecke der Geſellſchaft zu ſein, von ihr gebrauchen laſſen; ich ſelbſt habe eins davon kennen gelernt, das ſogar an mir ſein Heil verſuchte.“

Der König lachte. „Sie hätten ſich aufnehmen laſſen ſollen!“ rief er. „Es wundert mich, daß Campochiaro noch nicht dies einfache Mittel verſucht hat! Dadurch würde der Herr Polizeiminiſter Stoff zu weit beſſern Vorträgen über die Sache geſammelt haben, die er jetzt immer mit einem Achſelzucken beginnt und endigt. Haben Sie den Verſucher nicht feſtgehalten und der Polizei überliefert oder ihn wenigſtens ausgeforſcht?“

„Eigenthümliche Rückſichten hinderten mich daran. Er ſtand in Dienſtverhältniſſen, die mich Anſtand nehmen ließen —“

„Nun?“ fragte der König raſch. „Doch nicht etwa in meinen oder denen der Königin?“

„In denen meiner Schweſter“, antwortete Camillo kalt.

„Ah!“ rief der König mit einem aufflammenden Blicke. Nach kurzer Pauſe fragte er: „Iſt ſie hier?“

„Ich glaube“, antwortete Camillo in demſelben froſtigen Tone. „Ihr Diener iſt ſpäter doch verhaftet worden, wenn auch nicht durch mich. Ew. Majeſtät kennen den Mann; er iſt früher einmal von Ihnen begnadigt worden.“

„Sehen Sie!“ verſetzte Joachim.

„Jedenfalls wäre es intereſſant, gerade von dieſem einfachen Menſchen die Gründe zu erfahren, welche ihn zu der geheimen Geſellſchaft geführt haben, da er ſich in ſeinem Dienſte wohlbefindet und, was noch mehr iſt, weil er gegen Ew. Majeſtät eine unbegrenzte Dankbarkeit hegt, da er als Brigant von Ihnen perſönlich begnadigt worden iſt, als er in Feſſeln ſich ein Verdienſt daraus gemacht, durch die Hoheit Ihrer Erſcheinung in ſeinem Hinterhalte moraliſch entwaffnet worden zu ſein.“

„Iſt das die alte Geſchichte?“ rief der König. „Alſo der Burſche iſt wieder aufgetaucht als Diener der Divina und Carbonaro! Gut, Camillo! Sie ſollen Ihren Gnadenact haben, wenigſtens einen kleinen Anfang dazu. Ich will dem Manne, der mir das Leben geſchenkt hat, das ſeinige zum zweiten Male ſchenken; als König muß ich etwas voraus haben. Ich werde Ihnen ein Billet an den Polizeiminiſter geben, der ſogleich ermitteln ſoll, wo

er gefangen ſitzt; er ſoll den Menſchen zu Ihnen führen laſſen. Sie mögen ihn ein wenig inquiriren, um zu hören, wie weit ſeine Kenntniß reicht, dann aber bringen Sie ihn zu mir, Angri. Verſtehen Sie? Ohne Aufſehen. Nach Capo di Monte. Ich muß mit ihm ſprechen."

„Wenn Sie ihn begnadigen wollen, Sire, er iſt wohl nicht werth, zum zweiten Male Ihr Antlitz zu ſchauen."

„Nicht um den Dank des Elenden iſt es mir zu thun", entgegnete der König. „Ich habe andere Gründe. Weiß Ihre Schweſter um ſeine Verhaftung?"

„Es iſt Ew. Majeſtät nicht unbekannt, daß wir in keiner Verbindung ſtehen."

„Freilich, obgleich die Gründe für eine ſo unnatürliche Spannung, die Sie mir geſagt, mich nie befriedigt haben! Indeſſen ſollte das wohl einmal aufhören. Nun, Angri, Sie haben ſich hier verſchanzt, und ich will Sie nicht herausſchlagen, obſchon ich das könnte. Bringen Sie mir den Diener Ihrer Schweſter, ſpäteſtens morgen."

Viertes Kapitel.

Liſt und Gewalt.

Zufrieden mit ſich, aber in einer Aufregung, welche er mit aller Kraft bekämpfte, ſtieg Camillo Angri wieder in ſeinen Wagen und befahl, zum Polizeiminiſter Herzog von Campochiaro zu fahren. Er mußte dem Herzoge mit dem königlichen Handbillet, das er ihm hätte ſchicken können, einige perſönliche Erklärungen geben, wie der König dazu gekommen ſei, ſich für einen politiſchen Gefangenen von ſo untergeordneter Bedeutung zu intereſſiren. Der Herzog lächelte, als er davon Kenntniß nahm. Er war über den Menſchen, um den es ſich handelte, ſchon vollkommen unterrichtet; wenn auch die Verfolgung der Carbonari den Militärgerichten übergeben war, ſo bedurften dieſe doch überall der Mitwirkung der geheimen Polizei, und der Miniſter hatte daher alle Fäden in ſeiner Hand behalten. Er wußte, daß die Gräfin Orkum ſich bei dem Militärcommandanten der Terra di Lavoro für einen ihrer Diener verwendet hatte, der nach

ihrer Annahme nur durch ein Mißverſtändniß verhaftet worden ſei; die Dame hatte bis jetzt noch keinen Beſcheid bekommen, weil gegen ihren Diener allerdings ſchwere Verdachtsgründe vorlagen, ſodaß der Reclamation ſeiner Herrin keine Folge gegeben werden konnte. Er, der Miniſter, hatte ſchon deshalb mit dem Oberſten Orkum bald nach deſſen Rückkehr geſprochen; Orkum theilte aber das Intereſſe ſeiner Gemahlin für den gefangenen Diener keineswegs, denn er hatte dem Herzoge geſagt, er möge die Canaille, an der ihm gar nichts gelegen ſei, nur ohne weiteres hängen laſſen. Jetzt aber kam ein unmittelbarer Befehl vom Könige, gegen den nichts mehr zu thun war. Vielleicht hatte ſich die Gräfin ſelbſt an den König gewandt, und wie Joachim Murat überhaupt ſchönen Frauen geneigt war, ſo wußte hier der ganze Hof, daß er die Gräfin Orkum, wenn ſie bei Feſtlichkeiten oder andern Anläſſen im Palaſt erſchien, beſonders auszeichnete, wenn auch, zur allgemeinen Schadenfreude der Mißgunſt, ohne Erfolg. Natürlich war es von der Divina nur die feinſte Koketterie, welche ſich gegen den Monarchen nicht das Geringſte vergab, um ihn deſto ſtärker zu feſſeln, und daß es ihr gelungen ſchien, wollte man an dem Betragen der Königin gegen die Gräfin Orkum wahrgenommen haben. Ob die Kälte und Grauſamkeit, welche dieſe bei allen öffentlichen Ge-

legenheiten zur Schau trug, nicht ein bloßes Spiel vor der Welt ſei, blieb freilich zweifelhaft; indeſſen konnte Niemand, auch die ſchärfſte Läſterzunge nicht, der ſchönen Frau das geringſte ihrem Rufe Nachtheilige mit Grund nachſagen, und da in jenen Kreiſen nichts verhüllt und verſchwiegen bleibt, deſſen ſich die Nächſtenliebe bemächtigen will, ſo mußte ſchon, wohl oder übel, zugegeben werden, daß die Divina bis jetzt noch zu achten ſei. Immerhin aber konnte ſie an den König, deſſen Nähe ſie ſonſt in unbefangener Weiſe vermied, eine Fürbitte für ihren Diener gerichtet haben, und der König hatte nicht geſäumt, ſie zu erfüllen. Ohne ſich einen Moment zu beſinnen, decretirte der Miniſter ſogleich an den Departementschef, welcher ſich mit der Militärcommiſſion in Verbindung geſetzt hatte, das Nöthige, um den Befehl des Königs zur ſchleunigſten Ausführung zu bringen, und Prinz Angri fuhr mit der Zuſicherung nach Hauſe, daß noch heute der Mann zu ſeiner Verfügung geſtellt werden ſolle.

Für Camillo's Ungeduld währte es noch lange genug. Endlich, es dunkelte bereits, wurde ihm gemeldet, daß ein Carabiniero einen Gefeſſelten in das Haus gebracht habe und ihn zu ſprechen wünſche.

„Gefeſſelt?“ rief der Prinz. „Man ſoll dem Unglücklichen ſogleich die Feſſeln abnehmen, auf Befehl

des Königs! Ich übernehme die Verantwortung! Dann mögen beide heraufkommen!“

Die Ausführung dieſes Befehls hatte einige Schwierigkeiten gemacht, da die Feſſeln zum Aufſchließen eingerichtet waren und der Carabiniero keinen Schlüſſel dazu bekommen hatte; indeſſen gelang es endlich, weil der Gefangene außerordentlich gewandt beim Abſtreifen half. Der Diener des Geſetzes fürchtete nun, er könne entſpringen; doch war er ſelbſt für alle Fälle bis an die Zähne bewaffnet und hatte ſcharf geladen.

„Iſt Euch geſagt, auf weſſen Befehl Ihr hier ſeid?“ fragte der Prinz, als der Carabiniero mit ſeinem Gefangenen bei ihm eintrat. „Auf Befehl des Königs! Ich werde dieſen Mann verhören und dann zu Sr. Majeſtät ſchaffen. Eurer weitern Dienſte bedarf ich dazu nicht. Ihr könnt gehen.“

Dem Carabiniero war allerdings davon geſagt worden, er glaubte indeſſen ſeiner Escorte dadurch nicht überhoben zu ſein. „Ich bedarf keiner, verſtanden?“ ſagte der Prinz ſtolz. „Jede Verantwortung übernehme ich, ſagt das dem General.“

Als der Bewaffnete hinausgegangen war, ſtürzte Mas' Antonio dem Prinzen zu Füßen. „Steh auf, Tommaſo!“ befahl dieſer. „Es iſt nicht Zeit zu weinerlichen Dingen. Der König ſchenkt Dir zum zweiten Male

das Leben. Damit Du aber jeder Verlegenheit entzogen wirſt, will ich Dich mit einem Empfehlungsbriefe an einen geachteten Mann ſchicken, wo Du einſtweilen in Verborgenheit bleiben kannſt."

„Verborgen, wenn mich der König — Gott ſegne ihn! — begnadigt?" entgegnete Tommaſo.

„Frage nicht! Ich habe keine Muße, Dir Deinen eigenen Vortheil zu erklären. In dieſer Tracht kannſt Du aber nicht auf der Landſtraße erſcheinen, auch Deine Livree, welche Du verwirkt haſt, darfſt Du nicht anlegen. Hier iſt Geld, ſchaffe Dir beim Trödler Kleider alla francese, hörſt Du? Ich laſſe Dir ein Pferd geben, ſobald Du in ehrbarer bürgerlicher Tracht, franzöſiſcher, verſtanden? wiederkommſt. Laß Dir nicht etwa einfallen, auf Deine eigene Hand jetzt das Weite zu ſuchen; Du wärſt verloren! Ich ſelbſt ohne Gnade würde für Deinen Tod ſtimmen."

Vor dem ſtrengen, furchtbaren Blick, der ihn traf, erſchrak Mas' Antonio; er verſprach zu thun, wie ihm befohlen war. Von dem Prinzen entlaſſen, welcher ihm die größte Eile empfahl, kehrte er wirklich nach kurzer Zeit, völlig verwandelt im Aeußern, zurück.

„Hier iſt der Brief, verwahre ihn bei Deinem Leben!" ſagte Camillo. „Ich habe ſchon Befehl gegeben, Dir ein Pferd zu ſatteln. Und nun höre die Straße,

welche Du einzuſchlagen haſt, und den Ort Deiner Beſtimmung. Halte Dich unterwegs nicht anders auf, als es Dein Pferd nöthig macht; es iſt ein weiter Ritt aber Du kannſt ihn in fünfzig Stunden zurücklegen."

Nach einer Viertelſtunde hörte der Prinz den Hufſchlag im Thorwege ſeines Hauſes ſchallen; der Pfeil war vom Bogen geſchnellt und mußte ſein Ziel erreichen. Am andern Morgen fuhr Camillo nach dem Palaſt von Capo di Monte, wohin der König ihn beſchieden hatte. Er ſuchte den dienſtthuenden Adjutanten auf, um ſich melden zu laſſen; zu ſeinem Verdruß war es der Oberſt Orkum, ſein Schwager.

„Unmöglich jetzt!" ſagte dieſer, nachdem er den förmlichen Gruß des Prinzen ebenſo ſteif erwidert hatte. „Hoher Beſuch beim Könige. Beſuch aus Paris!"

Camillo war betroffen, doch zeigte er das durch keine Miene. Wer konnte aus Paris anders gekommen ſein, als ein Abgeſandter des Kaiſers Napoleon, um den König um jeden Preis im Bunde feſtzuhalten? Der Prinz that keine Frage, drängte auch nicht, dennoch gemeldet zu werden, da er ſich auf einen erhaltenen Befehl berufen konnte; ihm lag durchaus nichts daran, unverzüglich vorgelaſſen zu werden.

Den Oberſten verdroß es, daß ſeine wichtige Nachricht ſo gleichgültig aufgenommen wurde, und er ver-

vollſtändigte ſie nun ſelbſt. Der Herzog von Otranto war es, Fouché, geweſener Miniſter des Kaiſers, welcher in Neapel angekommen war; er ſtand in Ungnade beim Kaiſer, wie er in Orkum's Beiſein ganz ungenirt geſagt hatte, und kam nur zu einem freundſchaftlichen Beſuch. Welch eine Zeit hatte er dazu gewählt! Aber er kam, um dem Könige in der ſchwierigen Lage ſeinen Freundesrath zu bringen, und dazu war er allerdings vielleicht geeignet. Hätte der Kaiſer nur auch ſeinen Rath befolgt, namentlich als er mit Talleyrand dringend von dem ruſſiſchen Feldzuge abrieth, ſo wäre Napoleon's Herrſchaft nicht erſchüttert worden! Camillo Angri hatte den König darüber ſprechen hören und wußte, daß er damals von Fouché bewogen worden war, nach Dresden in das Hauptquartier zu kommen, um ſeine politiſchen Intereſſen auf dem Congreſſe zu Prag wahrzunehmen; ſeitdem war Fouché als Gouverneur der illyriſchen Provinzen, welche auch dem franzöſiſchen Reiche einverleibt waren, nach Laibach geſchickt worden. Wie er nun hierher kam, konnte Camillo ſich denken; jene Poſition mußte aufgegeben werden, oder Fouché hatte ſie aus eigenem Entſchluß verlaſſen. Der Prinz durfte hoffen, darüber bald Aufſchluß vom Könige ſelbſt zu erhalten, und verließ das Adjutantenzimmer, wo er nicht Luſt hatte, das Tête-à-Tête mit ſeinem Schwager zu verlängern; er erſuchte

ihn nur, ſobald der Herzog von Otranto den König verlaſſen habe, dieſem zu melden, daß er hier ſei und ſeine Befehle erwarte.

Fouché kam aus Rom, wohin ihn der Kaiſer nach der Schlacht von Leipzig beordert hatte, um die italieniſchen Angelegenheiten zu überwachen. In ſeiner Stellung zu Napoleon wechſelten Licht und Schatten ſchon ſeit dem Conſulat; Napoleon fürchtete ihn wegen ſeiner Energie und auch wegen ſeiner Mäßigung, die er an der Spitze des Polizeiminiſteriums entfaltet hatte; daß Fouché manchen ſeiner Schritte getadelt (vorzüglich die Hinrichtung des Herzogs von Enghien), hatte ihm wiederholt die Entlaſſung aus ſeinen Aemtern zugezogen. Vor drei Jahren hatte er als Titulargouverneur nach Rom gehen ſollen, aber Napoleon war durch ſeine Weigerung, gewiſſe Correſpondenzen herauszugeben, ſo erbittert gegen ihn geworden, daß Fouché ſchon an eine Flucht nach Amerika gedacht hatte. Dieſe Spannung hatte ſich zwar gelöſt und er hatte bis zu dieſem Sommer auf ſeinen Gütern in Glanz und Unabhängigkeit gelebt, doch war ſeine Mißbilligung des ruſſiſchen Kriegs ein neuer Grund zum Zorne gegen ihn geweſen und der Kaiſer nur durch die dringendſten Vorſtellungen abgehalten worden, ihn verhaften zu laſſen. Als die Ereigniſſe dem klugen Warner Recht gegeben, hatte Napoleon ihn, weil er ſeiner

Talente bedurfte, in das Hauptquartier nach Dresden berufen; jetzt aber war er wieder in Rom, von wo er einen Ausflug nach Neapel gemacht hatte, um den König Joachim zu sehen und zu sprechen, aus Liebe und Dienstbefliſſenheit zu ihm, wie er ihm wiederholt verſicherte. Joachim glaubte ihm. Er wußte ja, daß Fouché von jeher mit dem Kaiſer nicht gut ſtand; er hatte in ſeinem übereilten Schreiben an Napoleon als Antwort auf deſſen Brief an die Königin gerade Fouché's gedacht, welcher auch für ſeine Dienſte geopfert worden ſei; Fouché machte von ſeiner Ungnade beim Kaiſer und von dem gerechten Unwillen, der ihn erfüllte, gegen Murat gar kein Hehl und ſprach über deſſen jetzige Lage ſo einſichtig und ſo beſcheiden zugleich, da er ſich mit ſeinem Rath ganz in den Hintergrund ſtellte. Es gereichte ihm wahrlich zur Ehre, daß er ſeine perſönliche Abneigung edel vergaß und ſich der Meinung anzuſchließen ſchien, welche am Bündniß mit Napoleon feſthalten wollte. Dadurch gelang es ihm, die letzten Schleier der Vorſicht im Geiſte des Königs fallen zu laſſen, und der geheime Auftrag, welchen Napoleon ſeinem geweſenen Polizeiminiſter — dem erſten der Welt! — gegeben hatte, Murat's Geſinnung unter der Maske uneigennütziger Privatfreundſchaft zu erforſchen, war erfüllt. Ob er den zweiten Theil ſeiner Aufgabe, ihn von neuem an die Intereſſen

des Kaiſers zu feſſeln, erreichen werde, ließ ſich heute bei der erſten Zuſammenkunft noch nicht überſehen.

Als der Herzog von Otranto ſich entfernt hatte, meldete Graf Orkum dem Könige ſeinen Schwager. „Iſt er hier? Und hat er Ihren Briganten mitgebracht!“ rief Murat. „Er ſoll kommen!“

„Welchen Briganten, Majeſtät?“ erlaubte ſich der Adjutant zu fragen.

„Ich bin beſſer in Ihrem Hauſe orientirt als Sie!“ lachte der König.

„Daran zweifle ich nicht, Majeſtät!“ ſagte Orkum mit einem Blicke, welcher Joachim mißfiel. „Sie ſprachen aber von meinem Briganten, Sire!“

„Sie ſollen das ein andermal erfahren. Rufen Sie Angri!“ befahl Murat und der Adjutant gehorchte.

„Noch eine Frage!“ rief der König, als Orkum ſchon an der Thür war.

„Keine Sinnesänderung eingetreten?“ fragte Murat.

„Eher ſterben, iſt und bleibt die Parole!“ erwiderte Orkum, und man konnte in ſeinem Soldatengeſichte eine gewiſſe Genugthuung wahrnehmen, die er auch gar nicht zu verleugnen ſtrebte.

„Aber ein Wiederſehen, ein bloßes Wiederſehen! Mein königliches Wort darauf!“

„Eher ſterben!“ wiederholte Orkum.

„Sie haben wohl Frieden und Allianz geſchloſſen?“ fragte der König ſcharf.

„Fern davon, Majeſtät! Man ſcheint vielmehr auf eine gänzliche Separation auszugehen.“

„Unſinn!“ rief Murat. „Rufen Sie mir Ihren Schwager!“

Einige Minuten ſpäter erſchien Camillo Angri vor dem Könige. „Nun, wo haben Sie meinen Schützling?“ fragte Joachim. „Laſſen Sie ihn nur eintreten.“

„Majeſtät, ich habe mich der ſchwerſten Unvorſichtigkeit anzuklagen. Der Menſch hat Mittel gefunden, aus meinem Hauſe zu entkommen.“

„Ach! Das iſt mir aber ſehr fatal!“ rief der König. „Ich hatte gerade meine Abſichten mit ihm!“

„Ich weiß, daß ich den Unwillen Ew. Majeſtät verdient habe; ich vergaß einen Moment meinen körperlichen Zuſtand, der mich unfähig macht, auch nur auf wenige Schritte —“

„Laſſen Sie ihn laufen, Angri!“ unterbrach ihn Joachim. „Was liegt an ihm! Er hat meinem Worte nicht getraut, das iſt zwar ſehr ehrenrührig, indeſſen hat unſere Zeit ſo viele Beiſpiele von politiſcher Unzuverläſſigkeit, daß ſie ſelbſt einem gemeinen Briganten nicht entgangen ſein können. Meine Abſicht mit ihm war auch keineswegs politiſcher Art, ich hoffte ihn zu ganz an-

dern Zwecken zu brauchen. Laſſen wir ihn aber; wenn er hängen ſoll, wird er dem Galgen nicht entgehen. Haben Sie gehört, daß Fouché bei mir geweſen iſt?"

Camillo verneigte ſich. Der König erzählte, daß Fouché von Rom gekommen und nun wohl ganz mit dem Kaiſer zerfallen ſei; er rühmte die Klarheit ſeines Urtheils über die jetzige Lage der Dinge in Europa und beſprach dieſe dann in einer Weiſe, daß Angri wohl bemerken konnte, wie ſehr die Wagſchale im Geiſte ſeines Monarchen wieder in entgegengeſetzter Richtung, als geſtern, zu ſinken begann. Unzweifelhaft war es der Eindruck ſeines Geſprächs mit dem Herzog von Otranto, welcher ſich bei ihm geltend machte. „Sie ſtehen feſt wie ein Fels auf Ihrer Meinung?" fragte Murat, da er in den Mienen Camillo's einen unzufriedenen Zug zu bemerken glaubte.

„Ich habe ſie nach ernſter und gewiſſenhafter Prüfung gewonnen, Sire", erwiderte Camillo.

„Wir wollen nicht weiter discutiren", verſetzte der König. „Alles, was ſich darüber ſagen läßt, iſt geſagt worden. Die Thatſachen müſſen entſcheiden."

„Sie haben wohl eigentlich ſchon entſchieden", wagte der Prinz zu ſagen. „Ew. Majeſtät wiſſen beſſer als ich, daß für Italien auf den Kaiſer wohl keine Hoffnung mehr zu ſetzen iſt; von allen Seiten bedroht, da die Ver-

bündeten auch die Neutralität der Schweiz nicht gelten laſſen, ſieht Italien zu ſeiner Rettung nur auf Ew. Majeſtät. Ich kann meine Anſicht nicht ändern.“

Der König hatte im Grunde dieſelbe; er war nur durch Fouché's feines Spiel wieder über manchen Punkt irre geworden. Daher ließ er ſich jetzt mit dem Prinzen, den er zu ſeinen treueſten Anhängern zählte, in eine eingehende Erörterung ein, obgleich er kurz vorher die Discuſſion für geſchloſſen erklärt hatte. Er ſetzte vor allem die militäriſche Lage Italiens mit einer Klarheit auseinander, welche bewies, daß er ſich hier als Soldat in ſeinem Element befand; er ſtellte die ſtrategiſchen Verhältniſſe an der Etſch, die Blokade von Venedig, die Möglichkeit einer feindlichen Landung in Neapel, die neue Operationsbaſis der Alliirten, welche durch die Verletzung der ſchweizeriſchen Neutralität gewonnen werden konnte, in ſcharfen Zügen dar und kam dadurch zu demſelben Reſultate wie Angri, ſeiner eigenen Iſolirung, da er von aller Verbindung mit Napoleon abgeſchnitten war. Camillo hütete ſich, ihn zu unterbrechen oder noch etwas hinzuzufügen, das nur abſchwächend hätte einwirken können. Als er entlaſſen wurde, ſchien ihm die Entſcheidung nicht mehr zweifelhaft zu ſein.

Der Herzog von Otranto blieb nur wenige Tage in Neapel, dann kehrte er nach Rom zurück. Welchen

geheimen Bericht er dem Kaiſer über ſeinen Auftrag abgeſtattet hat, iſt ebenſo wenig bekannt geworden als die Künſte doppelzüngiger Politik, welche er in ſeinen weitern Beſprechungen mit König Murat verſucht; man will indeſſen ihre Nachwirkungen bei den ſpätern Handlungen und Beſchlüſſen des Königs bemerkt haben. Eine Politik im Geiſte Fouché's glücklich durchzuführen war Joachim Murat nicht geeignet. Vor der Hand waltete in der äußern Politik von Neapel noch eine Stille, die Stille vor dem Sturme. Deſto ſchärfer der Gang, welchen die innere Politik in letzter Zeit eingeſchlagen hatte. Was einer der Getreueſten Murat's vor dem letzten Conſeil ihm unter vier Augen vorgehalten hatte, daß einer der alten Könige, ein geborener König, gewöhnt an abſolute Herrſchergewalt, in Gewährung von Freiheiten ihn, der aus der Revolution durch ſeine Kriegergröße zum König aufgeſtiegen, bei weitem übertroffen habe, war nur zu ſehr begründet. Die Beſchränkung vieler Beſtimmungen des Statuts von Bayonne, die ſtrenge Verfolgung der Carbonari, in welchen die Regierung jetzt ihre gefährlichſten Feinde ſah, und andere Maßregeln gaben Kunde von dem veränderten Syſtem. Im Volke wuchs die Unzufriedenheit, in der Armee lockerte ſich die Disciplin. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß ſich die neapolitaniſchen Trup-

pen jenſeits ihrer Grenzen vortrefflich geſchlagen, in Italien aber faſt immer den Muth verloren und die Flucht ergriffen haben. Man hat es aus der geographiſchen Lage des Landes erklärt, die den Vertheidigern mit dem Meere hinter ſich im äußerſten Fall keinen weitern Rückzug gewährt; daran denkt aber wohl der gemeine Soldat am Garigliano und Tronto nicht. Man hat ferner von der Tradition aller Jahrhunderte geſprochen, daß Neapel ſtets Eroberern zur Beute geworden, von der langen Gewohnheit fremden Jochs und darum auch der Neigung, ſich lieber mit dem Feinde zu verſtändigen, als bis auf den letzten Mann zu kämpfen; alles das erklärt die Sache nicht. In neuerer Zeit — und nicht erſt ſeit Garibaldi — ſind allerdings die Kriege in Neapel ſtets mit politiſcher Parteiung zuſammengefallen und die Soldaten in letztere hineingezogen worden. Vor ſich die Gefahren der Schlacht, hinter ſich für die unterliegende Partei im Heere politiſche Verfolgung, Kerker, Exil Todesſtrafe — mag man ſich wundern, wenn die Kampfesfreudigkeit dort zur Fabel geworden iſt?

Gegen die Carbonari waren die Militärcommiſſionen in voller Thätigkeit. Calabrien, wo jene Verbindung von Sicilien aus genährt wurde, galt für den Herd der Carbonaria, und General Manches, welchem die Unterdrückung derſelben, wie einſt des Brigantaggio, an-

vertraut war, ging mit gewohnter Strenge zu Werke. Die geheime Polizei unterſtützte ihn nach Kräften; es fanden Machinationen aller Art ſtatt, um die Verſchworenen zu entdecken und ihnen den Proceß zu machen, und mit den Mitteln zum Zwecke nahm man es nicht genau. Ein großer Schlag war ſchon gelungen; die Nachricht verbreitete ſich in Neapel, daß man das Haupt der Carbonari gefangen habe, Capobianco. Prinz Emilio Angri brachte dieſe Kunde triumphirend ſeinem Vetter Camillo.

„Unmöglich!“ rief dieſer, von der Mittheilung im höchſten Grade betroffen.

„Gefangen, Herr Couſin, und bereits enthauptet! Was iſt Ihnen denn?“

Camillo that einige Schritte, als wolle er ſich von dem Eindrucke dieſer Nachricht losreißen. „Ich würde das für eine ſehr unkluge Maßregel halten!“ ſagte er mit kaum beherrſchter Bewegung. „Sie ſind wohl falſch berichtet.“

„Hören Sie ſelbſt!“ Emilio zog einen Brief hervor. „Nur die betreffende Stelle! „Er mußte in Sicherheit gewiegt werden“ — nämlich Capobianco, lieber Couſin! — „denn in ſeinem Felſenneſte war er nicht gut zu arretiren, ſein Anhang unter der Bevölkerung war zu groß, als daß es ohne Kampf abgegangen wäre;

dieſen will man aber vermeiden. Man ſtellte ſich daher, als habe man nicht den geringſten Verdacht gegen ihn, und General Janelli" — merken Sie auf, Herr Vetter! — „lud ihn ſchriftlich zu einem Gaſtmahl nach Coſenza ein, welches er bei irgend einem öffentlichen Anlaß den Spitzen der Civil- und geiſtlichen Behörden nebſt vielen Milizoffizieren gab. In dieſer letzten Eigenſchaft wurde Capobianco in den freundſchaftlichſten Eindrücken eingeladen. Er glaubte ſich nicht entſchuldigen zu dürfen. Unterwegs fürchtete er, wenn er mit guter Wache ungewohnte Straßen einſchlug, keinen Verrath, auch in Coſenza nicht, da er ſich vornahm, pünktlich zur Stunde des Gaſtmahls zu erſcheinen und nach deſſen Beendigung unverzüglich wieder abzureiſen, am wenigſten aber im Hauſe des Generals in Gegenwart aller Autoritäten der Provinz, welche das Anſehen ſowohl als auch das moraliſche Gewicht der Regierung repräſentirten. Er nahm alſo die Einladung des Generals mit Dank an. Dort angekommen, wurde er freundlich empfangen und nahm in heiterſter Laune an dem Mahle Theil; beim Abſchiede aber, ſobald er aus dem Saale trat, wurde er von Gensdarmen feſtgehalten, in den Kerker geführt, am folgenden Tage von der Militärcommiſſion gerichtet, zum Tode verurtheilt und ohne Verzug auf dem Marktplatze von Coſenza vor den Augen der entſetzten Volksmenge enthauptet."

Emilio blickte auf. Was auch die Gefühle ſeines Vetters bei Anhörung der vorgeleſenen Nachrichten geweſen ſein mochten, er hatte Zeit und Kraft gefunden, ſie vollſtändig zu beherrſchen, ſodaß ſie ſich im Aeußern nicht verriethen. „Danach iſt die Thatſache nicht mehr zu bezweifeln!“ ſagte er kalt. „Ich wiederhole es, daß ich dieſe Maßregel für einen großen Fehler halte. Es fragt ſich, wie ſie der König aufnehmen wird; indeſſen iſt ſie weder ungeſchehen zu machen, noch eine Umkehr auf einer eingeſchlagenen Bahn leicht, am wenigſten hier. Haben Sie dem General Janelli dieſen Rath gegeben?“

„Wenn auch nicht gerade dieſen, ſo ſchmeichle ich mir doch, daß die Auskunft, welche ich ihm über Capobianco's Verhältniſſe und ſeinen Charakter zu geben vermochte, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben iſt. Wenigſtens werden Sie mir nun die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß Sie mich nicht mehr für einen Anhänger der Sekte halten. Freilich zählt ſie deren in Kreiſen, wo man ſie nicht vermuthet Sie äußerten das ſchon gegen mich und haben Recht; wir werden noch mehr erleben, Camillo, machen Sie ſich gefaßt darauf!“

Er ſagte das in einer ſo bedeutungsvollen Weiſe, daß Camillo aufmerkſam werden mußte. Doch begnügte ſich dieſer mit einem prüfenden Blicke auf den geheimnißvollen Vetter und richtete keine Frage an ihn.

„Warum nennen Sie das Verfahren Janelli's einen Fehler?“ fing Emilio wieder an. „Ich ſollte meinen, der Erfolg bewieſe, daß er durchaus nicht fehlerhaft verfahren iſt.“

„Wie nennen Sie es, unter der Maske geheuchelter Freundſchaft einem Gaſte den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen?“

„Ach, der Cato Cenſorius wieder! Was wollen Sie, Camillo? Sie ſind gewiß ein treuer Anhänger unſeres Königs; glauben Sie aber, daß unter allen, die ſich ihm angeſchloſſen haben, nicht mancher iſt, der auch nur die Maske geheuchelter Freundſchaft trägt und ſchon den Dolch unter dem Mantel hat, um ihn, wenn es die Gelegenheit gibt, gegen ihn zu gebrauchen?“

„Worte ſind unnütz, wo Thaten ſprechen!“ brach Camillo auf dieſen Einwurf des Vetters mit finſterem Blick plötzlich das Geſpräch ab. Emilio ließ ihn aber nicht ſo leicht los; er kam wieder auf ſeine vorige Anſpielung zurück, die er wiederholte: „Wir werden noch mehr erleben! Ich weiß, welche überaus ſchmeichelhafte Meinung Sie von mir haben, aber Sie werden ſich bald überzeugen, daß der arme Emilio doch nicht ſo ganz auf den Kopf gefallen iſt, um nicht Manches zu erkennen, das Andern verborgen geblieben.“

„Sie thun mir ſehr Unrecht!“ erwiderte Camillo

froſtig, ohne die wiederholte Anſpielung, die ihn zu einer Frage aufzufordern ſchien, einer ſolchen zu würdigen. Als Emilio ſich verabſchiedet hatte, ließ er aber den Zwang fallen, den er ſich hatte anthun müſſen, und gab ſich der ganzen Leidenſchaft ſeiner vulkaniſchen Natur für einige Momente hin. Hatte er aber ein Recht, mit der Heimtücke und dem Verrathe Janelli's ins Gericht zu gehen? Motive und Mittel zum Zweck mochten andere, jene aus einem reinern Borne geſchöpft, erhabener und edler, dieſe nicht ſo gewaltthätiger Natur ſein, immer blieb doch die Maske und der verhüllte Dolch im Gleichniß eine Wahrheit! Camillo entzog ſich dieſem Gedanken und gewann bald wieder die gewohnte Faſſung.

Der Vetter aber ging vergnügt ſeines Weges. „Immer ein wenig kitzeln!“ ſagte er für ſich. „Sie hat mir einmal Stecknadelintereſſen vorgeworfen — nun ich denke, ſie wird etwas mehr als Nadelſtiche zu fühlen bekommen. Den überklugen Herrn Couſin, der ſo ſtolz auf mich herabſieht, kitzle ich einſtweilen noch.“

Vor ſeinem Hauſe wartete ein Menſch auf ihn, welcher dieſelbe Livree, nur in der ſilbernen Bordirung ein wenig verändert, wie ſeine eigenen Diener trug. „Biſt Du endlich da?“ rief er ſehr erfreut, als ihm der junge Burſche entgegenkam. „Und wie vorſichtig! Du haſt

recht gethan, nicht unter meinen Leuten zu bleiben, das neugierige Volk hätte Dich nur ausgefragt.“ Er nahm ihn mit ſich in das Haus und auf ſein Zimmer. Dort ſetzte er ſich auf ſeinen bequemſten Polſterſtuhl und forderte den Menſchen auf, ihm zu erzählen, wie er es auf dem ſchönen Landgute gefunden habe, ob ſein reizendes Mädchen auch gegen ihn freundlich geweſen ſei, was für Leute dort hauſten, ob von der Gräfin, ſeiner Couſine, etwas verlaute, daß ſie bald wieder hinkommen werde, überhaupt Alles, was er dort erlebt und geſehen habe. Er griff dabei in ſeine Weſtentaſche und reichte ihm ein funkelndes Goldſtück; es war ein ganzer Napoleonsdor. Emilio glaubte nun dreiſter vorgehen zu können, ohne den Burſchen, den er völlig gewonnen zu haben glaubte, durch ein ſo übermäßiges Geſchenk gegen ſeine Abſichten mißtrauiſch zu machen.

„Ja, es iſt wunderſchön dort“, begann der junge Menſch, welcher das Goldſtück zögernd und mit ſichtbarer Verlegenheit genommen und ſich durch einen Handkuß bedankt hatte. „Die Maddalena habe ich auch geſehen, aber die Steinbilder auf San-Gennaro ſind freundlicher, als ſie gegen mich iſt. Ich möchte ſie ſchon einmal freundlich ſehen, ich hab' es noch nicht erlebt, ich nicht! Sie ſchalt mich, daß ich doch gekommen war, und drohte mir, es der Principeſſa zu ſagen.“

„Das wird ſie nicht thun", ſchnitt der Prinz ihm die Rede ab, welche zu lange bei ſeinem eigenen Intereſſe verweilte. „Und wenn ſie es thut, ſo wird Dir die Gräfin, meine Couſine, nicht zürnen, ſie weiß ja die Gewalt der Liebe, welche Dich getrieben, zu würdigen. Für den äußerſten Fall bin ich da, ich ſchütze Dich. Was haſt Du ſonſt dort geſehen und bemerkt? Was ſpricht man über die Herrſchaft, beſonders über meine Couſine? Empfängt ſie viele Beſuche, wenn ſie dort iſt? Haſt Du vielleicht gehört, ob ſie bei ihrer letzten Anweſenheit Beſuch angenommen hat? Du ſiehſt, ehrlicher Marco, wie ſehr mich Alles, was meine Couſine betrifft, intereſſirt. Wegen der ſchönen Procidanerin mache Dir keine Sorgen; Mädchen thun ſpröde, ich kenne das; ſie ergeben ſich aber bald, wenn ſie ehrliche Abſichten merken. Du willſt ſie heirathen? Gut, ich werde mit meiner Couſine darüber ſprechen. Erzähle mir alſo, wonach ich gefragt habe."

Der arme Marco war in bitterer Verlegenheit, der Napoleonsdor, den er noch in der Hand hielt, brannte ihn wie Feuer. Gegen den großmüthigen Herrn konnte er nicht anders als die Wahrheit ſagen. „Gnädigſter Herr", ſtotterte er, „da war der Prete, der kam gerade dazu, als ich mit der Maddalena ſprach; er fragte mich aus, er hielt mir vor, daß ich Unrecht gethan,

gegen den Befehl meiner Herrin zu handeln; ſo ſehr redete er mir ins Gewiſſen, und ich mußte ihm ſchwören, nichts von Allem zu erzählen, was ich etwa in unſerem Hauſe oder in der Villa Angri oder auf der Prunaja von meiner Herrſchaft geſehen und erfahren; es ſei die Pflicht eines treuen Dieners, von ſeiner Herrſchaft gar nichts gegen fremde Menſchen zu reden. Das habe ich dem hochwürdigen Herrn heilig verſprochen und geſchworen, und Sie werden mich ſchon dabei laſſen!“

Erſt hatte ihn der Prinz unmuthig angeſehen, jetzt lachte er laut auf. „Du biſt eine treue, gewiſſenhafte Seele, und es ſei fern von mir Dich in Verſuchung zu führen!“ ſagte er. „Alſo der Herr Prete! Haſt Du von dem Onkel Deiner Maddalena wieder etwas gehört? Der gehört doch nicht zu den verbotenen Dingen, von denen Du nicht reden darfſt?“

„Der iſt vor einiger Zeit dort geweſen“, erwiderte Marco, welcher froh war, doch etwas erzählen zu können.

„Wie? Hat man ihn freigelaſſen?“ rief der Prinz überraſcht. „Und er iſt wieder im Dienſt meiner Couſine?“

„Nein“, antwortete Marco. „Er iſt, wie ein Stadtherr, in franzöſiſchen Kleidern dort geweſen, zu Pferde, Illuſtriſſimo, hat ſich die Maddalena nach der Oſteria rufen laſſen und mit ihr geſprochen, dann iſt er weiter

geritten, wohin, wußten ſie nicht. Ich hab's auch nicht erfahren, denn wie ich die Maddalena nach ihm fragte, woher er gekommen, wie er frei geworden ſei, und was er ihr erzählt habe, da leugnete ſie's ganz ab und hieß mich einen Narren; es ſei ein Reiſender geweſen, der ihr von Neapel Befehle von ihrer Herrſchaft mitgebracht habe. Ich ſchwieg, aber die Magd in der Oſteria wird doch den Mas' Antonio kennen, wenn er auch einen ſchwarzen Rock und einen franzöſiſchen Hut trägt! Es freut mich, daß der Arme nicht gehängt worden iſt."

„Mich auch, guter Marco. Vielleicht erfährſt Du hier etwas über ihn. Gehört der junge deutſche Baron auch zu den verbotenen Dingen?"

„Ja, Illuſtriſſimo", antwortete der Gondolier kleinlaut. „Der Prete hat ihn ausdrücklich genannt, denn er iſt ja der Neffe meiner Herrſchaft. Ich habe ihn übrigens nicht geſehen; es heißt, er werde den Herrn Grafen begleiten, wenn es wieder in den Krieg geht, was doch wohl bald geſchehen wird."

„Don Aleſſandro wird ſich hüten, Freund!" ſagte der Prinz lachend. „Ich ſage Dir, er wird ſich hüten! Doch Du darfſt nicht von ihm reden. Aengſtige Dich nicht! Du ſchneideſt Geſichter, als hätteſt Du Wermuth getrunken! Geh nur, damit Du nicht aus Verſehen Dein Gelübde brichſt oder Dich fürchteſt, es zu brechen, und

wenn Du mir vom kleinſten Kinde in der Prunaja erzählſt, daß es genieſt hat."

„Hab' ich von dem Kinde ein Wort geſagt?" rief Marco erſchrocken.

Der Prinz blickte hoch auf, doch erwiderte er möglichſt unbefangen: „Ich werde es wenigſtens nicht zu Deinem Schaden auslegen. Das Kind in der Prunaja iſt ja ausdrücklich vom Prete mit in das Verbot eingeſchloſſen worden. Geh nur, armer Marco, Du kommſt mir ſonſt um. Bei kälterem Blute wirſt Du vielleicht noch Manches finden, was Du mir, ohne Dein Gewiſſen zu belaſten, erzählen kannſt. Wäreſt Du klug, ſo träteſt Du ganz aus dem Dienſt der Gräfin, wo Du eigentlich von allen Menſchen chicanirt wirſt, von Deinem Mitgondolier Mas' und ſeiner Nichte, der ſchönen Maddalena, von dem Intendanten und nun gar von dem Prete; ich glaube ſelbſt von dem kleinen Kinde, das wohl kaum laufen kann — reden wohl noch gar nicht! Oder kann die kleine Angiolina jetzt reden?"

„Giuditta, gnädiger Herr."

„Richtig! Giuditta! Ich verſprach mich", fiel der Prinz ſchnell ein. „Du ſiehſt, ich kenne das Alles. Wenn Du aber aus Deinem Dienſt getreten und in den meinigen übergegangen wäreſt, ſo hätteſt Du keine Verpflichtungen mehr und könnteſt mit mir frei vom Herzen

herunter plaudern; im Gegentheil wäre ich dann Dein Herr, dem Du Alles ſagen müßteſt, wonach er Dich fragt. Ueberlege Dir das und komme in der nächſten Woche wieder einmal herein. Wir wollen dann, wenn Du Luſt haſt, die Sache ſchnell abmachen. Natürlich wirſt Du mit keinem Menſchen vorher davon ſprechen."

Marco legte betheuernd die Hand auf die Bruſt und entfernte ſich dann. Der Prinz zog ſeine Brieftaſche hervor, las das Schreiben, welches die Hinrichtung des vermeintlichen Hauptes der Carbonari enthielt, nochmals durch und notirte ſich dann Einiges. „Ich werde mit Stecknadeln nicht mehr ausreichen!" ſagte er lächelnd. „Sei aber unbeſorgt, reizendes Weib! Der Dolch, den ich Dir auf die Bruſt ſetze, ſoll Dich nur von Deiner unbegreiflichen Prüderie gegen Deinen lieben Vetter heilen, Divina!" Er küßte ſeine Fingerſpitzen und ſchnellte ſie auseinander, daß die Gelenke knackten.

Fünftes Kapitel.

König Murat's Abfall.

Keine Antwort aus Frankreich! Wie war es möglich, daß der Kaiser die Briefe seiner Schwester, welche ihm mit aller Hingebung geschrieben und die Gefahren, welche seiner Sache drohten, geschildert hatte, unbeantwortet ließ, wenn er auch das Schreiben seines Schwagers nicht sogleich beantwortete, weil dasselbe einer reiflichen Erwägung unterzogen werden mußte? Standen denn die Aussichten für ihn wieder besser und durfte er hoffen, durch die Unterhandlungen, welche den raschen Fortgang der Waffen am Rhein zwei ganze Monate aufhielten, so viel zu erlangen, daß ihm an Murat's Mitwirkung nichts mehr gelegen war? Oder glaubte er, daß die Verbündeten sich auch hier würden hinhalten lassen, daß sie nicht vielmehr den König von Neapel, der ihren Anerbietungen schon ein offenes Ohr geliehen hatte, zu einer raschen Entscheidung drängen würden?

Bald nach Fouché's Abreise war Graf Neipperg als

Abgeſandter Oeſterreichs in Neapel angekommen, ein brillanter Cavalier, ausgezeichnet als Soldat und gewandt in diplomatiſchen Geſchäften; er hatte ſchon 1801, noch nicht dreißig Jahre alt, mit Talleyrand verhandelt und war vor dem gegenwärtigen Kriege Geſandter in Schweden geweſen. Im Feldzuge des verwichenen Herbſtes hatte er wieder glänzend gedient; jetzt erſchien er beim Könige von Neapel mit neuen Vorſchlägen auf der alten Baſis. Der Herzog del Gallo wurde beauftragt, die Unterhandlungen mit ihm zu führen.

Joachim Murat hatte gleich nach ſeiner Rückkehr aus Deutſchland eifrig gerüſtet, um für alle Fälle bereit zu ſein. Zwei Legionen — dieſen Namen führten ſeine Heeresabtheilungen ſtatt des ſonſt üblichen Namens Diviſion — waren in Bewegung geſetzt worden und hatten Quartier in Rom und Ancona genommen, wo franzöſiſche Beſatzungen lagen. Der Kaiſer, wenn er auch längſt Mißtrauen gegen ſeinen Schwager hegte und durch ſein Erſcheinen bei der großen Armee und Murat's Thaten bei Dresden und Leipzig nicht über ſeine Politik beruhigt war, hatte doch dieſem Argwohn keinen Ausdruck geliehen, um Joachim jeden Vorwand zum Abfall zu nehmen. Er hatte im Gegentheil ſeinen Generalen in Italien Befehl enthielt, die neapolitaniſchen Le-

gionen als Alliirte aufzunehmen, und in dem Friedenscongreſſe, der eröffnet werden ſollte, waren ſeine Bevollmächtigten angewieſen, 50,000 Neapolitaner bei der Macht Frankreichs in Anſchlag zu bringen. Dieſe Friedensverhandlungen waren ohne Reſultat fortgeſetzt und die kriegeriſche Action zur großen Freude aller Männer der That wieder aufgenommen worden. Fürſt Schwarzenberg mit der Hauptarmee der Verbündeten hatte durch einen Seitenmarſch ſtromauf am 21. December den Rhein bei Baſel, alſo auf ſchweizeriſchem Gebiete, überſchritten; Blücher ſchien zur Vertheidigung des Mittelrheins vorläufig noch ſtehen zu bleiben. In Neapel näherten ſich die Verhandlungen ihrem Abſchluſſe, als das Jahr 1813 zu Ende ging. Ob der Kaiſer hier durch ein freundliches Wort das rollende Rad noch aufgehalten haben würde, iſt zweifelhaft.

Am Neujahrstage war bei Hofe, wie alljährlich, große Gratulationscour, welche der König und die Königin auf dem Throne annahmen. Von dem diplomatiſchen Corps fehlten diesmal, wie auch im vorigen Jahre, die Geſandten der Mächte, welche mit dem Kaiſer der Franzoſen Krieg führten. Man erinnerte ſich einer eigenthümlichen Scene, welche vor zwei Jahren hier vorgefallen war und ſchon ein gewiſſes Licht über das Verhältniß des Königs zu ſeinem kaiſerlichen Schwager ver-

breitet hatte. Dieſer, welcher bereits auf Murat wegen deſſen unverhüllten Strebens nach Unabhängigkeit ſeinen Unwillen geworfen, hatte keinen Ambaſſadeur, wie es ſich doch bei einem Könige deſſelben Hauſes geſchickt hätte, ſondern nur einen Bevollmächtigten nach Neapel geſandt, um der Welt zu zeigen, daß er den König nicht als Blutsverwandten betrachte. Bei der Cour hatten natürlich die Geſandten der fremden Kaiſerhöfe den Vortritt und von ihnen würde der franzöſiſche der erſte geweſen ſein. Da derſelbe, ein gewiſſer Durant, aber nicht den Titel Ambaſſadeur führte, ſo nahm der ruſſiſche Miniſter Fürſt Dolgoruki das Vorrecht für ſich in Anſpruch. Beide traten zugleich in den Thronſaal; der Ruſſe war groß und ſtark, der Franzoſe klein und ſchmächtig. Jener mit weiten Schritten kam dieſem zuvor, da faßte ihn Durant am Arm, um ihn zurückzuhalten, und der Fürſt Dolgoruki legte mit drohendem Blicke die Hand an den Degen. Im Thronſaal, vor den Majeſtäten! Der König war ihnen ſogleich entgegengegangen, hatte ihren Eifer belobt, ihm zuerſt ihren Glückwunſch zu bringen, und im Reden doch keinem den Vorrang gegeben. Andere Miniſter waren darauf zur Cour gelangt, und für dieſen Abend war Alles vorüber geweſen. Am andern Tage hatten ſich aber die beiden Geſandten, nachdem ſie Cartel gewechſelt, im Serapistempel zu Poz-

zuolo geſchlagen und zugleich nicht weit davon der ruſſiſche Legationsſecretär Graf Benckendorff mit dem Maréchal du Palais Excelmans. Der Polizeiminiſter war jedoch rechtzeitig in Kenntniß geſetzt worden und hatte dem Zweikampf ein Ende gemacht, ehe mehr Blut gefloſſen, als aus einer leichten Wunde, welche Fürſt Dolgoruki am rechten Ohre erhalten hatte. Die Angelegenheit wurde von beiden Kaiſern für eine Privatſache erklärt, die Geſandten aber wurden zurückberufen. Es war der letzte Neujahrstag, an welchem Napoleon und Alexander noch in diplomatiſcher Beziehung geſtanden hatten.

„Was werden wir abermals über zwei Jahre in Scene ſetzen?“ fragte Prinz Emilio Angri den Grafen Orkum, welchen er an jene Begebenheit erinnert hatte, nachdem die Ceremonie vorüber war.

„Mir gleich! An Geſandten wird es nicht fehlen, wenn auch andere Figuren auftreten!“ erwiderte der Oberſt.

„Ich vermiſſe Ihre reizende Gemahlin, meine Couſine“, ſagte Emilio. „Sie iſt doch nicht krank?“

„Hat wenigſtens nichts zu ſagen“, antwortete Orkum leichthin. Der Prinz hatte ihn gefliſſentlich, nachdem der König ſein unmittelbares Gefolge entlaſſen hatte, aufgeſucht und hielt ihn auch jetzt noch feſt.

„Ich weiß ſchon, die Hofluft ſagt meiner Couſine nicht zu, die Stadtluft überhaupt nicht. Sie iſt gewöhnt,

im Freien zu leben, auf dem Lande. Wenn mein Onkel, der Fürſt Hettore, in Neapel weilte, war Virginia faſt immer in der Villa draußen, ja vor einigen Jahren begleitete ſie ihn gar nicht hierher, ſondern ging mit ihrer Aya weit hinauf in die Baſilicata auf eine ganz abgelegene Beſitzung meines Onkels, wo ſie ſich wohl ein halbes Jahr aufgehalten hat. Ihr ſchönes Landgut mit dem dornigen Namen wird ihr recht lieb ſein."

„Sehr lieb! Gute Nacht, Herr Vetter! Und nochmals viel Glück zum neuen Jahre!" ſagte Graf Orkum, welcher gegen den Prinzen nur ſo viel Höflichkeit entwickelte, als durchaus nothwendig war. Er ſtrich im Abgehen ein paarmal ſeinen ſchönen ſtarken Schnurrbart und weihte der ganzen Sippſchaft einen herzhaften deutſchen Fluch. Nicht ſo plump, aber keineswegs liebreicher klangen die unhörbaren Worte, welche Emilio ihm nachſchickte.

Virginia war krank am Herzen! Der Vetter mochte Recht haben, die Luft in Neapel bedrückte ſie; hier konnte ſie keine Ruhe mehr finden, nicht den leichten Frohſinn mehr, der jede Erinnerung an ernſte und furchtbare Stunden ihres Lebens immer ſchnell verſcheucht und ſie geſtählt hatte, zu tragen, was nicht zu ändern war. Hinaus denn in die Freiheit, am liebſten weit, weit hinweg, über den Apennin in die ſtillen Berge der Baſilicata

wohin nie der Fuß eines Bekannten ſich verirrte! Da ſich aber dieſer Wunſch nicht erfüllen ließ, wenigſtens fort aus der Stadt! Was war denn auf einmal über ſie gekommen, das dieſe Veränderung in ihr hervorgebracht hatte? Auf einmal war es nicht geſchehen, wenn die äußere Haltung auch auf einmal zuſammengebrochen war. In ihren Stunden der Einſamkeit, in den Momenten, wenn ſie ſich der Erinnerung überließ oder dieſe ſie plötzlich gewaltſam überkam, hätte ein aufmerkſamer Seelenkenner wohl bemerken können, wie ſich jene Wandlung allmälig vorbereitete, ſehr langſam freilich zuerſt, aber in letzter Zeit mit reißenden Fortſchritten und ſtets kürzer werdenden Friedenspauſen voll alter gedankenloſer Lebensluſt und Fröhlichkeit. Sie ſelbſt hatte ſich lange geſträubt, ihren Seelenzuſtand einzugeſtehen, denn hatte ſie die Qual, mit Gedanken zu ringen, welche nichts ändern konnten, nicht früher auch ſchon gekannt, nicht kürzlich noch am Krankenlager ihres Vaters, und war ſie nicht immer bald darüber hinweggekommen, nicht wieder ſo froh geweſen, wie nur in den glücklichſten Tagen ihrer Mädchenzeit? Warum ſollten dieſe häufigen Anfälle nicht auch vorübergehen? Weil ſie das aber hoffte und glaubte, war ſie ſelbſt erſchrocken und hatte es für einen plötzlichen Wetterſchlag angeſehen, als ihr nun auch zum erſten Male die Kraft und der Stolz verſagten, vor dem Manne,

dem ſie am wenigſten einen Blick in ihre Seele geſtattete, ihre gewohnte Haltung zu bewahren. Sein Erſtaunen über ihre Thränen, ſeine Fragen, die Art von Troſt, welche er ihr zuſprach, hatten ihr eine Demüthigung bereitet, welche ihr Herz mit dem bitterſten Haß gegen ihn füllte, da ſie bisher nur Geringſchätzung, unausſprechlich tiefe zwar, aber doch kein ſchärferes Gefühl gegen ihn empfunden hatte. Krankheit, welche ſie nun vorſchützte, war der einzige ſchwache Rettungsanker, an dem ihr ſchwankendes Boot ſich noch hielt; ob er ihr glaubte, ſchien zweifelhaft; hätte ſie aber ſein ungläubiges Lächeln, das ſie empörte, recht verſtanden und geahnt, wie er ſich ihr Unwohlſein deutete, ſo würde ihr Haß zur verzehrendſten Leidenſchaft, die nur im Herzblute des Feindes Ruhe findet, geſtiegen ſein. Er hatte ihr nun ſelbſt gerathen, die längſt beſchloſſene Abreiſe nach dem Landgute nicht länger zu verſchieben und ſich dort von dem Neffen, den ſie ja mitnehmen wolle, die Zeit ſo gut und ſo lange als möglich vertreiben zu laſſen, da er ohnehin mit dem Könige bald nach Bologna abgehen werde. „Ich reiſe allein!“ hatte darauf Virginia erwidert, ohne auf ſeine Frage, wodurch der arme Alexander ſeit einiger Zeit es bei ihr verſchüttet habe, zu antworten; ſie hatte ihn, als er pflichtſchuldigſt gekommen war, ihr ſeinen Glückwunſch zum neuen Jahre zu brin-

gen, nicht einmal angenommen, und da ſein Onkel nicht zu Hauſe geweſen, war er ganz abgewieſen worden.

Am folgenden Tage ſtellte er ſich aber wieder ein; er hielt es für ſeine Pflicht. „Komm herein, Junge!“ rief der Graf, bei dem er ſich hatte melden laſſen. „Gratulirſt noch einmal? Haſt kein Douceur erhalten? Nun, wir wollen ſehen, vielleicht verabfolgt ſie Dir's nachträglich. Hat ſie Dir's ſagen laſſen, daß ſie morgen nach dem Gute reiſt und dort vor der Hand bleiben wird?“

Alexander veränderte die Farbe. „Wie ſollte die Tante mir das ſagen laſſen?“ entgegnete er.

„O, ſie hat Dir's ja verſprochen, Dich mitzunehmen, in meiner Gegenwart hat ſie Dir's verſprochen, als ob ich dabei gar nicht mitzureden hätte! Nun, thue nicht ſo zimperlich wie ein Nönnchen! Ich bin nicht eiferſüchtig; mache meiner Frau die Cour nach Belieben, ich erlaube es Dir!“

„Theuerſter Onkel, ich bitte Sie!“ rief Alexander, in ſeinen heiligſten Gefühlen verletzt.

Der Graf lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, dann ſchellte er dem Diener und befahl, der Gräfin den Baron Orkum zu melden. „Wir gehen gleich nach!“ ſagte er zu Alexander, und dieſer konnte es nicht verhindern, daß ihn der Onkel, ohne die Antwort ſeiner Frau abzuwarten, zu ihr hinüberführte. Den Diener,

welcher eben herauskam und ihm Beſcheid geben wollte, ſchob er zur Seite und trat ohne weiteres mit Alexander, den er an der Hand faßte, bei Virginia ein. Sie war ſehr bleich, das bemerkte Alexander auf den erſten Blick, durch welchen er um ihre Verzeihung für dieſen Schritt, an dem er unſchuldig war, bitten wollte; als ſie aber die beiden Männer über ihre Schwelle treten ſah, ſchlug eine Purpurlohe über ihr Geſicht.

„Alexander iſt unglücklich, daß er Dir ſeine ſchönſten Wünſche für das neue Jahr noch nicht hat ausſprechen dürfen!“ ſagte der Graf. „Ich habe ihn hergeſchleppt, wie Du ſiehſt, beinahe an den Haaren. Abſolvire ihn alſo zuerſt von dem Verbrechen, Dich wie ein Raubritter überfallen zu haben, und dann erlöſe ihn von den Neujahrswünſchen, die er Dir wahrſcheinlich in Verſen declamiren wird.“

„Lieber Aleſſandro“, ſagte Virginia mit einer wahren Innigkeit, die ihr ſelbſt unbewußt in dieſem Augenblick ihren Blick und Ton beſeelte; „ich bin überzeugt, daß Sie mir alles Gute wünſchen. Ich war geſtern krank, und es that mir leid, Sie nicht ſprechen zu können. Mögen Sie immer ſo glücklich ſein, wie ich Ihnen von Herzen wünſche!“

Alexander hatte von ihr dieſen Ton wahren, und tiefen Gefühls gegen ihn noch nie vernommen; er hätte

ihr beſeligt zu Füßen ſtürzen und den Saum ihres Gewandes küſſen mögen. Was er ihr antwortete, wußte er nicht, es mochte aber wohl unbeſchreiblich albern geweſen ſein, denn ſein Onkel erſchreckte ihn durch ein lautes Gelächter.

„Schlecht memorirt, Junge!“ rief er. „Du verwechſelſt wahrſcheinlich ein altes Carmen, das Du einem Deiner Profeſſoren zum Neujahr hergeſagt haſt, mit dem, was Du Deiner ſchönen Tante ſagen wollteſt. Ueberſtürze Dich nicht! Biſt ſtecken geblieben — laß gut ſein. Wirſt Du ihn aber jetzt nicht begnadigen, Virginia, und mit nach Deiner Roſenburg nehmen?“

„Wollen Sie mich begleiten?“ fragte Virginia mit einem leichten Beben der Stimme.

„Siehſt Du? Es war Dein Ernſt nicht!“ rief der Graf, ehe Alexander noch freudig die Einladung annehmen konnte. „Sie wollte allein reiſen — Caprice! Beſprecht denn die Arrangements, mich ruft der Dienſt. Vielleicht befiehlt der König heute ſchon die Abreiſe zur Armee. Du wirſt nun ganz hier eingeſchloſſen, junger Menſch, Reiſende in Italien gibt's wohl gar nicht mehr. Du mußt ſehr unſchädlich ausſehen, daß Du bis hierher durchgekommen biſt. Jetzt iſt das auch vorbei, und Du mußt nun ſchon bei meiner kleinen Frau als Cuſtode, Majordomo und Ritter aushalten, bis das allgemeine Pelz-

waſchen, das nächſtens wieder losgeht, vorüber iſt. Wenn ich aber ins Gras beißen muß, ſo ſollſt Du mein Erbe ſein, vielleicht auch —"

„Sie erſchöpfen ſich!" unterbrach ihn Virginia, und es war wieder der helle, aber nicht wohlthuende Metallklang, welcher ihrem Gemahl nicht unbekannt war. Er rieb ſich die Hände und ließ beide allein.

Virginia hatte zwar vollkommen das Gleichgewicht wiedergewonnen, das ihr heute auch gegen Alexander im erſten Moment verloren gegangen war, aber die frühere Unbefangenheit, den leichten Ton, welcher in muthwilliger Laune Alles ſcherzend behandelte, fand ſie nicht mehr. Alexander vermißte das nicht; er fühlte ſich weit mehr von ihrer jetzigen Weiſe angeſprochen; ihm war, als habe ſie ihn früher nicht werth gehalten, ernſtere und gemüthvolle Saiten gegen ihn anzuſchlagen, als habe ſie ihn und er ſie jetzt erſt kennen gelernt. Was ſie nach und nach zu dieſem veränderten Weſen gegen ihn bewogen hatte, waren die Vergleiche geweſen, welche ſie zwiſchen ihm und ſeinem Oheim hatte anſtellen müſſen; nicht in der äußern Erſcheinung, wo der Graf trotz ſeiner Jahre unbedingt im Vortheil gegen den Neffen geweſen wäre, ſondern in dem wahren Werthe, im Seelenadel, in der Reinheit und Lauterkeit der Geſinnung, in der Herzensgüte, in der Tiefe des Gefühls, und wie ſie von

der einen Seite abgeſtoßen wurde, war ſie mehr und mehr zu der andern hingezogen worden. Eine ernſte Selbſtprüfung hätte ſie gewarnt, ſich nicht allzuſehr dieſen Vergleichen zu überlaſſen, welche ihrer ohnehin erſchütterten Ruhe nur gefährlich werden konnten; noch war ſie aber nicht fähig zu einer ſolchen Ergründung ihres Innern und ſie gab ſich den Strömungen des Augenblicks um ſo williger hin, je linder und wohlthuender deren Wellen ihrem troſtbedürftigen Herzen waren.

Als der Graf nach Hauſe kam, fragte er ſeine Frau, wann ſie reiſen werde; ſie ſagte es ihm und er äußerte dann, daß noch immer nichts über den Abgang des Königs zu ſeinen Truppen bekannt ſei; er ſpreche täglich davon, damit habe es aber auch ſein Bewenden. „Bis der Sack zugeſchnürt und es zu ſpät ſein wird!“ ſetzte Orkum hinzu.

„Du erlaubſt doch, wenn es einmal überraſchend kommt, daß ich perſönlich von Dir Abſchied nehme?“ fragte er dann.

„Ich will, wie es ſich gebührt, ſogleich nach Neapel kommen“, erwiderte ſie.

„Ganz unnöthig! Ich werde ſchon auf einen Tag Urlaub nach der Roſaja erhalten!“

„Sie vergeſſen!“ rief Virginia.

„Ich denke, wir vergeſſen beide dieſe tolle Idee. Sie haben mich übertölpelt, ich knüpfte Hoffnungen an

das Verſprechen, das ich Ihnen in der Uebereilung gab. Sie wiſſen es; ich erbitte mir das Wort zurück!"

„Niemals, Herr Graf! Sie werden es halten, denn es iſt Ihr Ehrenwort, und wenn Sie es brechen" — Sie ſprach das im drohendſten Tone und ſah ihn mit dunkelglühenden Augen an.

„Nun?" fragte er. „Dann kündigen Sie mir wohl auch Ihr Wort auf, ich meine das Ja vor dem Prieſter? Haben Sie es etwa gehalten, Grauſame? Ich erkläre Ihnen heute, daß ich mich nicht mehr für gebunden erachte; es iſt zu lächerlich, daß ich Sie gerade auf meinem eigenen Gute nicht beſuchen ſoll. Reiſen Sie morgen mit Alexander, amüſiren Sie ſich, ſo gut es die ſchlechte Jahreszeit erlaubt, aber rechnen Sie darauf, daß ich mich nächſtens dort nach Ihrem Befinden erkundigen werde!" Wenn er von ſeinem gewohnten Du gegen ſie abwich, und auch das Sie gebrauchte, das Virginia beharrlich gegen ihn feſthielt, ſo war es immer ein Zeichen gereizter Stimmung, die ihn zuweilen überfiel.

„Ich werde das abwarten!" erwiderte ſie mit einem Blicke, der ihn ſtutzig machte.

„Wir ſtehen alſo mit gekreuzter Klinge, Donna Virginia. Jeder bringt ſeinen Secundanten mit, wie?"

Sie kehrte ihm den Rücken und ging in ihr Cabinet, deſſen Thür ſie hinter ſich abſchloß.

„Ein kleiner Teufel!“ ſagte Orkum. „Man könnte ſich vor ihr fürchten, wenn ſie nicht gerade im Zorne am reizendſten wäre!“ Er ſah ſie vor ihrer Abreiſe nicht wieder. Sie war noch nicht aufgeſtanden, als er am Morgen in den Palaſt gehen mußte, und als er zurückkam, war ſie abgereiſt.

Ueber acht Tage vergingen noch, ehe die allgemeinen Verhältniſſe ſich klärten, an denen Graf Orkum trotz aller Indifferenz einer echten Landsknechtsnatur doch inſoweit Intereſſe nahm, als ſie auch für ihn von Einfluß ſein mußten. Denn es hatten ſich mancherlei Gerüchte verbreitet, jedenfalls von exaltirten Anhängern der ſogenannten italieniſchen Partei ausgeſprengt, daß der König ſchlau und in ſtarker Wehr nur den Augenblick abwarte, wo die Franzoſen und ihre Gegner ſich wieder bekämpfen würden, um die Freiheit Italiens zu proclamiren und mit Waffengewalt gegen Jedermann aufrecht zu erhalten. Ob er in dieſem Falle bei dem Haſſe der Italiener gegen alle Fremden diejenigen ſeiner Diener, welche Ausländer waren, in Ehren und Würden belaſſen oder ſie verabſchieden werde, war immerhin zweifelhaft. Aber jenem Gerede wurde bald durch die Thatſachen ein Ende gemacht. Am 11. Januar ſchloß der Herzog del Gallo mit dem Grafen Neipperg das Bündniß zwiſchen Neapel und Oeſterreich ab. Zweck deſſelben war

die Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich zur Wiederherstellung der europäischen Gleichgewichts; Oesterreich wollte dazu in Italien 60,000, Neapel 30,000 Mann stellen und nach Bedürfniß mehr; den Oberbefehl dieses vereinigten Heeres sollte der König von Neapel und in seiner Abwesenheit der älteste österreichische General führen. Der Kaiser von Oesterreich erkannte die Herrschaft und Souveränetät des Königs über die Lande an, welche er gegenwärtig im Besitz hatte, der König die alten Ansprüche Oesterreichs auf italienische Staaten. Friede oder Waffenstillstand mit Frankreich sollte nur gemeinschaftlich geschlossen werden; der Kaiser versprach seine Vermittelung zum Friedensschluß von Neapel mit England und den Verbündeten Oesterreichs. In geheimen Artikeln wurde noch festgesetzt, daß der Kaiser die Verzichtleistung des Königs Ferdinand auf den Thron von Neapel zu Gunsten Joachim Murat's garantire, König Joachim dagegen seinen Ansprüchen auf Sicilien entsagen und bei dem allgemeinen Frieden Europas dazu mitwirken werde, den König Ferdinand anderweitig zu entschädigen; ihm selbst wurde vom römischen Gebiet ein Theil mit 40,000 Einwohnern zugesprochen.

So war der Abfall Murat's von Napoleon denn besiegelt! Ob er politisch recht oder klug gethan, mußte die Zukunft lehren; die Gewissensfrage mochte er mit

ſich ſelbſt abmachen. Die bittern Thränen, welche die nicht mehr aufzuhaltende Entſcheidung der Schweſter des Kaiſers entlockte, verbarg ſie vor der Welt; ganz Neapel aber war von Jubel erfüllt, als der Abſchluß jenes Vertrags und bald darauf auch der eines Waffenſtillſtandes mit England bekannt wurde. Die Furcht vor dem Krieg im Lande war vorüber, der Handel endlich wieder frei, die Zukunft geſichert! Auch die Partei, welche ſich die nationale nannte, war durch viele Aeußerungen des Königs mit Hoffnung erfüllt, und diejenigen ihrer Genoſſen, die ſich durch ſolche bei ihrer Unzuverläſſigkeit nicht täuſchen ließen, ſahen doch in dem jetzigen Frieden den einzigen Weg zur künftigen Erreichung ihrer Ziele mit oder ohne Murat.

Der König beeilte ſich, an Fouché, an den General Miollis, Gouverneur von Rom, und Barbou, Commandanten von Ancona, in freundſchaftlichſter Weiſe zu ſchreiben, daß die Nothwendigkeit und das Staatsintereſſe ihn zu dieſer Allianz gezwungen, daß er aber ſeine Liebe zu Frankreich damit verſöhnen und überall bekunden werde. Sie glaubten ihm nicht. Miollis warf eine ſtarke Beſatzung in das Caſtell Sant-Angelo und, ſo viel Truppen er übrig hatte, nach Civita-Vecchia; Barbou in Ancona ſchloß ſich, nachdem die Neapolitaner raſch das Kapuzinerfort beſetzt, mit 1500 Mann in die Cita-

delle ein. Die ganze Romagna und die Marken blieben den Neapolitanern überlaſſen, aber deren Generale wußten nicht, ob ſie Krieg oder Frieden hatten; ſie erhielten ſelbſt auf ihre Anfragen vom Könige keine beſtimmten Befehle; um die Verwaltung des Landes kümmerten ſie ſich gar nicht, es war der heilloſeſte Zuſtand der Ungewißheit. Murat begab ſich perſönlich nach Rom, um von Miollis die Uebergabe der Engelsburg und Civita-Vecchias zu erlangen, was ihm aber ſo wenig gelang als in Ancona die der Citadelle. Ueberall hörte er Proteſtationen ſeiner Generale, Vorſtellungen der rathloſen Behörden, Klagen des Volkes; längeres Zaudern war unmöglich, er mußte zur That ſchreiten. So gab er den Befehl zur Vereinigung der neapolitaniſchen Truppen mit den öſterreichiſchen unter Nugent und zur Belagerung jener drei feſten Punkte; aber noch immer widerſtrebte es ihm, den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, und er bildete die Vorhut der vereinigten Truppen gegen den Vicekönig von Italien aus Oeſterreichern, währrnd er zugleich ſeinen Belagerungstruppen die Weiſung ertheilte, das Feuer nicht zuerſt zu eröffnen. Sorge machten ihm noch die vielen franzöſiſchen Offiziere, beſonders Oberſten und Generale, in ſeiner Armee. Er wollte ſie gern wegen ihrer Kriegserfahrung und Tüchtigkeit behalten, vielleicht auch ſeinen eigenen Abfall durch das gleiche

Beiſpiel vieler Anderer abſchwächen; daher ſchmeichelte er ihnen auf alle Weiſe und ſtellte ihnen die Allianz mit Oeſterreich als ein Scheinbündniß dar, Unwahrheit auf Unwahrheit häufend, und dem Ränkeſpiel doch nicht gewachſen, daher bald durchſchaut und alles Glaubens verluſtig. Die neapolitaniſchen Generale wünſchten dringend die baldige Entfernung der Franzoſen; ſie ſahen in ihnen die Urſache der Unſchlüſſigkeit des Königs und die Bevorzugten, welche ihnen im Wege ſtanden; ſie murrten unter ſich, Widerſpenſtigkeit und Skandal nahmen zu. Lange ſchwankten die Franzoſen, von entgegengeſetzten Intereſſen bewegt, endlich ſiegte in den meiſten das Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe und ſie verließen die Armee; wenige blieben, aber mit Scham und Betrübniß.

Der Frühling im Süden brach an, während in Frankreich noch der Winterfeldzug im Gange war. Hier unabläſſiges Vorwärtsdrängen, Schlachten und Gefechte in raſtloſer Folge, in Italien Kriegszuſtand, aber kein Krieg, ſondern politiſcher Lug und Trug in Waffen. Gewaltige Streitmaſſen ſtanden dem Vicekönig Eugen gegenüber, der mit 50,000 Italo-Franken das rechte Ufer des Mincio gegen Bellegarde's 45,000 Oeſterreicher behauptete und den Po bei Borgoforte und Piacenza bewachte, um den König von Neapel in Schach zu halten. Dieſer hatte mit 22,000 der Seinigen und

8000 Oeſterreichern unter Nugent Ferrara, Bologna, den Kirchenſtaat und Toscana beſetzt und ſeine Avantgarde bis Modena und Reggio vorgeſchoben. Lord Bentinck war mit 14,000 Anglo-Sicilianern bei Livorno gelandet; er ſtand ſchon auf den Bergen von Sarzana gegen Genua, wo nur eine ſchwache franzöſiſche Beſatzung lag. Und nichts geſchah! Während in Frankreich die alten Uebel aller Coalitionskriege durch den gemeinſchaftlichen Geiſt, der in den verbündeten Heeren ſo mächtig war, glücklich beſiegt wurden, zeigten ſie ſich in Italien in ihrer ganzen Häßlichkeit. Mißtrauen von allen Seiten, genährt allerdings durch verdächtige Zeichen! Der König von Neapel blieb unthätig, weil die Ratification ſeiner Verträge noch auf ſich warten ließ; er unterſtützte Bellegarde nicht, als der Vicekönig, der ſich vor dieſem zurückzog, nach dem Gefecht ſeiner Arrièregarde bei Villafranca plötzlich umkehrte und ihm am 8. Februar eine Reihe von Gefechten lieferte, welche zuſammen die Schlacht am Mincio genannt wurden. So blieb der Sieg unentſchieden und beide Theile ſchrieben ſich denſelben zu. Murat hätte Piacenza angreifen können, wie Bellegarde von ihm verlangte, aber er glaubte, daß dieſer ſowohl wie Bentinck ihn nur dazu anſpornten, um ihn im Stich zu laſſen und ſeinem Feldherrnruf und ſeiner Armee, auf welche ſie doch nicht zählten, zu ſchaden. Hatten ſie

etwa nicht Grund, ihm zu mißtrauen? In ſeinem Herzen wünſchte Joachim nur Frankreichs Triumph und brannte vor Begierde, ſich wieder mit ihm zu vereinigen. Aber auch er hatte Urſache, ſich zu beklagen. Lord Bentinck, ſein Alliirter, duldete, daß die unter ihm ſtehenden Sicilianer ein Edict des Königs Ferdinand, in welchem derſelbe unter Berufung auf ſeine Rechte Murat's Unterthanen zur Rebellion aufforderte, unter den neapolitaniſchen Truppen verbreiteten. Und gerade jetzt wurden die Siege des Kaiſers über Blücher bei Montmirail und Etoges und über die Hauptarmee der Verbündeten bei Nangis und Montereau dem Vicekönig von Italien gemeldet, der ſie eifrig bekannt machte und den Völkern Italiens verſicherte, daß ihr Schickſal nur in den Händen Frankreichs liege. Auf den König von Neapel machte dieſe Nachricht den mächtigſten Eindruck; ſie beſtärkte ihn in dem alten Glauben an die Unüberwindlichkeit Napoleon's und ließ ihn bereuen, was er gethan hatte.

Neue Verlegenheiten bereitete ihm die unerwartete Ankunft des Papſtes in Italien. Napoleon, welcher Pius VII. ſeines Beſitzthums beraubt und ihn, der unbeugſam auf ſeinem Rechte beſtand, ſo lange gefangen gehalten, hatte ihn jetzt in Freiheit geſetzt und nach Italien entlaſſen. Er war ſchon an der Grenze von Parma, und der öſterreichiſche General Nugent hatte ihn, ohne Befehle

von Murat abzuwarten, mit allen militäriſchen Ehren empfangen und escortirt. Wie ſollte ſich der König von Neapel verhalten, der ſelbſt einen Theil des Kirchenſtaats ſich angeeignet hatte? Zeit zur Ueberlegung war nicht; er ſchrieb dem General Carrascoſa, der die Avantgarde commandirte, dem Papſte entgegenzureiſen und ihn durch alle Mittel der Ueberredung und Liſt unterwegs oder in Reggio aufzuhalten. Der General traf den heiligen Vater auf der Landſtraße, unter ſtattlicher Escorte von öſterreichiſcher Cavallerie, begleitet von einer zahlloſen Volksmenge; die Wagen hielten nicht an, Carrascoſa mußte ihnen folgen. An der Enza ſollte die Escorte von Neapolitanern abgelöſt werden, aber dieſe formirten ſich gar nicht, ſondern ritten, Offiziere und Soldaten gemiſcht, unter dem Volksſchwarme, zu welchem ſich noch viele andere freiwillig herbeilaufende Neapolitaner geſellten. So gelangte der Zug nach Reggio, wo ſich Carrascoſa ſogleich zum Papſte begab und ihn, nachdem er Zutritt erhalten und Pius ihm freundlich die Hand zum Kuſſe geboten hatte, nach ſeiner Abſicht fragte. „Meinen Weg nach Bologna fortſetzen!“ — „Aber Se. Majeſtät der König von Neapel weiß nichts von der Ankunft Ew. Heiligkeit, nichts iſt zum Empfange vorbereitet.“ — „Ich verlange nichts von Sr. Majeſtät, für den ich des Himmels Gnaden hoffe.“ — „Alle Poſtpferde ſind für

militäriſche Zwecke verwendet, ohne vorgehende Beſtellungen werden Ew. Heiligkeit nicht einmal auf der Reiſe die nöthigen Bedürfniſſe finden." — „So werde ich mich an die Mildthätigkeit der frommen Chriſten wenden, die mich begleiten." — „Aber ſelbſt die Pferde der Privatleute ſind ſchon längſt von der Armee requirirt!" — „So werde ich zu Fuß gehen, Gott wird mir Kraft dazu verleihen." Der General ſchwieg. Er fragte nur noch, bis zu welchem Range herab und zu welcher Stunde er Mitgliedern des Offiziercorps Audienz ertheilen wolle. Der Papſt erklärte, daß er gern alle ſehen würde, aber, gedrängt von der Zeit, nur die Generale empfangen könne, und beſtimmte dazu neun Uhr des andern Morgens. Carraſcoſa meldete darauf dem Könige wörtlich die ſtattgehabte Unterredung; der Papſt ertheilte die Audienz und reiſte ſchnell ab. Murat hatte in Bologna lange zwiſchen entgegengeſetzten Entſchlüſſen geſchwankt und, wie ſo oft, einen Mittelweg — meiſt das Schlimmſte! — eingeſchlagen, den Papſt durch Ehrenbezeigungen abzufinden, ohne ihm zu helfen. In der längern Unterredung, welche er mit ihm hatte, kam die Wiederherſtellung des Kirchenſtaats zur Sprache, und da der eine Alles zurückforderte, der andere aber nur Schritt für Schritt nachgab, kamen ſie endlich, ohne ſich ſchriftlich zu binden, da jeder ſein Recht nicht aus der Hand

geben wollte, überein, daß der Papſt Rom und das Patrimonium Petri bekommen, der König von Neapel aber den Reſt behalten ſollte. In der Wahl der einzuſchlagenden Straße blieb Pius feſt; Murat hatte gewünſcht, er möge durch Toscana ziehen, der Papſt aber hatte ſich für die Emilia entſchieden und reiſte auf der Strada Emilia ab In ſeiner Heimat Ceſena blieb er jedoch, bis der Krieg zu Ende war, und hielt dann erſt, am 24. Mai, gleichſam im Triumphe, ſeinen Einzug in Rom.

Neuen Verdruß bereitete dem Könige ein Schritt ſeiner Generale, welcher alle Grenzen militäriſcher Disciplin überſtieg. Mehrere derſelben waren bei ſeinen erſten Zerwürfniſſen mit Napoleon eifrig geweſen, das Feuer zu ſchüren; einige waren eingeweiht worden in die Conferenzen von Ponza, die Mehrzahl für den Bund mit Oeſterreich, und nun ſahen ſie, wie eine falſche und wechſelvolle Politik den König und das Reich bedrohte. Sie hofften durch einen gemeinſamen Schritt den Monarchen auf einen beſſern Weg zu bringen und verlangten in einer Eingabe, daß der König einen Kriegsrath berufe und die Meinung ſeiner Generale höre! Unter den Fehlern des Königs war einer, auf den ſie bei dieſem unerhörten Beginnen fußten; er ſtrafte in der Armee ſelten oder nie, eine Gutmüthigkeit, welche in hoher Stellung

zur Schwäche wird. Die Disciplin, ist mit Recht gesagt worden, ist nicht das Verdienst der Untergebenen, sondern des Vorgesetzten. Wenn Murat militärische Verbrechen stets mit gebührender Strafe geahndet hätte, würden die Generale nie die Kühnheit gehabt haben, vom Könige rebellisch ertrotzen zu wollen, daß er die Armee in seine Berathung ziehe. Auch jetzt strafte er nicht, er begnügte sich mit Drohungen und Beschwichtigungen. Zum Glück für ihn wurde Lord Bentinck's Ankunft gemeldet, welcher in stolzer und feindseliger Haltung vom Könige die Abtretung von Livorno gefordert hatte. „Wie soll ich ihm entgegentreten", sagte Joachim, „wenn meine Generale mir den Gehorsam verweigern?" Dies brachte sie zur Besinnung. Noch an demselben Tage versammelten sie sich und brachten dem Könige ihre unbedingte Unterwerfung in seinen Willen. Damit war die Bewegung im Feldlager beendigt, aber der böse Same nicht erstickt, der im folgenden Jahre frech emporwucherte und seitdem in steter Erneuerung immer wieder die verderblichsten Früchte gebracht hat bis auf unsere Tage.

Die Nachrichten aus Frankreich, welche so günstig für Napoleon lauteten, waren nur zu wahr, und die Monarchen glaubten nun den König von Neapel am Bündnisse festhalten zu müssen. Der Kaiser von Oester-

reich ratificirte den Vertrag, welchen Graf Neipperg abgeschlossen hatte, der Kaiser von Rußland schickte den Grafen Balaschew als Gesandten, um Frieden mit Neapel zu schließen; Lord Bentinck wurde durch den Grafen Mier bewogen, seine Forderung von Livorno und Pisa fallen zu lassen, und begegnete dem Könige in ehrfurchtsvollster Weise. Murat aber sah in diesen Schritten nur die Gewißheit der Siege Napoleon's, sein heißes Blut wallte freudig auf, da er seine geheimen Hoffnungen so glänzend erfüllt sah, und er versuchte jetzt, mit dem Vicekönige von Italien unter der Hand eine Verbindung anzuknüpfen. Dieser jedoch verwarf seine Anträge, wies den Abgesandten von sich und fand Mittel, diese Schleichwege den Commissarien der Verbündeten bei Murat zu enthüllen, um Haß und Zwietracht unter seinen Gegnern zu säen.

Militärische Gründe wirkten dazu mit. General Grenier hatte mit 14,000 Italo-Franzosen den Po bei Piacenza überschritten und die österreichische Division Nugent am 2. März bei Parma angegriffen; eine andere Abtheilung war über die Brücke von Borgoforte auf Guastalla vorgerückt. Auf beiden Punkten hatten die Oesterreicher bedeutende Verluste erlitten. Man warf dem Könige von Neapel vor, sie nicht unterstützt zu haben. Noch mehr, eine neapolitanische Compagnie, im Gefecht zwischen französische

Bataillone gerathen, war gefangen, aber noch an demſelben Tage mit ihren Waffen unter Freundſchaftsbezeigungen entlaſſen worden. Dieſe Umſtände zuſammengenommen ließen den Verdacht falſchen Spiels nur zu begründet erſcheinen, und Graf Balaſchew brach die Friedensconferenzen ab. Um wenigſtens ſeine militäriſche Ehre zu retten, griff der König den Feind jetzt bei Reggio an. Einige öſterreichiſche Bataillone von Nugent und die Neapolitaner unter Carrascoſa warfen den General Severoli zurück, welcher hier ſeinen Tod fand. Der König kam an, als der Sieg bereits entſchieden war; er hätte den Feind, der ſich nach Reggio gezogen hatte, vernichten können, da ihm die Straße von Parma abgeſchnitten war, aber er hinderte ſeinen freien Abzug nicht und beſtärkte dadurch nur ſeine Alliirten in ihrem Argwohn.

Da erſchien plötzlich im königlichen Hauptquartier eine Botſchaft aus Neapel, welche Murat in die höchſte Aufregung und Erbitterung verſetzte. Baron Tulli kam als Flüchtling aus den Abruzzen und brachte die Nachricht, daß die Carbonari dort im vollen Aufſtande begriffen ſeien und das Banner der Bourbons aufgepflanzt hätten. Die erſte Sorge war, dieſe Kunde geheim zu halten, da in der Armee viele Abruzzeſen dienten. Dann berief der König die Miniſter, welche ſeiner Perſon gefolgt waren, zur Berathung. Die Anſichten, ob Strenge

oder Milde hier beſſer ſei, waren getheilt; Murat war zu ergrimmt, um ſich nicht für die erſtere zu entſcheiden. Er vollzog ein Decret, welches die Verbindung der Carbonari mit Verſchwörung gegen den Staat gleichſtellte und die jetzigen Carbonari, die noch Verſammlungen halten würden, wie alle, welche ſich noch in dieſe Geſellſchaft aufnehmen ließen, mit Todesſtrafe bedrohte. General-Floreſtan Pepe wurde mit ausgedehnter Vollmacht nach den Abruzzen geſchickt; ein Adjutant des Königs ſollte die Beſchlüſſe der Regentin überbringen. Als der Adjutant ſich meldete, um die Depeſchen in Empfang zu nehmen und unverzüglich abzureiſen, ſagte Joachim, der immer in neuen Zorn über dieſe verkappten Gegner gerieth, die er nicht mit einem Schlage zermalmen konnte: „Da haben Sie die guten Freunde, die Schooßkinder Ihres Schwagers! Sagen Sie ihm von mir, er möge ſeine phantaſtiſche Humanität fallen laſſen. Ich bereue es, daß ich den geringſten dieſer Verworfenen begnadigt habe. Sagen Sie ihm das ausdrücklich!“

Orkum verſtand, was der König damit meinte, aber dieſer war in einer Laune, daß jede Erwiderung gefährlich war. Ueberhaupt hatte der deutſche Oberſt ſich nicht mehr der frühern Gnade zu erfreuen, was er bei ſeiner robuſten Natur erſt ſpät gemerkt hatte. Als er vor dem Abgange zur Armee nur um einen Tag

Urlaub gebeten, um ſeinen Vorſatz, ſich nicht mehr an das ihm abgelockte Verſprechen zu kehren, gegen Virginia auszuführen, hatte der König ſein Geſuch abgeſchlagen. „Sie haben dort nichts zu ſuchen!“ waren ſeine Worte geweſen, welche Orkum noch heute nicht vergeſſen konnte; er als Mann hatte nichts bei ſeiner Frau zu ſuchen! Diesmal bedurfte er in Neapel keines Urlaubs, und wenn ihm der König auch die ſchleunigſte Rückkehr mit den neuen Depeſchen der Regentin zur Pflicht machte, ſo hoffte er ſich doch ein paar Stunden für ſeine eigene Perſon abzumüßigen.

Sechstes Kapitel.

Das Frauenherz.

Im ſchönſten Frühlingsſchmucke prangten die Fluren, ein Blütenmeer ſchien ſich über das Land ergoſſen zu haben, die Berge ſchimmerten im zauberiſchen Spiel von Duft und Licht, das ſie in Farben kleidete, wie der Norden ſie nicht kennt, und darüber hin war der dunkelblaue klare Himmel geſpannt wie eine Kuppel von leuchtendem Kryſtall. Jeder Tag ſchien die Natur mit neuen Reizen auszuſtatten und den Menſchen neue Freuden zu bereiten. In der Umgegend Neapels auf allen Wegen, an allen ſchönen Punkten ſchwärmte es in gewohnter Weiſe von einer fröhlichen, lauten Menge; aber auch ſtille, abgelegene Thäler wurden heimgeſucht, um deren eigenthümliche Schönheit im Lenzgewande zu bewundern. Den reinſten Genuß an der Natur haben aber die Landbewohner, welche nicht erſt aus ihren Steinmauern weit hinauszuwandern brauchen, denen vielmehr ein Schritt aus der Thür ihres Hauſes ſchon die volle

Freudenſchale bietet. So in dem ſchönen Thale, wo Virginia ſchon ſeit Wochen ein Leben ſanfter Befriedigung geführt hatte, in einer Gemüthsſtille, welche ſie nur hier kannte, ohne einen Wunſch, als daß es ewig ſo bleiben, daß kein fremder ſtörender Geiſt in dieſe Freiſtatt einziehen möge.

Sie war nicht allein, Alexander hatte ſie begleitet und weilte noch immer in der Roſaja. Alle Zweifel und Bedenken, die ihn bei ihrer Einladung beunruhigt hatten, waren verſtummt vor der Seligkeit, mit welcher ihn der Gedanke, wiederum in ihrer Nähe zu leben, füllte, und wenn ſie auch oft wieder aufgeſtiegen waren, ſo hatte ihn ſtets die Betrachtung beſchwichtigt, daß ſie ihn ja offen und unbefangen in Gegenwart ihres Gemahls eingeladen hatte, daß alſo weder etwas Unziemliches vor der Welt, noch eine Verletzung anderer Rückſichten dabei ſein könne. Auch hier ſchien kein Menſch über ſeine Anweſenheit verwundert zu ſein, ja, was ihn beſonders beruhigt hatte, war das Benehmen des ehrwürdigen Prieſters gegen ihn, wenn dieſer mit ihm und Virginia zuweilen einige Stunden verlebte. Würde der fromme Diener des Herrn überhaupt das Schloß auf längere Zeit, als etwa ſein Amt forderte, beſucht haben, wenn er in dem Verhältniß der Gräfin mit dem jungen Manne, der ihr Neffe war, oder nur in Alexander's An-

weſenheit etwas Tadelnswerthes gefunden hätte? Nur die böſe Welt der Hauptſtadt, welche Arges denkt, weil ſie ſelbſt arg iſt, hatte beachtet werden müſſen, und darum war ja Virginia ſelbſt der Meinung geweſen, daß er nicht länger in ihrem Hauſe wohnen ſolle, während ihr Gatte entfernt war; hier, unter den einfachen, harmloſen Menſchen, durfte ein reines Bewußtſein keine falſche Beurtheilung fürchten. Auch in ſeinem eigenen Herzen fühlte ſich Alexander, ſeit er mit Virginia vereint war und faſt den ganzen Tag in ihrer Gegenwart lebte, mehr und mehr von jenen Stürmen befreit, die ihn nur zu oft mit dem Gefühle ſchwerer Vergehung gequält hatten; er glaubte ſich geheilt, aus der wilden Brandung der Leidenſchaft an ein geſegnetes, friedliches Eiland gerettet. Virginia's Weſen trug auch dazu bei, ihn über die letzten zweifelhaften Gedanken, welche noch in einſamer Stunde ſich regten, zu erheben. In der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft, wie hatte ſie damals in muthwilliger Laune, ſprühend vor heiterer Luſt, durch zündende Blicke und manches unbedachte Wort die Leidenſchaft, die ihr in dem Jünglinge anziehend und ſchmeichelhaft war, bis zur höchſten Glut angefacht, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen; ihrerſeits gewiß nur ein leichtfertiges Spiel, das auf keine Klippe führen ſollte. Jetzt war das vorüber. Sie war ſchon ſeit der

Rückkehr ihres Gemahls gegen Alexander völlig verändert, und nun sie mit ihm wieder unter einem Dache lebte, von einer ruhigen Freundlichkeit, die wie lindes Oel auf die stürmischen Wogen seiner Leidenschaft gewirkt, bis sich die hochgehenden mehr und mehr geebnet hatten und auch in seine Seele eine stille Innigkeit voll süßen Friedens eingekehrt war. Beide wähnten, das schöne Ideal einer leidenschaftslosen Freundschaft zwischen jungen Herzen von Mann und Frau, das von so Vielen für ein unerreichbares erklärt worden ist, zu verwirklichen.

Der Abend eines Festtags, welchen der Priester wiederum mit ihnen in anziehender Unterhaltung zugebracht hatte, senkte sich mit seinen Goldlichtern in das Thal. Der geistliche Herr hatte Abschied genommen und sich entfernt. Was er mit ihnen besprach, reichte selten über die Grenzscheide dieses Thals hinaus; es schien, als sei Alles, was draußen die Welt bewegte und erschütterte, von dieser stillen Freistatt ausgeschlossen, und nur mit den Zeitungen, welche von Neapel aus ziemlich unregelmäßig der Gräfin zugingen, rollte von dem Wellenschlage der Außenwelt zuweilen eine rasch sich verlaufende Woge hinein. Heute war dem Priester jedoch von anderer Seite eine Kunde zugegangen, die er nicht verschwiegen hatte: die Nachricht von der Empörung in Abruzzo ultra, welche ihm ein Pilger von jenseits des

Apennin gebracht. Wenn ſie begründet war, konnte dem Reiche eine große Gefahr drohen, noch kurz vor dem glücklichen Ziele, welchem daſſelbe durch den Friedensſchluß, der es vor einem feindlichen Angriff bewahrt hatte, ſo nahe ſchien. Das Land war noch immer voll unruhiger Elemente, welche bisher nur durch das Schreckensſyſtem niedergehalten worden; die Armee ſtand vor dem Feinde, der König war abweſend, wie ſollte die Regentin den Aufruhr dämpfen? Ueberhaupt, welchen Zweck hatte derſelbe, da der König Frieden auch mit England geſchloſſen hatte und das Haus Bourbon doch nur im Einverſtändniß mit England hoffen durfte, den Thron von Neapel wieder zu beſteigen? Das wußte ſelbſt der gute Prete, der ſich ſonſt nicht viel um die Angelegenheiten der Welt bekümmerte. Als er fortgegangen war, hatte ihn Alexander begleitet, um noch weiter mit ihm die Nachricht zu beſprechen, die ihn ſehr beſchäftigte, weil dabei auch die Carbonari genannt worden waren. Virginia blieb auf der Veranda zurück, und zu ihr geſellte ſich bald die kleine Giuditta, welche ſchon zweimal von weitem gelauſcht hatte, ob der Prete, vor welchem ſie trotz ſeiner Freundlichkeit gegen ſie doch eine gewiſſe Scheu fühlte, ſich nicht bald entfernen werde. Den Andern dagegen, der ſich viel mit ihr beſchäftigte, ſogar mit ihr ſpielte, hatte ſie ſehr lieb gewonnen.

„Wo iſt der Leſſo?“ fragte ſie nach ihm, als ſie ihn jetzt vermißte.

„Biſt Du ihm gut?“ entgegnete Virginia, indem ſie die Kleine auf den Schooß nahm.

Giuditta ſchlang ihre beiden Aermchen um den Hals Virginia's und drückte ſie lange und heftig. „So gut bin ich ihm!“ ſagte ſie lachend. „Biſt Du ihm auch gut?“ fragte ſie dann und blickte Virginia mit einer wahren Forſchermiene in die Augen. Dieſe küßte das Kind und ſagte: „Gewiß, Giuditta. Möchteſt Du mit ihm gehen, wenn er wieder fortgeht?“

„Wenn Du mitgehſt!“ erwiderte die Kleine unbedenklich.

„Ach, armes Kind, ich muß hier bleiben, oder wo ich ſonſt — gefeſſelt bin“, wollte ſie ſagen, aber ſie unterdrückte dieſe Worte und fuhr ſchnell fort: „Denkſt Du denn aber nicht an Deine Mama? Willſt Du Deine Mama verlaſſen?“

„Du biſt meine Mama!“ ſagte die Kleine ganz ernſthaft.

Virginia fuhr heftig auf, eine Glut überflog ihr Geſicht. „Kind!“ rief ſie. „Was redeſt Du da für Unſinn! Wenn Deine Mutter das hörte, würde ſie weinen!“

Als die Kleine ſah, daß die ſchöne Frau böſe war,

ſchwieg ſie verſchüchtert und fing nach kurzer Zeit ſelbſt an zu weinen. „Komm her, Giuditta!“ ſagte die Gräfin wieder gütig, küßte ſie mit Zärtlichkeit, und es war, als wollten ſich ihren tief geſenkten Augen ebenfalls Thränen entringen, aber ſie kämpfte die Perlen zurück, welche ſchon zwiſchen den ſchwarzen Wimpern erſchienen, und fragte: „Wer hat Dir geſagt, Liebchen, daß Du mich ſo nennen darfſt? Erzähle mir's! Du kannſt doch nur eine Mama haben. Ich habe Dich ſehr lieb, aber Deine Mutter darfſt Du deswegen nicht betrüben. Laß mich das nicht wieder hören! Wer hat Dir geſagt, daß Du mich Mama nennen darfſt?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Giuditta noch immer weinend.

Virginia ließ ſie von ihrem Schooße nieder. „Rufe mir die Maddalena“, befahl ſie. Die Kleine ging betrübt von dannen und es that der Gräfin nun doch leid, ſie ſo hart weggeſchickt zu haben, denn ſie ſah ihr mit einem Blick unendlicher Liebe nach. Eine kleine Weile ſpäter kam Maddalena, wie befohlen.

„Haſt Du dem Kinde geſagt, daß ſie mich Mama nennen darf?“ fragte Virginia in ruhigem Tone.

„Madonna!“ entgegnete die Procidanerin und ihr ruhiges ſchönes Geſicht nahm den Ausdruck mächtigen Erſtaunens an.

„Wer es ihm auch geſagt hat“, fuhr die Gräfin im Tone ſtolzer Würde fort, „er verdient eine ernſte Zurechtweiſung. Ich habe das Kind der Gianna zwar ganz gern und erlaube ihm Manches, aber zu einer ſolchen Vertraulichkeit darf es ſich doch nicht verſteigen; das iſt ganz unpaſſend.“

„Ich bin es nicht geweſen“, ſagte Maddalena ruhig.

„Das iſt mir lieb. Ich glaube auch, daß ſich das Kind nicht wieder ſo weit erdreiſten wird.“ Sie ſchwieg einen Moment, dann fragte ſie: „Haſt Du vielleicht neuerdings Nachrichten von Deinem Oheim?“

„Nein!“ antwortete das Mädchen, und als die Gräfin ſie ſcharf und zweifelnd anſah, wiederholte ſie das Nein mit einer Betheuerung, daß ſie den Oheim, ſeit er wieder frei geworden, nicht geſehen, auch nichts von ihm gehört habe.

„Als er hier war — in Verkleidung, wie Du ſagſt — hat er Dir keine Andeutung gemacht, wohin er gehen werde?“

„Nein. Er ſagte mir nur, daß er große Eile habe, daß er aber doch den Umweg gemacht, um mich ſeinetwegen aus der Angſt zu reißen, und daß er den Aufenthalt wieder einbringen müſſe, möge auch das Pferd darüber ſtürzen.“

„Was hatte er denn für eine Verkleidung gewählt?“

Die Procidanerin ſagte kurzweg: „Bürgertracht!“ und nach einigem Beſinnen ſetzte ſie hinzu: „Er lachte ſelbſt darüber, aber er ſagte, der Prinz habe es nicht anders haben wollen.“

„Mein Bruder?“ fragte die Gräfin überraſcht. Sie war nur im weitern Verfolg ihres frühern Schreibens an den Commandanten höflich in Kenntniß geſetzt worden, daß ihr Diener auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs aus dem Gefängniß entlaſſen worden ſei, was ihr alle Neigung genommen hatte, noch eine Aufklärung darüber zu ſuchen. Nun hörte ſie, daß ihr Bruder dabei im Spiele geweſen ſei, aber ſie fragte nicht weiter, das Mädchen konnte ja auch nichts wiſſen.

„Es ſollte mir leid thun, wenn Dein Oheim ſich wieder in unbeſonnene Unternehmungen einließe“, ſagte ſie. „Ich habe eben erfahren, daß eine Empörung jenſeits der Berge ausgebrochen iſt. Es wäre ſehr undankbar von ihm, der zweimal begnadigt worden iſt, wenn er ſich daran betheiligte; zum dritten Male möchte er vergebens Gnade ſuchen.“

Maddalena war von der Nachricht betroffen, aber ſie beruhigte ſich ſogleich wieder. „Mein Onkel iſt gewiß nicht dabei“, ſagte ſie. „Er ſprach davon, daß ihn der König wieder begnadigt habe, und meinte, er werde ſchon einmal Gelegenheit finden, ihm zu danken, obgleich

er nur ein armer Mann ſei und Joachim ein großer Fürſt.“

„Rufe mir Frau Gianna“, befahl die Herrin.

Das Mädchen ging und bald darauf erſchien die Wirthſchafterin auf der Veranda.

„Hat Dir die Maddalena erzählt?“ fragte die Gräfin in der gütigen Weiſe, welche ſie gegen ihre weibliche Dienerſchaft überhaupt, beſonders aber gegen die Wittwe zeigte, die ſie mit ihrer Kleinen hier aufgenommen hatte.

„Ja!“ erwiderte Gianna, indem ſie den braunen Arm in die Seite ſtemmte. „Ich weiß nicht, wer dem Kinde alle die Dummheiten in den Kopf ſetzt, es ſchwatzt täglich mehr unſinniges Zeug, auf das es doch nicht von ſelber kommen kann. Soll ich meine Meinung ſagen, von wem es dies hat?“

„Rede!“ gebot Virginia.

„Von Don Aleſſandro!“ ſagte die Wirthſchafterin.

Virginia blickte unwillig erröthend auf. „Du träumſt!“ rief ſie.

„Nein, nein, ich weiß, was ich ſage!“ erwiderte Gianna. „Er hat das Kind lieb und es läuft ihm den ganzen Tag nach, wenn es nicht bei Ew. Gnaden iſt. Geſtern erſt brachte es etwas vor, das mir auffiel, und wie ich es fragte, von wem es das habe, ſagte es: „Vom Leſſo!“ So nennt ſie den jungen Herrn.“

„Und was war das?“ forſchte Virginia.

„Ach, Narrheit, Kinderei! Sie ſagte mir, daß ſie Angela heißen müſſe. Der junge Herr mag es paſſender finden, weil ſie freilich ſchön wie ein Engel iſt, und ſo hat er ihr denn auch andere Dinge in den Kopf geſetzt, die nun auf unſere Rechnung kommen. Wenn er etwas weiß, ſoll er es für ſich behalten.“

Virginia erhob ſich mit allen Zeichen des höchſten Unwillens. „Was fällt Dir ein!“ rief ſie mit bebender Stimme. In dieſem Augenblicke ſah ſie Alexander durch den Garten zurückkommen und ſagte, ſich bezwingend: „Geh nur, Gianna. Kein Gedanke von alle dem, was Du geſagt haſt! Unmöglich, ganz unmöglich!“ Sie wandte ſich ab, es war, als durchliefe ſie ein Schauder; ſie winkte der Frau heftig, zu gehen, und dieſe entfernte ſich, als Alexander eben die Freitreppe erſtieg.

„Hat ſie ihre Kleine bei Ihnen verklagt?“ fragte er lächelnd, als habe er eine Ahnung, was hier beſprochen worden ſei.

„Warum ſollte ſie das?“ entgegnete Virginia. „Nicht die Kleine, Sie ſind bei mir verklagt worden, Aleſſandro!“

„Ich?“ fragte er verwundert. „Was habe ich verbrochen?“

„Sie ſetzen der Kleinen ſtolze Dinge in den Kopf, behauptet ſie. Daß ſie Angela heißen müſſe, ſtatt Giu-

ditta, daß ſie eine vornehmere Mutter ſich ſuchen müſſe, haben Sie dem Kinde das geſagt?“

Alexander verwahrte ſich gegen die letzte Beſchuldigung, welche ihm ein großes Unrecht zuſchreibe. „Ich entſinne mich“, ſagte er mit ſteigender Verlegenheit, „daß ich allerdings die Kleine im Scherz einmal Angela gerufen habe, weil ſie wirklich einen wahren Engelsblick hat, und was die böſe Nachrede betrifft, ihr kindliches Gefühl gegen die Mutter vergiftet zu haben, ſo kann ihr vielleicht einmal geſagt worden ſein, daß Sie immer ſo gütig und liebevoll wie eine Mutter gegen ſie ſind und daß ſie Ihnen mit eben ſolcher Liebe wie ihrer Mutter anhängen möge.“

„Aleſſandro, Sie können nicht unwahr ſein“, unterbrach ihn Virginia ſanft. „Ich ſehe Ihnen an, Sie haben mehr geſagt.“

„Sie durchſchauen jede Falte meines Herzens!“ rief er. „Ja, ich will es geſtehen. Ich habe die Kleine einmal gefragt, ob es ihr nicht ſüß wäre, Sie Mama nennen zu dürfen.“

Virginia ſchwieg. „Verzeihen Sie mir?“ bat er innig.

Sie reichte ihm ſtumm die Hand, welche in der ſeinigen zitterte. Beide ſaßen eine lange Weile ſchweigend zuſammen. Ihn beunruhigte es, daß er ihr gewiß weh

gethan hatte; ſie mußte es ja ſchmerzlich fühlen, daß ihr in ihrer traurigen Ehe das Mutterglück verſagt ſei. Wenn er ihr auch nicht ſagen durfte, wie ſein Gedankenſpiel ihn zu jener Aeußerung gegen Giuditta geführt, ſo glaubte er ihr doch eine Erklärung derſelben ſchuldig zu ſein. „Sie haben mir verziehen", begann er, „aber es muß Sie doch befremden, wie ich mir anmaßen konnte, dem Kinde eine ſolche Frage zu thun."

„Warum nicht?" entgegnete ſie ſanft und leiſe. „Ich habe das Kind lieb, habe ihm geſtattet, mich Tante zu nennen; es lag gewiß nahe, daß Sie ihm noch eine zärtlichere Benennung erlaubt wünſchten."

„Ich habe die Kleine beobachtet", fuhr Alexander durch ihre Worte ermuthigt fort; „ſie hängt weit mehr an Ihnen als an ihrer eigenen Mutter, und wenn ich dieſe mit ihrem Kinde zuſammen ſehe, die unſchöne Frau und das zarte liebliche Weſen, ſo kommt es mir wie eine Unnatur vor, daß beide in einem ſolchen Verhältniß ſtehen. Gott hat es ihr geſchenkt, und ſie kann glücklich ſein, aber ſagen Sie ſelbſt, würden Sie zweifeln, wenn Sie die Kleine nie geſehen hätten und man ſagte Ihnen, es ſei ein Königskind?"

Seine Worten waren Dolche für Virginia's Herz, aber ſie blutete ſtumm. Der Abend war ſchon tief eingebrochen; Maddalena trug eine Lampe herein und warf

einen ſtillen, theilnehmenden Blick auf ihre Herrin, welche ſo bleich war, daß es ſie erſchreckte. Davon bemerkte Alexander nichts; ſie hatte ſich ſo geſetzt, daß ihr Antlitz nur wenig beleuchtet war. „Darf ich nun hoffen", fing er wieder an, als das Mädchen ſich entfernt hatte, „daß Sie meine unbeſonnene Rede gegen das Kind nicht als einen plötzlichen Einfall anſehen, der —"

„O laſſen Sie das ruhen, Aleſſandro!" bat ſie und ihre Stimme klang ſo weich, daß er davon tief ergriffen wurde. Auch er ſchwieg jetzt. Eine feierliche Stille herrſchte in der Natur; die Zweige der Myrten und Orangen hingen unbewegt, nur ein leichter Hauch vom obern Thale her wehte Kühlung über die Veranda. Die Lampe warf ihren milden Schein auf das junge Paar, das verſtummt, als hätte es ſich gar nichts mehr zu ſagen, einander gegenüber ſaß. Ein großer ſchwarzer Nachtfalter, mit glührothen Unterflügeln ſchwebte hernieder und umflatterte das Licht, das ihm nur den Tod bringen konnte. Alexander, von einem ſeltſamen Gedanken ergriffen, ſuchte ihm zu wehren, ihn zu verjagen; umſonſt, er ſank bald verſengt und zuckend zu Boden, wo er ihn mitleidig tödtete.

„Armes Thierchen!" ſagte er. „Wie gleicht Dein Schickſal manchem Erdenlooſe! Nacht und ein trügeriſches Licht auf der Klippe!" Er mochte an ſeinen hei-

miſchen Rheinſtrom denken, an den Felſen und die Sage der Loreley.

„Auch im vollen Sonnenglanze, im heiterſten Tageslicht ſcheitert manches Lebensſchiff!“ verſetzte Virginia mit gepreßtem Tone. Und nach einer Weile fragte ſie leiſe: „Halten Sie mich für glücklich, Aleſſandro?“

Es war zum erſten Male, daß ſie von ſich ſelbſt zu ihm ſprach, und das Herz wallte ihm ſüß und ſchmerzlich zugleich auf, daß er im erſten Moment keine Antwort finden konnte. Hatte ſie endlich Vertrauen zu ihm gefaßt und fühlte ſie das Bedürfniß, ſich dem Herzen, das wie kein anderes an ihrem Schickſal Theil nahm, auszuſprechen? Von ihren nächſten Verwandten, von Vater und Bruder verlaſſen, mußte ſie nicht endlich, wo ſie Treue und wahres Gefühl für ihr Loos fand, ihre Verſchloſſenheit aufgeben, die in einem ſo jungen Weſen unnatürlich war? Sie wartete nicht auf Antwort, ſondern fuhr nach kurzer Pauſe fort: „Sie wiſſen es, ich bin nicht glücklich. Warum aber, fragen Sie, warum? War es nicht freie Wahl?“

„Virginia! O wüßt' ich Sie glücklich! Mit meinem Leben wollte ich es erkaufen! Sie verdienten das reinſte Glück der Erde!“

„Still, Aleſſandro! Kennen Sie mich, um ſo vermeſſen zu ſprechen? Ich war noch ein Kind, als mich

ſchon das Unglück heimſuchte, das mich ſeitdem, wie ſeine Beute feſthält!"

„Ich weiß, Sie haben ſchon früh Ihre Mutter verloren", ſagte Alexander voll innigen Mitgefühls.

„Meine Mutter habe ich nicht gekannt, ihren Verluſt nicht gefühlt, aber es war freilich das erſte, das ſchwerſte Unglück, das mich getroffen hat! Wäre mir die Mutter nicht entriſſen worden, wie anders, wie ſo ganz anders würde ſich mein Schickſal geſtaltet haben! Allbarmherziger Gott! Ich war auch noch ein Kind, als mein Vater mich verlobte, zum erſten Male, Aleſſandro! Ich war ſchon früher einmal verlobt —"

„Ich weiß es, Virginia! Der Tod entriß Ihnen den Geliebten —"

„Ha!" zuckte ſie auf. „Geliebt habe ich ihn nicht; er war ein vornehmer und reicher Mann, faſt ſchon ein Greis gegen mich, das Kind von vierzehn Jahren, das der Vater nicht gefragt hat, als er es verlobte. Wer hat Ihnen das Alles erzählt? Hat mein Mann mit Ihnen über mich geſprochen? Was hat er Ihnen geſagt, Aleſſandro?" rief ſie heftig, aber ſie unterbrach ſich ſogleich ſelbſt: „Nein, ich will es nicht hören! Liebreich kann es nicht geweſen ſein, aber ſo viel auch zwiſchen uns ſteht, halte ich ihn doch nicht für fähig, über ſeine Frau Böſes zu reden."

„Wie ſollte er auch! Wie wäre das möglich!" ſagte Alexander. „Was ich von ihren frühern Jahren weiß, hat mir nicht mein Onkel, ſondern Ihr Bruder geſagt, als ich von Ihnen ſprach. Aber auch nicht mehr, nur das."

„Camillo! Ich glaube Ihnen, daß er nicht mehr von mir geſagt hat. Wir ſind uns fern und fremd ſeit meiner Kindheit, wie ich allein, mir ſelbſt überlaſſen geblieben bin, auf mich ſelbſt gewieſen bis auf den heutigen Tag. Ihr Onkel lernte mich kennen, er warb um mich, Niemand ſagte mir davon; mein Vater faßte ſeinen Entſchluß, der mein Schickſal beſtimmte."

„Man ſagt mir, nicht Ihr Bruder, ſondern ein Verwandter Ihres Hauſes", begann Alexander ſchüchtern die Frage, die ihm auf dem Herzen lag, „daß Ihr Herr Vater ein treuer Anhänger des alten Königsſtammes iſt, daß er ſich immer von dem jetzigen Hofe fern gehalten hat, und daß es viel Aufſehen erregt hat, als er dennoch die Hand ſeiner einzigen Tochter einem Offizier des Königs Joachim gab, da man gar nicht begriff, wie dieſer Ihre Bekanntſchaft gemacht oder den Muth gewonnen habe, um Sie anzuhalten!" Als er ſo weit gekommen war, erſchrak er ſelbſt über ſeine Kühnheit und er konnte auch bemerken, daß Virginia davon verletzt war. Mußte er nicht erwarten, was ſie ihm in ver-

trauender Hingebung mittheilen werde? Durfte er mehr fordern und fragen?

Sie ſtand langſam auf, er ſah, daß ſie ihm zürnte; es traf ihn wie ein Wetterſtrahl, er ſtürzte zu ihren Füßen. „Virginia!“ rief er, „Du, meine Heilige, Stern meines Lebens, wende Dein Antlitz nicht von mir!“

Da neigte ſie ſich über ihn und hauchte einen Kuß auf ſeine Stirn; enteilen wollte ſie, aber ſie vermochte es nicht mehr, denn ihre Kraft war von tauſend furchtbaren Erinnerungen gebrochen, welche auf ſie einſtürmten; ſie ſank zuſammen wie ein hülfloſes Kind in heißen Thränen, und wenn ſie Alexander nicht ſchnell geſtützt hätte, wäre ſie hart auf die Marmorplatten des Bodens gefallen. Einen Moment ruhte ſie an ſeiner Bruſt, welche hochauf ſchlug, als er den Arm um ſie ſchlang, ſie zu halten, aber ihr ſchnell wiederkehrendes Bewußtſein erſchreckte ſie, daß ſie ſich mit einer Heftigkeit von ihm losriß, welche ihn beſtürzt machte.

„Ich bin ein krankes, ſchwaches Weib, Aleſſandro!“ ſagte ſie kaum vernehmbar. „Verlaſſen Sie mich nicht, mein einziger Freund! Was Sie mich gefragt haben, iſt ſo natürlich! Wir ſprechen wohl noch mehr davon, heute aber bedarf ich der Ruhe. Sie ſehen, daß ich wie ein Kind bin.“ Es war ein ſchwacher Verſuch zum Scherze, der ihn nur noch mehr betrübte. Er bat ſie um Verzei-

hung und war nicht im Stande, ſeine völlige Faſſungsloſigkeit zu verbergen; ſie reichte ihm nochmals die Hand. „Wie könnte ich Ihnen jemals zürnen, meinem einzigen, treuen Freunde", ſagte ſie innig. „Vielleicht kommt aber die Stunde, wo Sie an mir zweifeln werden! O ſchwören Sie nicht! Die Stunde wird kommen, Aleſſandro! Dann bewähren Sie ſich!" Raſch entzog ſie ihm jetzt die Hand, die er an ſein Herz drückte, kaum wiſſend, was er that, und verließ die Veranda. Einen Augenblick vorher war ein ſchönes, bleiches Antlitz, welches ſtarr vor Beſtürzung auf die Scene geſchaut hatte, zwiſchen den Säulen verſchwunden.

Nach ſolchem Abend das Wiederſehen am Morgen, wenn das unerbittliche Tageslicht jeden Zug, jeden Wechſel des Ausdrucks im Antlitz erhellt! Virginia trat jedoch dem Jünglinge, der ſich vor der erſten Begegnung fürchtete, als ſei er ein ſchuldbewußter Verbrecher, mit einer ſo ruhigen Haltung entgegen, als habe ſie Alles vergeſſen, was geſtern zwiſchen ihnen vorgefallen. Hatte ſie doch in ihrem jungen Leben viel Anderes hinter einer erkünſtelt klaren Außenſeite verbergen müſſen! Kein Wort ſprach ſie, das ſich auf geſtern bezog — wie hätte er den Muth finden ſollen, davon zu beginnen! Die kleine Giuditta kam in gewohnter Weiſe zu ihr geſprungen und war auch gegen ihn zutraulich, wie immer,

quälte ihn mit Fragen und Forderungen und hatte offenbar nach Kinderart kein Gedächtniß mehr für den Anlaß, um deſſentwillen ſie geſcholten worden war, den ſie auch gar nicht verſtanden hatte. So vergingen die Stunden leicht; und auch in Alexander's Gemüth ſtellte ſich das Gleichgewicht wieder her, er war nur viel ſtiller als ſonſt. Virginia bemerkte das wohl, doch hütete ſie ſich, ihn zu fragen. Als ſie ſich ſpäter in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, wanderte er, wie er zu thun pflegte, in das Thal hinauf, an dem Kirchlein vorüber zu der Höhe, auf welcher die Landſtraße hinlief. Vor der Thür der Oſteria bemerkte er einen Wagen; es war nichts Auffallendes für ihn, weil dort Fuhrleute ſowohl als Fußwanderer und wer ſonſt des Weges zog, einen Halt zu machen pflegten. Er wollte ſeinen Spaziergang noch weiter fortſetzen, ohne ſich um die Reiſenden, deren wieder einige vor dem Hauſe ſaßen, zu kümmern, als ein Mann aus der Thür trat, der ihn bei ſeinem Namen anrief. Er wandte ſich um und erkannte zu ſeiner Ueberraſchung den Prinzen Emilio Angri, deſſen Bekanntſchaft er im Winter zu Neapel gemacht hatte.

„Treffe ich Sie hier?“ rief Emilio mit wohlerkünſtelter Verwunderung. „Ich wähnte Sie ſchon jenſeits der Alpen, wenn das Kriegsgetümmel am Po Sie nicht aufgehalten hätte. Sie waren ſo ſpurlos verſchwunden

wie ein Zugvogel! Sind alſo hier eingeflogen? Ei, ei, was wird Ihr tapferer Onkel dazu ſagen?"

„Mein Onkel hat mich gebeten, Durchlaucht, während ſeiner Abweſenheit der Tante in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit, wenn ſie eines Rathes oder Beiſtandes bedürfte, zur Seite zu ſtehen!"

„Seltener Mann!" verſetzte der Prinz, welchem die Verlegenheit nicht entging, die ſeine Neckerei in dem jungen Deutſchen erzeugt hatte. „Es fällt mir auch nicht ein, meiner ſchönen Couſine Ihren Beiſtand zu mißgönnen, nur beneide ich Sie, Cariſſimo! Hätte ich geahnt, daß meine Couſine Beſuch annimmt, ſo würde ich nicht des obern Weges vorübergefahren ſein; nun aber begleite ich Sie auf einen Moment, ſoviel es meine dringenden Geſchäfte geſtatten. Ich will mich wenigſtens überzeugen, ob ſich die reizende Virginia unter Ihren Fittigen wohl befindet. Kommen Sie!"

„Ich möchte Sie bitten, Durchlaucht, gegen Ihre Frau Couſine dieſen Ton des Scherzes nicht anzuſchlagen", ſagte während des Ganges Alexander ernſthaft und jetzt mit einem feſten Blicke. „Es würde für mich höchſt unangenehm ſein."

„Ihre Integrität ſteht über allem Zweifel erhaben!" erwiderte Emilio lächelnd. „Wäre es nur auch ſo in einer gewiſſen andern Beziehung! Als naher Verwandter

der Dame, die ſich für Sie intereſſirt, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß man in Neapel an Ihr plötzliches Verſchwinden ſeltſame Vermuthungen knüpft."

„Wer kann ſich darum gekümmert haben?" fragte Alexander. „Wer hat ein Recht dazu?"

„Die hohe Polizei!" erwiderte der Prinz gelaſſen.

Der Freiherr ſtand ſtill und ſah ihn mit einem erſtaunenden und unwilligen Blicke an. „Fürchten Sie von mir keine Denunciation!" fuhr Emilio fort. „Ich kann Ihnen aber mit Gewißheit ſagen, daß auf Sie gefahndet worden iſt und daß man Sie jetzt in den Abruzzen glaubt."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" rief Alexander heftig.

„Wenn Sie ſelbſt den Zuſammenhang nicht begreifen, ich natürlich noch weniger", erwiderte Emilio. „Halten wir uns nicht auf, Sie rauben mir koſtbare Minuten, die ich in der Gegenwart meiner liebenswürdigſten Virginia verleben könnte. Ja, Verehrteſter", ſprach er im Weitergehen, „man hält Sie für nichts Geringeres als einen Emiſſär der Feinde unſerer Regierung, der ſich unter der unſchuldigen Maske eines Alterthumsforſchers, welchen die Gegenwart nichts kümmert, bei uns eingeſchlichen hat, um das Volk zu bearbeiten. Welchen Grund Sie vielleicht ſelbſt durch unbeſonnene Aeußerun-

gen zu dieſem Verdacht gegeben haben, vermag ich nicht zu beurtheilen. Das claſſiſche Alterthum mit ſeinen Anſchauungen über Volksfreiheit und Regierungsformen gibt wohl ſo manche Analogie, welche bei gelegentlichen Reden darüber der Polizei Anſtoß erregen könnte. Ich entſinne mich ſelbſt, als wir einmal durch die Platanenallee der Villa reale gingen, von Ihnen dergleichen gehört zu haben; wir ſtanden dann zuſammen an der eiſernen Baluſtrade am Meer und ſchauten nach Capri hinüber, das Ihr dichteriſcher Landsmann, wie Sie ſagten, mit einer ruhenden Sphinx vergleicht — vortrefflich! Sie ſprachen dabei Einiges über Kaiſer Tiberius, den Tyrannen, welcher dort ſeine Villeggiatura gehalten, und berührten ſonſt noch Allerlei, intereſſant genug, aber nicht ganz unverfänglich. Sie zeigten mir auch das Caſtell dell' Uovo, wo der letzte römiſche Kaiſer, Romulus Auguſtulus, nach ſeiner Entthronung durch einen andern Landsmann von Ihnen, den Odoaker, ſeine Tage beſchloſſen hat. Erinnern Sie ſich Ihrer Nutzanwendungen noch?"

„Sie haben ein beſſeres Gedächtniß als ich", erwiderte Alexander unmuthig. „Was ich geſagt habe, weiß ich nicht mehr, es können aber nur hiſtoriſche Thatſachen geweſen ſein. Will Ihre Polizei, wenn uns einer ihrer Spione behorcht hat, daran ein Aergerniß nehmen, ſo

mag ſie die Geſchichte von Jahrtauſenden und die ewigen Wahrheiten ſtreichen, welche dieſe lehrt. Etwas Anderes als Wahrheit kann ich nicht geredet haben und bin ſtets bereit, meine Worte zu vertreten!“

„Das glaube ich gern, ohne die ſchmetternde Fanfare, mit welcher Sie dieſe Herausforderung an den Herzog von Campochiaro, unſern Polizeiminiſter, begleiten. Ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer Streitfertigkeit, da ich ja weiß, daß in Deutſchland kürzlich die ganze ſtudirende Jugend mit ihren Profeſſoren an der Spitze die Federn und Folianten mit dem Schwerte vertauſchte, um Napoleon zu bekämpfen, gegen den auch unſer König den Degen gezogen hat. Laſſen Sie aber doch meine Warnung nicht unbeachtet. Auf hiſtoriſche Discuſſionen und Argumente würde ſich die Militärcommiſſion, der Sie im Fall einer Anklage verfielen, nicht einlaſſen.“

„Ungehört und ohne mich zu überführen, könnte ſie mich nicht verurtheilen“, ſagte Alexander. „Ich danke Ew. Durchlaucht für die Warnung, aber ein ſo lächerlicher Verdacht kann mich nicht bewegen, einer Anklage auszuweichen, die ich ruhig abwarten will.“

„Ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Sie es hier, wo Sie im Paradieſe leben, auf das Aeußerſte ankommen laſſen“, verſetzte der Prinz. „Sie müſſen

am beſten wiſſen, was Sie zu thun haben. Fort denn mit der Politik! Welch eine entzückende Lage hat dies Schloß! Das ſind ja die Gärten der Armida! Beneidenswerther Rinaldo! Aber ich ſehe mit Entſetzen, daß ich das ganze Ungewitter, welches gegen die Polizei in Ihnen heraufzog, auf mein armes unſchuldiges Haupt herablockte! Schonung, Erbarmen! Wie Sie das claſſiſche Alterthum, liebe ich unſere Dichter; wäre Ihnen ſtatt der romantiſchen Armida die claſſiſche Circe lieber?"

„Sie beleidigen die Ehre meiner Tante, Prinz Angri!" rief Alexander mit erneuter Heftigkeit. „Ich werde das nicht dulden."

„Gut, Herr Baron!" erwiderte der Prinz höhniſch. „Wenn Sie es ſo nehmen, können wir ſpäter einmal darüber reden. Für den Augenblick iſt weder Zeit noch Ort dazu günſtig, auch fehlt es uns am Nöthigſten."

„Ich bitte nur Zeit und Ort zu beſtimmen!" rief der Freiherr.

„Sobald ich von meiner Reiſe zurückkomme", erwiderte Angri. „Ich werde die Ehre haben, die nöthigen Schritte einzuleiten. Vor der Hand haben wir nach Brauch und Herkommen wohl nichts mehr mit einander zu verhandeln?"

Alexander blieb ſtehen, machte dem Prinzen eine

leichte Verneigung und ſchlug, ohne ihm noch ein Wort zu ſagen, einen andern Pfad ein, der ſeitwärts wieder in die Berge führte.

„Deine Furia tedesca werden wir zähmen!“ ſprach Emilio für ſich, indem er ihm nachſah. Dann ſetzte er ſeinen Weg nach dem Schloſſe fort, in deſſen Nähe er ſchon gelangt war. Er vermied es, den Eingang durch das Portal zu benutzen; er wußte in den Garten zu kommen, um von dort unangemeldet in das Haus zu treten; er wollte ſeine Couſine überraſchen.

Virginia ſaß, wie gewöhnlich, auf der Veranda und hatte die kleine Giuditta auf dem Schooß, welche in kindlicher Weiſe zärtlich mit ihr plauderte, während ſie liebreich auf das unſchuldige Weſen herabſah und ihr zuweilen die Wange oder die ſchwarzen Locken ſtreichelte. An der nächſten Säule ſtand Maddalena und blickte mit ſtiller Theilnahme auf die liebliche Gruppe, aber in ihren ernſten Zügen hätte ein Beobachter eine unverkennbare Traurigkeit leſen können.

„Madonna!“ rief ſie plötzlich.

Die Herrin ſah auf und erblickte auf der Freitreppe einen fremden Mann; es war ihr Vetter Emilio, der nun ſchnell heraufkam.

„Welch reizendes Bild!“ rief er. „Wenn es nicht ſündhaft wäre, möchte ich ſagen: eine Madonna! Ich

würde nur zweifelhaft ſein, ob von Guido Reni oder von Tizian, und wenn ich die dritte ſchöne Geſtalt vergleichen ſoll, ob der heiligen Anna oder Katharina. O geben Sie das Kind nicht fort! Es kleidet Sie wundervoll!“ Virginia hatte dem Mädchen gewinkt, welches die Kleine, die ſich vor dem fremden Mann ohnehin fürchtete, auf den Arm nahm und ſich raſch entfernte.

„Was verſchafft mir die Ehre, Herr Vetter?“ fragte die Gräfin, welche wieder vollkommen die Dame von Neapel war, mit allem Stolz und Selbſtbewußtſein, wodurch ſie ihn oft zur Verzweiflung gebracht hatte.

„Ich würde es nicht gewagt haben, ſchöne Couſine, Sie zu überfallen, wenn ich nicht, achtungslos vorüberfahrend, bei einem Halt in der Oſteria droben den intereſſanten Teutonen, den Neveu Ihres Gemahls, getroffen hätte, der mir bewies, daß Sie Beſuch, ſogar auf längere, unbeſtimmte Zeit, annehmen. So kam ich auf einen Augenblick herab, mich nach Ihrem Ergehen zu erkundigen und fand Sie in einer ſo reizenden Situation, daß ich Ihnen nur wünſchen könnte, dies wunderſchöne Kind möchte das Ihrige ſein; Sie werden einem Verwandten von meinem Alter dieſen Gedanken nicht übel nehmen, der ſo nahe liegt.“

Sie zuckte leicht die Achſeln, faſt mitleidig, doch entging es ihm nicht, daß ſeine Aeußerung getroffen

hatte, und diesmal ſchärfer als ein bloßer Nadelſtich. „Haben Sie eine weite Reiſe?“ fragte ſie, indem ſie ihn einlud, Platz zu nehmen.

„Nicht allzu weit, aber dringend; ich kann mich nur ſo lange aufhalten, bis meine Pferde gefüttert ſind. In einer wichtigen Angelegenheit wünſcht ein Bekannter mich zu ſprechen, ein intimer und wahrer Freund von mir.“

„Beſitzen Sie deren?“ fragte Virginia.

„In Ihrem Reichthum ſpotten Sie meiner Armuth. Ein Blick von Ihnen genügt, um jeden Mann zu Ihrem Sklaven zu machen, aber Sklaven — und wären es Cimbern und Teutonen! — ſind nicht immer die zuverläſſigſten Freunde. Ich meine nicht etwa Ihren Gemahl, Divina; der hat eine ſo eigenthümliche Stellung, daß ihn keiner der Encyklopädiſten zu claſſificiren wüßte —“

„Erſchöpfen Sie ſich nicht, Don Emilio, wie ich Ihnen ſchon oft gerathen habe. Ihre gelehrten Anſpielungen gehen mir, wie Sie wiſſen, ganz verloren!“

„Weil mir die Gabe abgeht, mich Ihnen ſo verſtändlich zu machen wie der jüngere Gelehrte, welcher ſeinen claſſiſchen Studien bei Ihnen obliegt.“

„Mein Neffe verſchont mich mit Allem, was mir läſtig iſt!“ verſetzte Virginia.

„Und Sie bauen auf ihn wie nur die Königin Johanna früherer Zeit auf ihre deutſche Leibwache!

Laſſen Sie ſich aber von einem welterfahrenen Manne ſagen, daß es ſelbſt einer Divina gefährlich iſt, in ihrer Umgebung eine Schönheit erſten Ranges zu dulden, wie das junge Mädchen, das mit dem Kinde von Ihnen ging."

Virginia antwortete ihm nur mit einem ſtolzen Blicke, in welchem ſich eine unbeſchreibliche Verachtung malte. Er ließ ſich aber nicht niederſchmettern, ſondern ergriff ihre Hand und hielt ſie feſt, als ſie ſie ihm heftig entziehen wollte.

„Reizendes Couſinchen, laſſen Sie uns Frieden und Bündniß ſchließen! Ich bin kein zu verachtender Freund, denn ich komme nicht mit leeren Händen, wohl aber könnte ich leicht ein gefährlicher Feind werden!"

Sie hatte ihre Hand, welche ſchmerzhaft in ſeinem feſten Griff gezuckt hatte, endlich mit Anſtrengung befreit und ſagte unwillig: „Wenn Sie mir mit Ihrer Feindſchaft drohen, wozu ich Ihnen keinen Anlaß gegeben habe, ſo muß ich es tragen!"

„Keinen Anlaß?" rief er. „Sie haben mich ewig zurückgeſtoßen, die Worte meines heißeſten Gefühls nicht verſtehen wollen; Sie haben mich mit Spott und Witz überſchüttet, mich verächtlich behandelt, wo Sie doch ſo viel Grund hätten, mich als ihren Freund mit dem Füllhorn Ihrer Gunſt zu beſeligen! Wir ſind allein, Virginia! Darum endlich einmal Offenheit. Sie

ſind in meiner Gewalt, ich kann Sie verderben, wählen Sie!“

Virginia war tödtlich erblaßt; um ihre Lippen zuckten alle Fibern, aber ihr Auge, ſchwärzer jetzt als die Nacht, aus welcher Blitze flammen, traf den Sprecher mit ungebeugter Kraft, und die Haltung, in welcher ſie ſich erhob, war ſtolzer, als er ſie je geſehen hatte. „Ich habe nichts zu fürchten!“ ſprach ſie in aufgeregtem Tone. „In Ihrer Gewalt kann ich niemals ſein! Ihre Drohung verachte ich!“

Auch Emilio war aufgeſtanden. „Beſinnen Sie ſich!“ ſagte er. „Ich nehme dies nicht als Ihr letztes Wort. Meine Erklärung hat Sie überraſcht, Sie bedürfen Zeit, ſich zu faſſen.“ Ein plötzliches Aufleuchten in ihren Zügen, wie Freude, ließ ihn der Richtung ihres Blickes folgen. „Ah, Sie vertrauen auf Ihren deutſchen Ritter, der im rechten Augenblicke zu Ihrer Hülfe kommt. Ich überlaſſe Ihnen, ſich mit ihm über die Wahl, die ich Ihnen geſtellt, zu verſtändigen. Schöne, einzige Divina“, fügte er in völlig verändertem, leidenſchaftlichem Tone hinzu, „ſtoßen Sie mich nicht zurück!“ Virginia wandte ſich ab von ihm. „Ich gönne Ihnen Zeit, die meinige iſt heute abgelaufen! Bald ſehen wir uns wieder, hoffentlich zum Glücke für uns beide! Mit Ihrem Ritter habe ich mich ſchon ausgeſprochen.“

Ohne dieſe Rede, welche wie ein ſcharfer Dorn Virginia verletzte und beunruhigte, weiter zu erklären, empfahl er ſich mit ſchnellem Abſchiede und ging über die Treppe des Weges zurück, den er gekommen war. Er begegnete Alexander. Beide grüßten ſich kalt und Emilio ſagte im Vorüberſchreiten: „Ich werde bald die Ehre haben, von mir hören zu laſſen.“

Siebentes Kapitel.

Die Verhaftung.

Als Graf Orkum mit den Depeschen des Königs in Neapel bei der Regentin sich meldete, hatte die Angelegenheit, welche den Monarchen zu den durchgreifendsten Maßregeln veranlaßte, bereits eine andere Wendung genommen. Das Decret des Königs athmete die äußerste Strenge; zur Ausführung desselben war aber der General Florestan Pepe, ein Mann von gütigem und wohlwollendem Charakter, bestimmt worden, eine Concession, welche Joachim demjenigen seiner Minister gemacht, welcher sich für Milde in der Behandlung dieser Angelegenheit ausgesprochen hatte. Ebenso war die Regentin verfahren. Sie hatte sogleich die zuverlässigsten Truppen nach Abruzzo marschiren lassen, als Commissarien aber zwei abruzzesische Grundbesitzer bevollmächtigt, welche im schönsten Rufe politischer Tugenden standen: den Cavaliere Delfico und den Baron Nolli. Das Feuer der Empörung, welches das ganze Königreich in Brand

zu ſetzen drohte, war von der Inſel Liſſa im Adriatiſchen Meere aus entzündet und geſchürt worden. Dieſe Inſel hatten die Engländer ſtark beſetzt und zu einem Hauptort ihres Handels und der Contrebande gemacht. In Calabrien, wo, durch Manches eingeſchüchtert, allgemeine Entmuthigung herrſchte, konnten ſie nur insgeheim ihre Umtriebe fortſetzen, in den Abruzzen aber rührten ſich die Carbonari freier, und an einem vorherbeſtimmten Tage war die Revolution gleichzeitig und allgemein in der Provinz Teramo an der Grenze des Reichs ausgebrochen. Der Plan war, ſich bewaffnet im Felde zu verſammeln, in die Städte einzudringen, die Behörden abzuſetzen, neue zu ernennen, die Herrſchaft Murat's als geſtürzt zu erklären und Ferdinand von Bourbon zum conſtitutionellen König auszurufen, dann in gleicher Weiſe die andern Provinzen zu durcheilen und mit Hülfe der dortigen Bundesbrüder und des Glücks bis Neapel vorzudringen. Alles war nach Wunſch gegangen, jene ganze entlegene Provinz mit Ausnahme der Hauptſtadt revolutionirt, ohne daß es Gewaltthat oder Anſtrengung gekoſtet hätte; Joachim's Behörden waren ruhig von ihren Poſten abgetreten, die neuen führten ebenſo ruhig die Geſchäfte auf Grund der beſtehenden Geſetze. Dieſe Umwälzung war in einem Tage bewirkt worden, ein Zeichen allgemeiner Zuſtimmung. Um ſo größer die Gefahr für

die Regierung. So ſtanden die Sachen, als Baron Tulli dem Könige die Botſchaft in das Lager brachte.

Aber es war kein Nerv in dieſer Erhebung. Schon in dem benachbarten Diſtrict von Chieti hatte ſie keinen Eingang gefunden; die Vorſichtsmaßregeln des Intendanten Montejaſi hatten das verhütet und einige ſchnell herbeigeeilte Abtheilungen von Gensdarmen den Aufſtändiſchen von Teramo den Uebergang über den Pescaraſluß verwehrt. Aeußere Hülfe blieb aus, die innere nachhaltige Kraft fehlte, das Strohfeuer war ſchon in ſich ſelbſt im Erlöſchen. Die alten Beamten Murat's traten einer nach dem andern wieder in ihre Functionen, und die neuen wichen ihnen ebenſo geräuſchlos, als ſie eingeſetzt worden waren. Als Graf Orkum ſich der Regentin vorſtellte, um ihr die Depeſchen ihres Gemahls zu überreichen, konnte ſie ihm bereits ſagen, daß die von Neapel abgeſchickten Truppen zu ſpät gekommen und die Ruhe vor ihrer Ankunft ſchon vollſtändig wiederhergeſtellt ſei. Die Königin ließ ſich dann von ihm genauen Bericht über die Operationen der Armee abſtatten, und was Orkum als Soldat beklagte, daß dieſelben durch den Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen den Verbündeten gehemmt würden, erfüllte ihr Herz mit Freude. Vielleicht war doch noch, trotz der Nachrichten aus Frankreich, welche nach der kurzen Siegesperiode für den Kai-

ſer wieder traurig genug klangen, durch Zerwürfniſſe der Verbündeten, auf welche die Königin hoffte, ein Umſchwung der Dinge möglich, und dann fiel ihr die ſchöne Aufgabe wieder zu, die ſie ſchon mehr als einmal glücklich gelöſt hatte: ihren Bruder und ihren Gemahl zu verſöhnen. Sie entließ den Adjutanten heute gnädiger, als ſie ſonſt gegen ihn war. Er hatte ſich niemals ihrer beſondern Gunſt rühmen können, da ſie ihn nicht viel höher ſtellte, als einen Glücksritter, der ſich nur eine glänzende und ſorgenfreie Exiſtenz durch den Fürſten, welchem er ſeine Dienſte geweiht, habe ſichern wollen; es waren aber noch andere Gründe hinzugekommen, welche den Grafen um den Reſt ihrer Achtung gebracht hatten. Heute zeigte ſie ihm jedoch ein huldreicheres Antlitz als je und fragte, als ſie ihn entließ, ſogar flüchtig nach ſeiner Frau, was ſie bisher noch nie gethan. Er erwiderte, daß ſeine Frau auf dem Lande ſei, und bat um Erlaubniß, wenn er nicht heute noch Depeſchen für Se. Majeſtät zu erwarten habe, auf einige Stunden ſein Gut beſuchen zu dürfen. Die Königin gewährte ihm die Bitte und beſchied ihn erſt auf den zweiten Tag zum Empfang der Papiere, welche er dem Könige zu überbringen habe. Selbſt der ſonſt geringen Beobachtungsgabe Orkum's war das veränderte Benehmen der Königin Karoline aufgefallen. Sie war ihm nicht gewogen und hatte ihre Gründe

dazu, ſie machte aus ihrer Abneigung gegen ſeine Frau, zu welcher ſie noch mehr Urſache zu haben glaubte, ſelbſt bei öffentlichen Gelegenheiten wenig Hehl; was war denn geſchehen, daß ſie auf einmal nach ihr fragte? War ſie endlich über Virginia's Sinn und Charakter, der ſelbſt ihm, dem Gatten, unbegreiflich war, mehr aufgeklärt? Auf welche Weiſe aber? Es war ſchon ein Räthſel, wie ſie überhaupt von manchen Dingen unterrichtet worden, denn daß ſie es war, ließ ſich nicht verkennen; wie aber mußte ſie neuerdings eine andere Einſicht, die ſie offenbar zu beſchwichtigen ſchien, gewonnen haben?

„Die Weiber!“ ſagte der Graf wenig ehrerbietig auf dem Heimwege vom Palaſt. „Sie gönnen ſich nicht das Weiße im Auge!“ Er traf dann Anſtalten, nach der Roſaja, ſeinem Landgute, zu fahren, da er Virginia bereits erklärt hatte, daß er ſich an ſein Verſprechen, ſie dort nie zu beſuchen, nicht mehr für gebunden halte. Es war eine zu kindiſche Caprice! Ihm hatte ſie ja doch nichts mehr zu verheimlichen.

Virginia war denn von einer neuen Ueberraſchung bedroht. Emilio's Betragen, ſeine Aeußerungen hatten ſie bis in das Herz getroffen und empört, ſodaß ſie gleich, nachdem er ſein letztes Wort geſprochen hatte, von der Veranda in ihr Zimmer gegangen war, ohne Alexander, den ſie doch kommen ſah, abzuwarten. Den

Jüngling hatte es wohl befremdet, aber er konnte ſich denken, daß der Prinz in ſeiner frivolen Weiſe ſie vielleicht verletzt habe und daß ſie ihre Verſtimmung nicht zeigen wolle. Sie ließ ſich jedoch den ganzen Tag nicht mehr ſehen; auch die kleine Giuditta, welche ſtürmiſch nach ihr verlangte, erhielt keine Erlaubniß, zu ihr zu kommen, und Maddalena, als Alexander ſie fragte, ob ihre Herrin krank ſei, gab ihm kaum eine Antwort; ihre Miene war ſtreng, faſt feindſelig, ſodaß es ihm auffallen mußte.

„Sind Sie böſe auf mich, Maddalena?“ fragte er. Ihm war es unmöglich, gegen das Mädchen, das ihm nie wie eine Dienerin erſchien, in einer andern Weiſe zu ſprechen.

Sie gab ihm keine Antwort, aber ſie erröthete und ein ſchneller abweiſender Blick traf ihn. „Was habe ich Ihnen gethan?“ fragte er wiederum, da er in ihrem Weſen die Beſtätigung zu leſen glaubte, daß ſie irgend etwas gegen ihn habe.

„Mir?“ antwortete ſie, und in dem räthſelhaften Tone, mit welchem ſie dies Wort ſprach, konnte manche Deutung gefunden werden. Sie ſtand ihm aber nicht weiter Rede.

Am frühen Morgen des folgenden Tages brachte ihm ein Knabe aus der Oſteria ein Billet; es war von

dem vornehmen Herrn, welcher geſtern dort geweſen und heute zurückgekommen war, zur Beſtellung übergeben worden.

Vom Prinzen Angri! Alexander's Züge ſpannten ſich, in ſeinen Augen funkelte der Unwille von geſtern; ein Gefühl, das er nie gekannt, der Drang nach Vergeltung, ſchwellte ſeine Bruſt und zog die Muskeln ſeines Arms zuſammen.

„Ich kehre heute ſchon nach Neapel zurück. Sie werden unverzüglich durch meinen Secundanten von mir hören. Da ich wohl annehmen kann, daß Sie als geweſener Student mit der Führung des Degens vertraut ſind, werde ich Rappiere vorſchlagen, ſtehe aber auch auf Piſtolen zu Dienſt, wenn Sie das vorziehen.“

Deutſche Hiebe! Alexander hatte auf der Univerſität bei ſeinem zurückgezogenen Leben nie auf der Menſur geſtanden und in der Fechtkunſt nur wenig gelernt, aber es war ihm, als könne er nur mit der Klinge in der Hand, auf Armlänge von ſeinem Gegner getrennt, das Weiße in ſeinem Auge erkennend, von ihm die rechte Genugthuung für ſeine frechen und frevelhaften Reden erlangen. Während er noch in großer Aufregung mit dem Billet, das er zerknittert hatte, auf der Veranda ſtand, erſchien Maddalena eilig und beſtürzt. Alexander fragte ſie erſchrocken, ob die Gräfin kränker geworden ſei.

„Nein, nein!“ rief das Mädchen. „Aber Sie, retten Sie ſich! Man ſucht Sie, Gensdarmen!“

„Sie träumen, Maddalena! Was habe ich mit Gensdarmen zu ſchaffen?“

„Fragen Sie nicht; ſie kommen ſchon in das Schloß! Fliehen Sie dort hinüber, in die Schlucht, zur Kirche!“

War ſie denn immerdar die treue Warnerin vor Gefahr, und auch jetzt, wo ihre reine Seele von dem Verdacht, den ihr einſt ſchon ihr Oheim eingeflößt hatte, durch das Zeugniß ihrer eigenen Augen mit Haß gegen Alexander erfüllt ſein konnte, auch jetzt noch wollte ſie ihn retten? Er verſchmähte aber ihre Warnung und es war dann zu ſpät.

Durch die Ausgangsthür des Salons trat ein Gensdarmerieoffizier in voller Bewaffnung unter die Säulen der Veranda und kam, ſobald er den Freiherrn erblickte, ſchnell auf ihn zu. „Sind Sie der Baron Aleſſandro Orkum?“ fragte er.

„Der bin ich!“ erwiderte Alexander, nun doch befremdet, da es Ernſt zu werden ſchien, was er für ein ſeltſames Mißverſtändniß Maddalena's gehalten hatte.

Der Offizier überreichte ihm ein Papier; es war ein Verhaftsbefehl gegen ihn in aller Form, unterzeichnet und beſiegelt.

„Der Grund iſt nicht angegeben!“ rief der Freiherr. „Darf ich fragen —“

„Ich kann Ihnen darauf keine Antwort geben", erwiderte der Offizier. „Sie werden den Grund Ihrer Verhaftung am beſten wiſſen oder jedenfalls erfahren. Ich bitte Sie, mir ohne Aufenthalt zu folgen. Ihre Effecten werden nachkommen; ich habe dazu Befehl ertheilt. Keinen Widerſpruch, Herr Baron! Sie ſehen, ich habe Mittel, nöthigenfalls Gewalt anzuwenden." Er zeigte auf zwei Gensdarmen, welche jetzt ebenfalls unter den Säulen erſchienen.

„Gut, mein Herr. Ich folge Ihnen. Ihre Behörde wird ſich bald überzeugen, daß ſie auf falſche Indicien hin ſich übereilt hat; rechnen Sie aber auch darauf, daß ich bis zum Könige mein Recht ſuchen werde. Sie werden mir wenigſtens erlauben, meiner Tante die Urſache meiner Entfernung zu ſagen und zwei Zeilen in einer nicht erledigten Ehrenſache zu ſchreiben!"

„En avant!" rief der Offizier mit dem ganzen Uebermuth ſeines Corps den Gensdarmen zu.

In dieſem Augenblicke erſchien Virginia. Maddalena hatte, als der Offizier herausgetreten war, keinen andern Rath mehr gewußt, als ihre Herrin eilends zu benachrichtigen.

„Darf ich fragen, Herr Kapitän", ſagte die Dame ſtolz und gebieteriſch, „was dieſer Einbruch in mein Haus bedeutet?"

„Frau Gräfin“, erwiderte der Offizier achtungsvoll, denn ihm war die hohe Stellung des Grafen Orkum bei dem Könige wohl bekannt, „ich bin beordert, dieſen Herrn zu arretiren; die Pflicht meines Dienſtes geſtattete mir nicht, Ihnen zuvor eine Anzeige zu machen. Ich bitte deshalb um gnädige Entſchuldigung. Iſt es gefällig, Herr Baron?“

Virginia warf einen unruhig fragenden Blick auf dieſen. „Ich gebe Ihnen mein Wort Tante, daß ich keinen Grund zu dieſer Gewaltthat gegen meine Freiheit weiß!“ ſagte Alexander. „Das Räthſel muß ſich ja alsbald aufklären! Erlauben Sie mir nur noch einen Moment zum Ordnen der erwähnten Angelegenheit, Herr Offizier.“

„Ich bedaure!“ erwiderte dieſer. „Briefe zu ſchreiben iſt Ihnen nicht mehr geſtattet; auch werden Ihre Papiere ſchon ſämmtlich in Beſchlag genommen ſein.“

„Meine Papiere?“ rief Alexander, und eine heiße Glut überflog ſein ganzes Geſicht bei dem Gedanken, daß damit die geheimſten Regungen und Gefühle ſeines Innern, die er dem Papier anvertraut hatte, fremden Augen preisgegeben würden. Er war dadurch ſo faſſungslos, daß es ſchien, als ſei er völlig in Verzweiflung gerathen. Virginia erſchrak vor dieſen Zeichen eines unverkennbaren Schuldbewußtſeins, die auch dem Offizier nicht entgingen.

„Es wird ſich Alles aufklären, Sie haben Recht!“ ſagte dieſer mit einem gewiſſen Hohn. „Setzen Sie mich aber nicht länger in Verlegenheit. Ich habe gemeſſene Ordre, Sie nöthigenfalls gefeſſelt abzuführen.“

„Meine Tante, ich wiederhole, was ich Ihnen geſagt habe; ich bitte Sie nur, was auch in Zukunft von mir vielleicht zu Ihrer Kenntniß kommen mag, mich nicht zu verkennen, mir zu verzeihen!“

Virginia hatte jetzt auch den Muth und die Faſſung verloren. Der Offizier winkte ſeinen Leuten, aber Alexander folgte ihm jetzt, ohne es zur Anwendung von Gewalt kommen zu laſſen. Sein letzter Blick begegnete Virginia's Augen, welche mit Beſorgniß und einer Glut auf ihn gerichtet waren, daß es ihn durchzuckte, wie an jenem Abende; ſie erhob die Hand gegen ihn, wie zu einer troſtreichen Betheuerung, dann ſchloß ſich die Pforte zwiſchen ihm und ihr, vielleicht auf ewig.

Eine kurze Zeit gab ſich Virginia dem Sturm ihrer Gefühle hin, ohne auch nur den ſchwächſten Verſuch, ihnen Widerſtand zu leiſten. Sie wies Maddalena, welche zu ihr ſprach, von ſich, ſie hörte gar nicht auf ihre Worte. In ihrem Zimmer eingeſchloſſen, ruhte ſie eine Weile auf ihrem Seſſel, in welchen ſie kraftlos geſunken; ihr war, als ſtehe ſie erſt jetzt verlaſſen und allein in der Welt, da ihr der einzige Freund, der es treu mit

ihr meinte, geraubt war. Aber nicht lange währte dieſer Zuſtand der Schwäche. Sie ermannte ſich, der Gedanke, daß etwas geſchehen müſſe, um ihn zu retten, gab ihr Kraft. Aleſſandro war nicht frei von Schuld, das glaubte ſie aus ſeinem Erſchrecken über die Beſchlagnahme ſeiner Papiere erkannt zu haben; um ſo weniger durfte das Ergebniß einer parteiiſchen Unterſuchung, auf welche in Neapel zu rechnen war, abgewartet werden. Nur ein Machtbefehl konnte ihn retten. Durch wen aber war dieſer zu erlangen? Die Regentin würde ſich nie zu einem ſolchen verſtehen, am wenigſten, das fühlte Virginia nur zu ſehr, auf ihre Fürbitte. Und der König, der ihn allein geben konnte, war fern, der Gang der Kriegsgerichte, wie das entſetzliche Beiſpiel Capobianco's bewies, ſo ſchauerlich raſch! Der Geiſtliche hatte ihr davon erzählt. Virginia dachte an ihren Vater, an ihren Bruder. Camillo hatte ſich gegen Alexander, wie dieſer oft gerühmt hatte, ſtets ſo freundlich bewieſen, aber wenn er ſich auch bewegen ließe, für ihn Schritte zu thun, mußten ſie nicht zu ſpät kommen? Nur eine unmittelbare, ſchleunigſte Fürſprache konnte den Machtbefehl auswirken, welcher dem Gericht Einhalt that, und wer hatte ein größeres Intereſſe daran als Alexander's nächſter Verwandter, ſein Oheim, der dem Könige ſo nahe ſtand? Sie überlegte nicht weiter, ſie ſetzte ſich

nieder, um an ihren Gemahl zu ſchreiben, zum erſten Male mit einer Bitte! Ein Eilbote ſollte den Brief zur Armee bringen; unterdeſſen wollte ſie durch Camillo wenigſtens Aufſchub eines allzu ſchnellen Verfahrens durch die Andeutung, daß der König eine Entſcheidung geben werde, bewirken. Die ganze Energie ihrer Seele war erwacht.

Noch hatte ſie den Brief nicht beendigt, als ſie im Vorzimmer eine männliche Stimme hörte, vor welcher ſie aufhorchend erbebte. „Willſt Du mich wie eine Schildwache von meiner eigenen Frau abweiſen?“ hörte ſie ſagen. „Zurück, Mädel, wenn Du auch noch ſo hübſch biſt!“ Virginia ſprang auf; führte ihr guter Engel im Augenblicke der Noth ihr die Rettung ſchon herbei? Mit keinem Gedanken ſtrafte ſie den Wortbruch, den ſie trotz der Aufkündigung des Verſprechens nicht für möglich gehalten hatte; ſie dachte gar nicht an dieſen, ſie eilte ihrem Gatten zum erſten Male in ihrem Leben freudig entgegen. Er trat ein und ſtutzte über dieſen Empfang, da er wohl einen ganz andern vermuthete; noch war er von dem, was ſich hier begeben hatte, nicht unterrichtet. So machte Virginia's ſtrahlendes Geſicht auf ihn einen Eindruck, der ihn ſogleich kräftig den Arm um ihre Geſtalt ſchlingen und ſie an ſeine Bruſt ziehen ließ; der lang erbetene Friede war denn endlich geſchloſ-

ſen! Aber ſeine Berührung gab ihr ſchnell wieder die frühere Haltung zurück, welche ſie nur einen Moment durch ganz andere Beweggründe verloren hatte; ſie machte ſich frei von ſeiner Umarmung und trat einige Schritte zur Seite.

„Nun, Frau, Dir thut es doch nicht etwa leid, daß Du endlich gegen Deinen Mann vernünftig biſt?“

„Ich freue mich, daß Sie hier ſind!“ erwiderte Virginia jetzt, ohne ihn anzuſehen. „Eine Gewaltthat iſt hier geſchehen, welche Sie gut machen und ahnden werden. Man hat Ihren Neffen mit bewaffneter Macht verhaftet.“

Zuerſt blickte ſie Orkum ſtarr an, als könne er die Nachricht nicht faſſen, dann brach er in ein ſchallendes Gelächter aus. „Was? Den Jungen?“ rief er. „Was hat er denn verbrochen? Eine alte Scharteke aus der Bibliothek geſtohlen oder eine Venus aus der Antikenſammlung?“

„Ein politiſcher Verdacht ſcheint auf ihm zu ruhen; man hat ſeine Papiere in Beſchlag genommen!“

„Donnerwetter, ja! Ich bin ihm begegnet! Wenn ich das gewußt hätte! Ich bin der Escorte begegnet — ein verſchloſſener Wagen, zwei Gensdarmen als Spitze auf hundert Schritt voran, zwei andere rechts und links neben der Kaleſche. Man ſieht dergleichen aber ſo oft, daß ich nicht fragte. Was ging's mich an? Ein po-

litiſcher Verdacht, ſagſt Du? Wie iſt der Bücherwurm dazu gekommen? Weißt Du gar nichts, Virginia? Hör' einmal, Du wirſt mir am Ende auch abgeholt; in Deiner intereſſanten Grotte ſind noch andere Zuſammenkünfte gehalten worden als —"

„Sie werden doch keine Zeit verlieren?" unterbrach ihn Virginia, über deren Geſicht wieder der feindſeligſte Ausdruck zuckte.

„Sie intereſſiren ſich gewaltig für den jungen Mann, Frau Gemahlin Durchlaucht!" erwiderte er lachend. „Es iſt eine ſtarke Portion Gutmüthigkeit, die Sie mir zutrauen! Ihm kann ein kühler Aufenthalt für einige Zeit bei ſeinem erhitzten Blute nicht ſchaden und ich habe während der Zeit Seelenruhe! Doch ich ſehe, Du verſtehſt keinen Spaß; wir wollen alſo die Sache ernſthaft beſprechen. Weißt Du wirklich keinen Grund, der ihn verdächtigt haben könnte?"

„Bei Gott, nein!" ſagte ſie.

„Und haſt Du auch keine Muthmaßung? Biſt Du feſt überzeugt, daß er keine Urſache hat, ſich vor einer Unterſuchung zu fürchten? Ich ſehe Dir's an, daß Du Deiner Sache nicht gewiß biſt!"

„Wahrhaftig, nicht das Geringſte wüßte ich zu ſagen!" entgegnete ſie. „Wenn er beſtürzt war, als ihm die Beſchlagnahme ſeiner Papiere angekündigt wurde, ſo

iſt das erklärlich; wer läßt gern ſeine Briefe, ſeine Tagebücher von Fremden leſen!"

„Darum ſchreibt man lieber gar nichts, wie ich, für eigene Rechnung! Du führſt doch kein Tagebuch, Virginia?"

„O weichen Sie mir nicht aus! Verzögern Sie den Schritt nicht, den Sie jedenfalls für Ihren Neffen thun werden, thun müſſen!"

„Muß ich?" fragte er. „Wie ſo? Und welchen Schritt meinſt Du?"

„Den Befehl auszuwirken, daß dieſem ungerechten Verfahren gegen Ihren nächſten Verwandten Einhalt geſchehe!"

„Den Befehl vom Könige, nicht wahr? Und warum thut die Divina dieſen Schritt nicht ſelbſt?"

Ein Blick aus Virginia's Augen traf ihn, vor dem er augenblicklich verſtummte; ein unheimliches Gefühl wurde in ihm geweckt, deſſen er ſich ſchämte, denn es war von Furcht nicht fern; er lenkte daher ſogleich ein. „Laß uns vernünftig zuſammen den Fall bedenken", ſprach er. „Wenn mein Neffe, deſſen Name wenigſtens an mich erinnern muß, auf einen ſpeciellen Haftbefehl aus meinem Hauſe oder Deinem, wie Du willſt, abgeholt wird, ſo kann es nicht auf bloße unbeſtimmte Vermuthungen, ſondern nur infolge einer ganz beſtimmten Anklage geſchehen ſein. Nun bedenken Sie ſelbſt, Virginia, ob es in dieſem Falle nicht compromittirend

für mich wäre, wenn ich beim Könige als ſein Fürſprecher auftreten wollte. Der König würde mich unbedingt abweiſen, denn er iſt gegen die geheime Verſchwörung, in welche ſich der gute Alexander in ſeiner Dummheit eingelaſſen zu haben ſcheint, im höchſten Grade erbittert, und ich kann Ihnen ſagen, Virginia, daß ich durchaus nicht mehr ſo gut bei ihm ſtehe, als in frühern Zeiten. Es wäre auch ein Wunder!"

„Aber Sie können wenigſtens bewirken, daß nicht ein übereilter, grauſamer Spruch, wie gewöhnlich, gefällt und vollzogen wird, ſondern daß eine gerechte Prüfung, in welcher ſich Aleſſandro's Unſchuld herausſtellen muß, das Urtheil beſtimmt."

„Ich kann mich mit der ganzen Sache nicht befaſſen", verſetzte der Graf, nachdem er eine Weile Alles bei ſich erwogen zu haben ſchien. „Trifft ihn das Unglück, ſo iſt es ſeine Schuld. Warum läßt er ſich in Dinge ein, die ihn nichts angehen! Meiner werthen Perſon wegen iſt der Majoratsherr nicht nach Neapel gekommen, und mitten im Kriege zu reiſen ſetzt ſchon andere Zwecke voraus als die unſchuldigen Studien, die er vorgab."

„Der Krieg war in Rußland, ſeine Heimat ganz ruhig! Dafür glaube ich bürgen zu können, daß er in Wahrheit zu keinem andern Zwecke nach Italien gekommen iſt, als zu hiſtoriſchen Forſchungen!"

„Charmant! Ich glaube aber nicht, daß ein Kriegsgericht Deine Bürgschaft annehmen wird. Wir müssen ihn seinem Schicksal überlassen. Es wäre allerdings hart für ihn, wenn er so jung und reich, Besitzer eines herrlichen Majorats, sterben müßte, indessen hinterläßt er keine trauernde Familie, nicht einmal eine Braut. Seine Güter können nicht confiscirt werden, denn sie liegen diesseits des Rheins, wo die Alliirten Alles wieder eingenommen haben, und am Ende käme der schöne Grundbesitz, um den ich meinen alten Bruder immer beneidet habe, doch noch in meine Hände."

Bei diesen Worten, welche mehr verriethen, als er eigentlich sagen wollte, gab Virginia, von einer tiefen Verachtung erfaßt, jeden Gedanken auf, durch ihn etwas für Alessandro's Rettung zu erreichen. Sie selbst mußte handeln, was aber konnte sie thun? Sie hörte nicht mehr, was er noch sprach; das Haupt in die Hand gestützt, welche den Ausdruck ihres Gesichts verbarg, saß sie mit Entwürfen beschäftigt, von denen sie einen nach dem andern als unausführbar verwerfen mußte. Endlich wurde sie aus ihrer Theilnahmlosigkeit durch einen Namen geweckt, welcher nie gleichgültig von ihr vernommen wurde. Sie blickte fragend auf, denn sie hatte nicht verstanden, was der Graf gesagt hatte.

„Willst Du sie kommen lassen?" fragte er nochmals.

„Ich war im Begriff, nach Neapel zu fahren", ſagte ſie, raſch aufſtehend. In ihrem Geiſte war das volle Bewußtſein ihres Verhältniſſes zu dem Manne, den ſie ihren Gemahl nennen mußte, wieder erwacht. „Ich konnte nicht erwarten, Sie hier zu ſehen, da ich Ihr Ehrenwort dagegen hatte. Es ſtand Ihnen zu jeder Zeit frei, Ihre Beſitzung zu beſuchen; nur wenn ich hier wäre, hatten Sie mir verſprochen fern zu bleiben. Was ich auch über Ihre Ehre dachte" — hier bebte ihre Stimme mächtig — „an Ihr Wort glaubte ich wenigſtens, an das Wort eines deutſchen Edelmannes! Sie haben mir auch dieſe letzte Täuſchung geraubt, laſſen Sie mich Ihnen das Feld räumen! Sie ſind Herr in Ihrem Eigenthume, ich werde es nicht mehr betreten! Mit allen, die zu mir gehören, werde ich es noch heute verlaſſen!"

„Aber, Frau, ich bitte Dich um Gotteswillen!" rief der Graf. „Ich kam ja nur her, um nach drei Jahren endlich einmal nachzuſehen; Du kannſt Dir denken, daß es mich Deinetwegen intereſſirt. Alle dieſe Heimlichkeiten wären vermieden worden, wenn Du ganz einfach die Sache genommen hätteſt, wie ſie nun einmal lag. Ich habe meine Ehre zum Opfer gebracht, ganz recht! aber die Welt wußte das nicht. Ein paar Wochen Gerede, dann wäre Alles vergeſſen geweſen."

Die Gräfin, bleich wie eine Sterbende, hatte ſchon

die Glocke gezogen. „Anſpannen, zwei Wagen!“ befahl ſie, als die Procidanerin erſchien. „Du wirſt mich begleiten. Sage Frau Gianna, daß ich ſie ſprechen will, ſogleich!“

„Sie wollen alſo den Skandal vor der Welt?“ fragte der Graf mit unruhigem Tone, als das Mädchen ſich entfernt hatte. Ihre Entſchloſſenheit hatte ihm das Gefühl gegeben, daß er ſie nicht zum Aeußerſten treiben dürfe.

„Ich überlaſſe es Ihnen, den Skandal zu vermeiden“, erwiderte ſie, noch immer tief erſchüttert; in ſolcher Weiſe hatte er noch nicht zu ihr geſprochen, wie oft er es auch verſucht hatte. „Ich reiſe nicht plötzlich ab, die Befehle dazu waren ſchon gegeben; nun habe ich noch weitere Anordnungen getroffen, das iſt Alles. Ich gehe nach der Villa Angri', meinem Beſitzthum; dort werde ich vor der Hand wohnen. Sie kehren wahrſcheinlich zur Armee zurück, wie ich vermuthe; vor der Welt wird Alles glatt und eben ſein!“ Ihr Ton klang ſchmerzlich bei dieſen Worten; plötzlich erhob ſie ihr Auge mit einem bittenden Ausdrucke zu ihm und ſagte weich: „Laß uns in Frieden ſcheiden!“

„Wir wollen gar nicht ſcheiden!“ rief er, deſſen rohes Gemüth jetzt doch ergriffen war. Die Wirthſchafterin trat eben ein, und er verließ das Zimmer, um ſich

nach dem ſeinigen zu begeben, an deſſen Eingang ſchon der Oberverwalter des Gutes auf ihn wartete, der ihm ſeine Meldungen machen wollte. Orkum hörte ſie kaum an. Ihn beſchäftigte die Wendung, welche ſein Verhältniß zu Virginia genommen zu haben ſchien, denn ſo ſchroff ſie ſtets gegen ihn geweſen war, hatte er doch immer mehr Intereſſe für ſie gewonnen, und die Ausſicht, daß endlich doch dieſe unnatürliche Spannung aufhören werde, war ihm ſehr erfreulich. Aber ſeine Hoffnung täuſchte ihn. Während er noch die andere Ausſicht, welche ſich ihm heute eröffnet hatte, die Ausſicht, durch das Unglück ſeines Neffen in den Beſitz des Orkum'ſchen Familienmajorats zu gelangen, in ſeinem Geiſte erwog und ſchon allerlei Pläne daran knüpfte, ob er die ganze Stellung in Neapel und beim Könige, wo nach ſeinem höchſt trivialen Ausdrucke nicht mehr viel zu „brudern" war, aufgeben, das Gut verkaufen und, hoffentlich mit ſeiner ſchönen Frau, nach dem Rhein zurückkehren ſollte, fuhren bereits die beiden Wagen vor, welche Virginia zu ihrer Abreiſe anzuſpannen befohlen hatte. Er kam eben zurecht, um in Gegenwart des Oberverwalters und der Dienerſchaft von ihr Abſchied nehmen zu können, was von ihrer Seite in ſo gemeſſener Form wie immer geſchah und nur durch ſein lebhaftes „Auf Wiederſehen!" vor den Leuten, welche ihre Abreiſe gleich nach ſeiner

Ankunft unbegreiflich finden mußten, einiges Decorum erhielt. Sieh! Da kam auch die ſtämmige Wirthſchafterin mit dem Kinde an der Hand, um in den zweiten Wagen zu ſteigen. War das Giuditta? Welch ein wunderſchönes Kind war ſie geworden, ſeit er ſie nicht geſehen hatte! Dies feine, vornehme Geſichtchen, dieſe zarten Farben, dieſe Augen, wie zwei Sonnen leuchtend! Warum konnte dies engelhafte Weſen nicht ſein und Virginia's Kind ſein! Er wollte der Kleinen die Hand geben, aber ſie fürchtete ſich vor ihm und barg ihr Köpfchen in dem Rock der Gianna, welche ſie ſchnell in den Wagen hob und ihr mit einem kurzen Knix gegen den gnädigen Herrn folgte. Schon war der erſte Wagen, in welchem ſich Maddalena auf den Rückſitz, der Gräfin gegenüber, geſetzt hatte, abgefahren; der zweite rollte ihm nach, und Graf Orkum mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er die lächerlichſte Figur von der Welt ſpielte. Um den Anſtand zu retten, beſchloß er mit dem Verwalter wenigſtens noch eine Reviſion der neuen Anlagen zu unternehmen, ehe auch er die Rückreiſe nach Neapel antrat.

Als Virginia die Hauptſtadt erreicht hatte, gab ſie Befehl, daß der zweite Wagen ohne Aufenthalt nach der Villa Angri fahre, wohin ſie bald nachkommen werde; ſie ſelbſt ließ vor der Wohnung ihres Bruders

halten, an welcher ſie ihr Weg vorbeiführte. Sie hatte Camillo's Wohnung ebenſo wenig als er die ihrige ſeit ihrer Verheirathung betreten. Ihre einzige Beſorgniß war, daß ſie ihn nicht zu Hauſe treffen werde; der Diener, welchen ſie mit einer Frage danach hinaufgeſchickt hatte, brachte ihr aber die Meldung, daß der Prinz ihr bereits entgegenkomme, und wirklich empfing ſie Camillo ſchon auf der Treppe. „Es freut mich, Virginia, Dich bei mir zu ſehen!“ rief er. In ſeinem Geiſte lebte die Erinnerung an die letzten Worte, welche er ihr beim Abſchiede in der Caſa dell' Orme geſagt. War der Moment, den er dort angedeutet hatte, für ſie jetzt gekommen?

Sie dankte ihm für den herzlichen Empfang durch Wort und Blick und ließ ſich von ihm in ſein Zimmer führen, deſſen Einrichtung ihr Auge ſchnell überflog, weil ſie ihr ein Bild von dem Leben des ihr ſeit Jahren entfremdeten Bruders geben konnte. Als beide ſich niedergelaſſen hatten, reichte Camillo der Schweſter nochmals die Hand, erwartungsvoll, was ſie ihm nun als Anlaß ihres außerordentlichen Erſcheinens ſagen werde. Aber ſeine Erwartung wurde getäuſcht; nicht ihrer ſelbſt und ihres verworrenen Schickſals wegen kam ſie, ſondern um eines Andern willen, und was Camillo's Scharfblick in der Seele dieſes Andern längſt geleſen hatte, diente

dazu, daß ſich ſein Herz, das der Schweſter ſich ſchon weit geöffnet hatte, weil ſie bei ihm Hülfe und Rath für ſich zu ſuchen ſchien, wieder verſchloß. Der Antheil für Alexander, welcher ſogar ihren Stolz bis zu dem Schritte, den ſie jetzt gethan, zu beugen vermochte, mußte ihm in einem ſtrafbaren Lichte erſcheinen.

„Ich weiß um die Verhaftung des jungen Orkum“, erwiderte er ruhig, ohne ſeine Gedanken durchblicken zu laſſen. „Da der Graf, ſein Onkel, welcher über ihn natürlich die beſte Auskunft hätte geben können, abweſend war und man wußte, daß ich mit dem jungen Mann zuweilen verkehrt habe, ſo erzeigte man mir die Ehre, meine Wahrnehmungen über ihn hören zu wollen. Ich konnte der Wahrheit gemäß nicht anders ſagen, als daß ich ihn für ſehr unſchädlich und die Verdächtigung, welche ihn getroffen, für eine falſch begründete halte. Gleichwohl muß ſie doch ſtark genug geweſen ſein, um meine Ausſage zu entkräften, denn wie ich eben benachrichtigt worden bin, iſt der junge Mann nach dem Caſtell dell' Uovo gebracht worden.“

„Du weißt ſeinen Aufenthalt!“ rief Virginia, und in ihren Zügen malte ſich eine gewiſſe Zerſtreutheit, als ſinne ſie über dieſe Kunde nach, ob ſich daran weitere Hoffnungen knüpfen ließen.

„Man hatte die Höflichkeit, da ich einmal in der

Angelegenheit befragt worden war und der Graf Orkum der Gemahl meiner Schweſter iſt, mich von der Verhaftung in Kenntniß zu ſetzen und mir auch eine Benachrichtigung über das Reſultat der Unterſuchung zu verſprechen."

„Nicht wahr, Du biſt von ſeiner Unſchuld überzeugt? Du wirſt auch ferner für ihn zeugen, ihn nicht fallen laſſen?"

„Ich glaube, daß er ſehr unſchuldig an dem Verbrechen iſt, das man ihm zur Laſt legt", ſagte Camillo.

„Darf ich es wiſſen?" fragte ſie raſch.

Er ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, dann ſagte er: „Warum nicht, da Du ſelbſt gewiſſermaßen dabei intereſſirt biſt? Man hat ihn im Verdacht, einem Haupte der Carbonari, das in Gefahr der Entdeckung und Verhaftung ſtand, von hier aus einen Eilboten geſendet zu haben, der es noch zu rechter Zeit warnen ſollte. Dieſer Bote kam zu ſpät, jener Chef der Carbonari wurde ergriffen und enthauptet —"

„Capobianco?" rief Virginia.

„Weißt Du alſo darum? Nun, Dein alter Gondolier Mas' Antonio, als Helfershelfer der Carbonari überführt und bereits verurtheilt, vom Könige aber aus romantiſcher Ritterlichkeit begnadigt, war jener Eilbote, deſſen Abſendung man dem jungen Orkum Schuld gegeben hat."

„Unmöglich!“ rief ſie. „Das iſt ganz unmöglich!“

„Davon bin ich ſo feſt überzeugt als Du!“ erwiderte er. „Aber Du wirſt zugeben, daß die Anklage immerhin ſchwer genug iſt, um ſeine Verhaftung zu rechtfertigen, und es wird nun darauf ankommen, ob er im Stande iſt, ſeine Unſchuld ſo zu beweiſen, daß er freigeſprochen werden muß.“

„Du wirſt für ihn ſprechen, Camillo! Du kannſt es, da Du ſelbſt über jedem Verdacht illoyaler Geſinnungen erhaben ſtehſt!“

„Alles, was ich habe für ihn thun können“, erwiderte Camillo kalt, „iſt bereits geſchehen. Ich habe wenigſtens bewirkt, daß er dem Kriegsgericht entzogen und dem Civilgericht übergeben iſt.“

„Dank Dir!“ rief Virginia.

„Das iſt aber auch Alles, was ich thun kann. Recht und Geſetz zu beugen würde ich ſelbſt dem Könige nicht rathen.“

„Wenn er unparteiiſche Richter findet, muß er als unſchuldig freigeſprochen werden! Weißt Du ſeinen Ankläger?“

Camillo zuckte die Achſeln. „Und wenn ich ihn wüßte“, ſagte er, „ſo begreifſt Du, daß ich ihn nicht nennen darf.“

„Wird die Unterſuchung lange dauern?“ fragte ſie,

und als ſie auf die ſonderbare Frage, die er nicht beantworten konnte, keinen Beſcheid erhielt, ſtand ſie plötzlich auf, dankte ihm für die Beruhigung, welche er ihr gegeben hatte, und nahm einen ſchnellen Abſchied. Kein Wort über ſich ſelbſt und ihre Verhältniſſe, keine Einladung an Camillo, nun auch ſie einmal zu beſuchen, nur zuletzt noch die erneute Bitte, für Alexander Orkum zu ſprechen, als ob es ihr ganz gleichgültig ſei, was der Bruder über ihren glühenden Eifer denke! Der Wahrheit gemäß bedurfte es des Sporns für Camillo nicht; ihm war es eine Ehrenſache, Alexander nicht für fremde Schuld — und weſſen Schuld! — büßen zu laſſen.

Achtes Kapitel.

Der Sturz des Kaiserreichs.

Im Felde hatte der König endlich — zu spät! — das lange zögernde Abwarten aufgegeben. Die Nachrichten aus Frankreich, welche seine Gemalin betrübt hatten, waren für ihn eine ernste Mahnung gewesen, sich endlich als ein aufrichtiger Verbündeter zu zeigen, wenn er die Früchte seiner Politik nicht verlieren wollte. Schon zeigte sich Graf Balaschew immer schwieriger bei den Friedensunterhandlungen; Alles gestaltete sich den Neigungen und Interessen Joachim's immer widerwärtiger. Nur eine rasche Soldatenthat konnte die Wage wieder in das Gleichgewicht bringen — das Schwert des Brennus! Wie oft wünschte er sich in diesen Tagen an die Spitze eines Reiterheeres, mit welchem er wie Attila oder Dschingis-Khan die Erde, so weit die Hufe seiner Rosse trügen, überziehen und unterwerfen könnte! Da wäre ihm wieder das Blut leicht und fröhlich durch die Adern gerauscht! Aber auch in diesen gebundenen Verhältnissen mußte

etwas geſchehen. In einer Zuſammenkunft mit Bellegarde wurden die neuen Kriegsoperationen beſchloſſen, welche gleichzeitig von den Neapolitanern am Taro, von den Oeſterreichern am Mincio eröffnet werden ſollten; jene gegen Piacenza, dieſe gegen Mailand. Am 13. April überſchritt Murat mit 9000 Mann den Taro, während eine Legion den Uebergang von Borgoforte beobachtete und in Sacca ein Scheinverſuch zum Brückenſchlag über den Po gemacht wurde, um für Bellegarde, der gegen das Centrum und die Linke des Feindes operirte, eine Diverſion zu machen. Dieſe wurde jedoch von ſiebenfacher Uebermacht verhindert; die combinirte Reſerve blieb unthätig. Dagegen wurde der Feind, nachdem die Neapolitaner den Taro mit einem Verluſte von 500 Mann überſchritten hatten, zurückgeworfen; daß er nicht abgeſchnitten wurde, gab der König in ſeinem Ungeſtüm dem öſterreichiſchen General Gobert ſchuld, welcher zu langſam geweſen ſei. Die Sieger bivouakirten auf der Wahlſtatt. Als Joachim beim erſten Morgengrauen ſchon wieder zu Pferde ſtieg, traf ſein Adjutant, den er nach Neapel abgefertigt hatte, mit den Briefen der Regentin bei ihm ein. „Ich habe Sie früher erwartet!“ ſagte der König, der ſchon den Fuß im Bügel hatte. „Sie konnten ſich nicht trennen, wie es ſcheint!“ Und ohne ſeine Entſchuldigung abzuwarten, befahl er ihm nur, die Depeſchen

an den Miniſter abzugeben und ihm ſogleich zu folgen. Rapport und Vortrag nach dem Gefecht!

Orkum biß ſich auf die Lippe. Mit ſeiner Herrlichkeit hier ſchien es aus, wenn nicht ein brillantes Ereigniß ihn wieder in der hohen Gnade befeſtigte. War das der Lohn? Wenn Orkum ſich dachte, was ihm vielleicht ein unerwartetes Glück in nächſter Zukunft beſcheren konnte, vollkommene Unabhängigkeit von der Gnade dieſes Emporkömmlings, der aus dem niedrigſten Volke ſtammte, während die Ahnen des Grafen reichsunmittelbar geweſen waren, keinem Landesherrn unterworfen, bis der Rheinbund ſie ſäculariſirt hatte, ſo ritt er ſehr unwillig, nachdem er ſeine Depeſchen abgegeben, dem Könige nach, unwillig und todmüde nach der angeſtrengten Nachtreiſe. Das Tirailleurfeuer hatte bereits begonnen, als er ihn traf. Murat legte, als der Adjutant ſich bei ihm meldete, nur kurz die Hand an ſeinen aufgeſchlagenen Hut mit den wallenden Schwungfedern und wies ihn dadurch ſtumm in das Gefolge zurück, das hinter ihm auf dem Hügel hielt, von wo er das Gefecht leitete. Der Feind, der bei Firenzuola übernachtet hatte, war noch eingeholt worden; er wurde aber nach kurzem Kampfe über die Rura geworfen, und nur die Nacht machte der Verfolgung an dem ſchwach befeſtigten Kloſter San-Razzaro ein Ende. Jetzt erſt ließ ſich der König

vom Miniſter Vortrag halten und nahm Orkum's Bericht über ſeine Sendung an. Er hatte bereits auf dem nächſten Wege Kenntniß von dem in ſich ſelbſt erloſchenen Aufſtande in den Abruzzen erhalten und auch den letzten Schein der Milde, zu dem er bewogen worden war, gegen die Empörer aufgegeben, indem er ſtatt des Generals Floreſtan Pepe den franzöſiſchen General Montigny dorthin abgeordnet hatte, deſſen Härte bekannt war. Die Italiener nannten ihn einen böſen Charakter. Bei dieſer Stimmung des Königs war es von Orkum ſehr unvorſichtig, ſeines Neffen und deſſen Verhaftung zu erwähnen; er that es aber dennoch. Der König hatte wohl keine Ahnung, daß Orkum einen Neffen habe und daß dieſer vor kurzem in Neapel geweſen ſei. Er hörte im erſten Moment aufmerkſam zu, als er aber vernahm, daß dieſer Neffe mit Orkum's Gemahlin auf dem Gute geweſen und dort verhaftet worden ſei, ſprühte er in ſeiner Weiſe ungeduldig auf. „Verſchonen Sie mich! Iſt er ſchuldig, ſo kann ihn Ihre Verwandtſchaft nicht retten, noch minder die Fürbitte der ſchönen Frau!“ Sein feuriges Auge blitzte bei dieſen Worten über den Kreis der Anweſenden, ob einer ſich getraue, an ſeinem Ausſpruche zu zweifeln. Er entließ ſie dann; die Dispoſition für den fortgeſetzten Angriff am frühen Morgen war bereits gegeben.

Es war am 15. April. Die Sonne ging herrlich auf und verſprach einen wunderſchönen Tag. In beſſerer Laune, als der König geſtern ſein Gefolge entlaſſen hatte, begrüßte er es heute; ſein Geſicht war heiter, wie immer, wenn er in das Gefecht ritt; auch Orkum, den ſeine Feinde ſchon für abgethan und beſeitigt anſahen, erhielt einen freundlichen Gruß. Der Graf ſetzte ſich denn anmaßender als je im Sattel zurecht und ſprengte rückſichtslos Generalen und Excellenzen voraus, dem Könige dichtauf. Der feindliche Befehlshaber General Mancune ſchien bei San-Nazzaro Widerſtand leiſten zu wollen, das Kloſter wurde aber nach einem hitzigen Gefechte genommen und der Gegner nach Piacenza hineingeworfen, zu deſſen Angriff bereits im voraus Dispoſitionen entworfen worden waren. Dieſer Angriff mußte jedoch gehörig vorbereitet werden; durch einen Handſtreich durfte man nicht hoffen die Feſtung zu nehmen. Die Truppen richteten ſich im Lager ein, der König nahm ſein Hauptquartier, wie er oft zu thun pflegte, bei den Vorpoſten. Hier fand ſich ein kleines, ſchön gelegenes Landhaus, wo für ihn ſchnell ein paar Zimmer bereit ſtanden und in der Küche die königliche Dienerſchaft das Diner zu beſchicken thätig war. Auf einem ſchattigen Raſenplatze der Villa ging Joachim Murat mit dem Ingenieurgeneral Colletta auf und ab; er beſprach mit ihm die Vertheidigungsmittel

von Piacenza, und die beſten Angriffspunkte. Jetzt war er wieder ganz Soldat und die kühnſten Hoffnungen belebten ſeine Bruſt. Orkum, der in einiger Entfernung unter den Bäumen ſtand, hatte ihn kaum je ſo freudig geſehen.

Da trafen faſt zugleich zwei Offiziere ein, welche ſich zuerſt an den Adjutanten wandten, um ſie beim Könige zu melden; der eine kam vom öſterreichiſchen Feldherrn, der andere aus Frankreich! Schon hatte ſie Joachim bemerkt und kam Orkum entgegen, welcher ſie ankündigen wollte. „Aus Frankreich?“ rief er und ſein Geſicht belebte ſich. „Laſſen Sie ihn gleich näher treten!“ Aber er beſann ſich doch, daß er ſeinen jetzigen Verbündeten mehr Rückſichten ſchuldig ſei und befahl ſeinem Adjutanten, den Ordonnanzoffizier des Grafen Bellegarde zuerſt kommen zu laſſen. Dieſer meldete ſich als Ueberbringer eines Schreibens von ſeinem Feldmarſchall und überreichte daſſelbe. General Colletta war einige Schritte zurückgeblieben; zu dem Adjutanten hatten ſich noch einige andere Generale und hohe Offiziere gefunden. Aller Augen waren auf den König gerichtet, welcher die öſterreichiſche Depeſche eiligſt erbrach. Kaum hatte er die erſte Zeile geleſen, als er erblaßte und einen ſchnellen dunklen Blick auf ſeine Offiziere warf. Graf Bellegarde benachrichtigte ihn von der Einnahme von

Paris durch die Verbündeten und kündigte zugleich an, daß die Feindſeligkeiten in Italien ruhen und Friedensunterhandlungen mit dem Vicekönige Eugen angeknüpft werden ſollten! Heftig bewegt, mit verſtörten Mienen ging der König für ſich ganz allein ein paar Schritte weiter; dann gab er ein ſtummes Zeichen, daß der andere Offizier, welcher den an ihn gerichteten Fragen der Generale bis jetzt nur ausweichende Antworten ertheilt hatte, näher treten ſolle.

„Was bringen Sie?“ redete ihn der König haſtig an.

„Alles iſt verloren, Sire!“ antwortete der franzöſiſche Offizier mit bewegter Stimme, indem er ſein Schreiben überreichte.

Der König nahm es ſchweigend in Empfang, ſeine ſtarke Hand zitterte. Der Bericht war umfangreich und von dem verhängnißvollſten Inhalt. Das Mißgeſchick des Kaiſerreichs, das Unglück ſeiner Waffen, der Verrath einiger Führer, die Felonie eines Miniſters, die Untriebe der Ehrgeizigen, die Verhandlungen und das Abſetzungsdecret des Senats, die Flucht des Königs Joſeph, die Capitulation von Paris, die Abdankung des Kaiſers, die Rückkehr der Bourbonen unter dem Jubel des feilen Volks, das in Frankreich mehr als anderswo der Macht und dem Glücke zujauchzt — Alles, Alles ſtürzte wie in einem Katarakt auf den König ein und beraubte

ihn einen Moment ſeiner ganzen Faſſung. Wenn er viel Unglück erwartete, eine ſo beiſpielloſe Kataſtrophe hatte er doch nicht für möglich gehalten! Der ſtolze, für die Ewigkeit aufgethürmte Bau Napoleon's lag in Trümmern! Joachim konnte ſeine Traurigkeit nicht beherrſchen, als er den verſammelten Offiizeren die Ereigniſſe in Frankreich mittheilte; er befahl dann auch hier die Einſtellung der Feindſeligkeiten und ritt nach Firenzuola zurück, um von dort bald nach Bologna abzureiſen, wohin ihm alle Perſonen, die in ſeinem Hauptquartier anweſend waren, unverzüglich folgten. Mehrere Tage verlebte er in äußerſter Niedergeſchlagenheit, welche eher noch zunahm, als daß ſie den Vorſtellungen ſeiner vertrauteſten Freunde gewichen wäre; er dachte an nichts Anderes als an den Sturz des Kaiſerreichs, das er ſelbſt mit all ſeinen Kräften hatte aufrichten helfen, an Napoleon, der ihm nicht mehr als ſtolzer Despot, ungerecht auch gegen ihn, ſondern nur als ſein Wohlthäter und Verwandter und nun im Unglück erſchien. Die eigenen Gefahren, welche ihm in der jetzigen Lage drohten, beſchäftigten Joachim's Geiſt nicht.

Unterdeſſen war der Vertrag zwiſchen dem Vicekönig von Italien und Bellegarde abgeſchloſſen worden, welchen auch Murat genehmigte. Das Heer des Prinzen Eugen trennte ſich; die Franzoſen kehrten in ihre Hei-

mat zurück; die Italiener ſollten den Landſtrich behalten, welchen ſie beſetzt hatten, nämlich zwiſchen Po, Mincio und den Alpen; die Neapolitaner hatten die Stellungen einzunehmen, welche in den Tractaten des Bündniſſes beſtimmt waren; alle feſten Punkte dieſſeits des Mincio, welche die Franzoſen noch beſetzt hielten, mußten den Oeſterreichern übergeben werden. Genua, das von den Anglo-Sicilianern berannt war und in Kenntniß von den Thatſachen in Frankreich geſetzt wurde, capitulirte; Lord Bentinck mit britiſcher Eigenmächtigkeit erklärte ſogleich die Wiederherſtellung der alten Republik mit ihren Geſetzen und Behörden nach dem Zuſtande von 1797, ohne ſich darum zu kümmern, was der Rath der verbündeten Mächte darüber beſchließen werde.

Welch ein Zuſtand überhaupt in Italien, ehe wieder geordnete, wenn auch nicht beſſere Verhältniſſe eintraten! In Mailand, der von Napoleon bevorzugten Stadt, brach ein Volkstumult aus; er wurde ſchnell zum bewaffneten Aufruhr. Zu den Bürgern geſellte ſich das hereinſtrömende Landvolk, an das die Leiter der Bewegung ſchon Waffen vertheilt hatten. Alle Wappen und Zeichen des Königreichs Italien wurden herabgeriſſen und beſudelt wie ſie in unſern Tagen nach gleichem Aufruhr gegen das Haus Oeſterreich wieder aufgezogen worden ſind, um heute abermals zu Gunſten einer verhofften Repu-

blik angefeindet zu werden! Die Autorität der Behörden wurde verhöhnt, der Minister Prina erbarmungslos gemordet und eine provisorische Regierung eingesetzt, welche sofort eine Gesandtschaft an die nordischen Monarchen abfertigte, um von diesen eine freie Constitution zu fordern, deren Entwurf sie bereits fertig mitbrachte. Der Vicekönig, welcher die Anwendung von Waffengewalt bei der Ungewißheit der Zukunft nicht für gerathen hielt, Bürgerblut zu vergießen auch nie vermocht hatte, verließ das Land, wo seine Regierung nichts mehr thun konnte und selbst seine Person bedroht war, und begab sich nach Baiern zum Könige Max, seinem Schwiegervater. Darauf ließ der Feldmarschall Graf Bellegarde, den Vertrag überschreitend, seine Truppen in Mailand einrücken, um der Anarchie ein Ende zu machen. Mit dem Königreich Italien hatte es nun thatsächlich ebenfalls ein Ende. Im Kirchenstaate, soweit er wieder unter die Herrschaft Pius' VII. zurückgekehrt war, hatte der Papst bereits alle Gesetze des französischen Kaiserreichs widerrufen und die alten bis auf die Tortur hergestellt; ebenso Victor Emanuel, kaum wieder auf seinem Throne seßhaft, die von 1770; in Toscana waren sogar von einem übereifrigen Diener Ferdinand's III., der dem edlen Großherzoge voraneilte, die neuen Schulen, die Kunst- und Wohlthätigkeitsanstalten, weil von den

Franzoſen errichtet, aufgehoben worden. Das bisherige Königreich Italien, Parma, Modena, Lucca, die drei Legationen und die ſogenannten Preſidien von Toscana — letztere förmlich vergeſſen in den früher abgeſchloſſenen Verträgen! — waren in den Händen der Oeſterreicher und wurden ohne beſtimmte Geſetze nach dem gelegentlichen Bedürfniß militäriſch verwaltet. Genua hatte, von Freiheit träumend, ſeine alte Verfaſſung wieder aufgerichtet, die man ihm doch nicht laſſen mochte. Die Marken, von neapolitaniſchen Truppen beſetzt, ſtanden unter einer gemiſchten und nicht ſelten willkürlichen Regierung. Was war aus dem Traume eines einigen und unabhängigen Italien geworden, an deſſen Spitze ſich ſchon Joachim Murat geſehen hatte! Nur in ſeinem eigenen Reiche Neapel war die neue Ordnung der Dinge, wie ſie aus der Franzoſenherrſchaft hervorgegangen, noch in Kraft, und es fragte ſich, ob der König, der nach dem Sturze Napoleon's und der Rückflut des Alten über alle Lande wie ein Fremdling iſolirt in der jetzigen politiſchen Strömung der Zeit ſtand, es möglich machen werde, ſeine Krone und mit ihr Alles, was die Franzoſen ſchon damals ſtolz die Civiliſation, ihr Werk nannten, aufrecht zu erhalten, oder ob die trübe Prophezeiung, welche ſeine Gemahlin einſt gegen ihn ausgeſprochen, ſich erfüllen ſollte.

Was an ihm war, ſich in ſeiner Stellung zu behaupten, geſchah jetzt mit aller Thatkraft, deren Murat fähig war. Er hatte ſich ermannt. Das Geſchehene ließ ſich nicht mehr ändern. Wie tief ihn auch der Sturz ſeines Schwagers erſchüttert hatte, er durfte ſich nicht der Trauer um ihn hingeben, wenn er nicht mit in den Abgrund geriſſen werden ſollte; er mußte den Verbündeten gegenüber, welche jetzt ſeiner Hülfe nicht mehr bedurften, feſt und würdig auftreten. Daß er in den letzten Tagen des Feldzugs, noch ehe ihm die Ereigniſſe an der Seine bekannt ſein konnten, mit ſolcher Energie den Krieg gegen die Armee Napoleon's in Italien betrieben hatte, ſprach ja für ihn und entkräftete jedenfalls das Mißtrauen, das eine Zeit lang und, wie er ſich ſelbſt wohl bewußt war, mit Recht gegen ihn geherrſcht hatte. Sobald er ſeine Angelegenheiten in Bezug auf die ihm garantirten Landſtriche nach Kräften geordnet hatte, ernannte er den General Carraſcoſa zum Gouverneur der Marken, ließ ihm zwei Legionen und kehrte nach Neapel zurück, um dort den innern Angelegenheiten ſeine ganze Sorgfalt zu widmen. Nur wenn er dieſen eine größere Feſtigkeit gab, ſich in dem Vertrauen und der Anhänglichkeit ſeines Volkes, das ſeine Wohlthaten erkennen mußte, einen ſtarken Unterbau für ſeine Macht ſicherte, durfte er hoffen, den Stürmen, welche ihm droh-

ten, zu trotzen. So hatten ihm die einſichtsvollſten Männer geſagt, welche es treu mit ihm meinten, ſo hatte ihm auch ſeine Gemahlin, die Regentin, geſchrieben. Klugheit und Feſtigkeit! Er fürchtete ſich vor dem Wiederſehen der Königin Karoline, vor ihren Thränen um den Bruder, vor ihren Vorwürfen, daß er ihn doch wohl hätte retten können, wenn er ſich nicht von der nationalen Partei, welche ſie haßte, hätte gewinnen laſſen; aber ſie hatte ihm doch ſchon ihre Zufriedenheit über ſeine zögernde Kriegführung bezeugt und war ſelbſt zu kräftigen und klaren Geiſtes, um ſich gegen Thatſachen mit ohnmächtigen Klagen zu ſträuben, zu klug und zu ſtolz, um der Welt ihre wahren Gefühle zu zeigen, und ſo hoffte er, den erſten ſchweren Moment mit Ruhe bald vorüberzuführen.

Seine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Kein Zeuge war bei der erſten Unterredung zugegen, welche das königliche Paar nach der Rückkehr Joachim's hatte, aber ſein von Zuverſicht ſtrahlendes Geſicht, als er wieder zu den Herren ſeines Gefolges trat, ſeine ganze Haltung bei der großen Cour, welche ſtattfand, um ihn zu beglückwünſchen, verkündigte, daß zwiſchen ihm und der Königin, welche heiter und glücklich ſchien, keine Meinungsverſchiedenheit ſtattfand. Enthuſiaſten gaben ſich ſchon der Hoffnung hin, daß bei den verwirrten Zuſtänden Italiens er doch der Held der Zukunft ſein und, wenn die Waſſer,

die jetzt hoch gingen, ſich vor ihm, dem Felſen im Meere, verlaufen hätten, der ganzen Halbinſel endlich das Heil der Einheit unter ſeinem Schild und Schwert bringen werde.

Große Feſte folgten ſich in faſt ununterbrochener Reihe, am Hofe auf Befehl, von den Hochgeſtellten und dem vornehmen Adel, ſoweit er zu Murat hielt, aus Eifer, ſich im Lichte der beſten Geſinnung zu zeigen. Neapel ſchien in den Carneval, in einen Taumel der Luſt verſetzt, der ſich bis auf die unterſten Volksklaſſen erſtreckte. Und doch war es in den höchſten Regionen eitel Trug und Gaukelſpiel; denn ſchon ſtiegen die drohenden Zeichen am Horizont herauf, die ſich nicht verkennen ließen, und an manchen Orten hatten ſich auch wieder Sturmvögel gezeigt, wie ſie das wachſame Auge ſchon oft als Herolde nahender Wetter bemerkt hatte.

Ein Erlaß des Feldmarſchalls Grafen Bellegarde wurde in Neapel geleſen, der die Rückkehr der alten Lombardie unter die Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich verkündigte. In dem Friedensvertrage von Paris, welcher am 30. Mai abgeſchloſſen war, ſuchte der König von Neapel vergebens ſeinen Namen; er las von dem Congreſſe zu Wien, wo die Streitfragen des Beſitzes geordnet werden ſollten — von ihm war keine Rede! Das

Wort „Legitimität" klang wieder mit der Deutung, daß nur durch ſie auf den Trümmern, welche die Revolution geſchaffen, deren böſe Werke zerſtört, das Gute erhalten und dauernde Zuſtände auf der alten rechtmäßigen Grundlage aller Herrſchgewalt wiederhergeſtellt werden könnten. Durfte Murat dies Princip für ſich günſtig nennen? Gleichwohl nahm er es für ſelbſtverſtändlich an, daß er auf Grund des abgeſchloſſenen Bundesvertrags den Congreß von Wien beſchicken müſſe, und ernannte im voraus zu ſeinen Geſandten den Herzog von Campochiaro und den Fürſten Cariati. Am Hofe rauſchte indeſſen das Freudenmeer im üppigſten Wogenſchwall, und Viele mochte es geben, die ſich mit Luſt darein verſenkten, um den Augenblick zu genießen, wohl ahnend, daß er nur kurz ſein werde. Der König ſelbſt gab zuweilen den Gang der Feſtlichkeiten an; ja er bekümmerte ſich inmitten der ernſten Arbeiten, zu denen er die beſten geiſtigen Kräfte Neapels berufen hatte, am Morgen, ehe er in die Verſammlung der erleuchteten und patriotiſchen Männer ging, welche mit ihm das Wohl des Vaterlandes berathen ſollten, um die Veranſtaltungen des Hofmarſchalls für den Abend und beſtimmte einzelne Perſonen, die er einzuladen befahl. Es konnte ihn reizen, wenn dieſen Einladungen auch unter triftiger Entſchuldigung, nicht Folge geleiſtet wurde.

„Werden wir diesmal Ihre Frau sehen?“ fragte er den Obersten Orkum an dem Tage, wo die Garnison den aus dem Felde zurückgekehrten Truppen ein großes Fest gab und der ganze Hof seine Erscheinung zugesagt hatte.

Orkum war überrascht von der Frage, welche der König zum ersten Male in Gegenwart der übrigen Herren seines Gefolges an ihn richtete. Er konnte sie nicht einmal beantworten, denn Virginia hatte ihren Entschluß, in der Villa Angri ihren bleibenden Aufenthalt zu nehmen, ausgeführt und er war des Anstandes wegen zwar ein- oder zweimal, als er sie dort aufsuchte, angenommen worden, nie aber zu einem Gespräch mit ihr unter vier Augen gekommen, sondern nur in Maddalena's Anwesenheit, welche mit einer Arbeit beschäftigt auf Befehl ihrer Herrin im Zimmer geblieben war.

„Majestät, ich fürchte —“ begann er verlegen, aber der König unterbrach ihn sogleich: „Ein Soldat fürchtet nichts! Die Königin erwartet Ihre Frau heute Abend.“

Noch war es Zeit, Virginia diesen Befehl, denn anders war die Sache doch nicht zu nehmen, vor Beginn der militärischen Feierlichkeit, welche gegen Mittag dem großen Festmahle vorausging, zugehen zu lassen. Graf Orkum schrieb seiner Gemahlin und legte ihr drin-

gend ans Herz, nur diesmal ſich nicht wieder mit Krankheit zu entſchuldigen, da ſie ihn bei dem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Wunſche des Königs in die ſchlimmſte Lage ſetzen würde. Als er das niedergeſchrieben, lachte er ſelbſt bitter auf. „Was kümmert ſie ſich darum, wenn mich auch der König fortjagte, wie es ſo vielen braven Soldaten, die ihr Glück an das ſeinige geheftet haben, in Ausſicht ſteht?“ ſagte er für ſich. „Ich ſollte ihr ſchreiben: „Wenn Du kommſt, gibt der König Deinen Cicisbeo frei.“ Wie freudig würde ſie Toilette machen!“ Indeſſen ſtand die Bitte, von der er ſich nichts verſprach, einmal geſchrieben und er ſchickte den Boten nach der Villa Angri ab. „Die Antwort zur Parade!“ befahl er ihm.

Es waren die Heeresabtheilungen, welche den Feldzug in Deutſchland mitgemacht hatten, denen die Garniſon von Neapel das Feſt gab, und der kriegeriſche Pomp, der auf Befehl des Königs vorher auf dem Marsfelde durch eine Paradeaufſtellung zum Entzücken der ſchauluſtigen Bevölkerung der Hauptſtadt entwickelt wurde, erinnerte an die unvergeßliche Fahnenweihe am 26. März 1809, am Tage nach dem Geburtsfeſt beider Majeſtäten. Damals waren 12,000 Mann in der Strada di Chiaja geſchaart geweſen; der König auf dem Throne ſitzend, die Königin mit den Kindern, die Miniſter, die

Generalität, der ganze Hof auf prächtigen Tribünen; dem Throne gegenüber ein Altar mit dem Kreuz und den Fahnen, welche den neuen Regimentern verliehen werden ſollten, und auf reichem Seſſel in pontificalibus, umgeben von Geiſtlichkeit und Miniſtranten, der Cardinal Firrao bei ſtrömendem Regen! Unter dem Donner des Geſchützes von den Caſtellen und Schiffen hatte der Cardinal die Fahnen eingeſegnet, dann waren ſie im Halbkreiſe um den Thron des Königs aufgeſtellt worden, um dort eine nach der andern von den Truppen empfangen zu werden; in dieſem Augenblick hatte ſich plötzlich der Himmel aufgeklärt und der herrlichſte Sonnenſchein dem Feſt bis zum Ende geleuchtet. Von jenen Tapfern, wie viele waren heute noch unter den Fahnen? Doch mochten wohl nur ihre wenigen alten Waffengefährten, welche, meiſt mit Narben bedeckt, aus Rußland und Deutſchland in die Heimat zurückgekehrt waren, bei der Erinnerung an die Fahnenweihe ſo ernſte Fragen ſich ſtellen, dem Volke war es daſſelbe Schauſpiel mit andern Figuranten. Gleichviel, es erfüllte ſeinen Zweck, wie auch die Feſtlichkeiten des Hofes, die Jagden und Turniere; ſie zeigten die Macht und Herrlichkeit des Königs im ſchönſten Glanze und zerſtreuten jeden Zweifel an deren Beſtändigkeit.

Den Abend des Tages krönte ein Ball in den

großartigen Räumen, welche mit verſchwenderiſchem Luxus dazu geſchmückt waren; der König und faſt noch mehr die Königin Karoline liebten dieſe Pracht. Graf Orkum war vom perſönlichen Dienſt bei der Majeſtät heute entbunden worden, um ſeine Gemahlin zum Feſte zu begleiten; ſie hatte zugeſagt. Seit der Rückkehr des Monarchen war die Divina, wie nicht unbemerkt geblieben, bei keiner Gelegenheit, weder am Hofe noch in den Paläſten der Großen, welche ſie ſonſt durch ihre Gegenwart geziert hatte, erſchienen. Es hieß, ſie ſei krank, aber wenn man ſich der großen Cour im vorigen Jahre erinnerte, wo die Königin ſie in ſo auffallender Weiſe zurückgeſetzt hatte, und dem eigenthümlich geheimnißvollen Lächeln ihres Vetters, des Prinzen Emilio, bei jeder Frage nach dem Befinden ſeiner ſchönen Couſine eine Bedeutung gab, ſo erſchien dieſe Krankheit ſehr zweifelhaft. Welches Aufſehen erregte es daher, als ganz unerwartet die Gräfin Orkum kurz vor den Herrſchaften am Arme ihres Gemahls in den Saal trat! Aber wie bleich war ſie, welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Im erſten Moment ging es wie ein unheimliches Befremden durch die glänzende Verſammlung, dieſe todtenblaſſe Geſtalt unter den blühenden oder geſchminkten Damen erſcheinen zu ſehen; doch war es nur ein Moment, nur der erſte Blick, mit dem nächſten über-

zeugte man ſich, daß gerade dieſe Lilienbläſſe ſie in höherer, faſt überirdiſcher Schönheit ſtrahlen ließ, daß es noch die Divina war, heute göttlicher als je! Prinz Emilio, welcher, von ihrer unerwarteten Erſcheinung ganz aus der Faſſung gebracht, mitten im Geſpräch mit einer der ſchönſten und koketteſten Frauen verſtummt war, fand ſich, als er wieder ſprechen wollte, von ſeiner Dame verlaſſen und ſtarrte mit Gefühlen, die ſein Inneres qualvoll zerriſſen, nach Virginia hinüber. War dieſe Verheerung ihrer Roſen ſein Werk? Aber ſie ſtand in ſo ruhiger und ſtolzer Haltung, wie er ſie noch nicht erblickt zu haben glaubte, ſie ſprach ſo gelaſſen mit den Wenigen, die ſich herbeiließen, ihr zu nahen, ehe ſie wußten, wie ſich heute die Königin gegen ſie benehmen werde.

Da kam der Hof, die Majeſtäten — es war ein militäriſches Feſt! — ſchon in den vordern Zimmern mit begeiſtertem Zuruf begrüßt, der König in all ſeiner Pracht des äußern Aufzugs; die frohſte Stimmung aus den Zügen ſeines ausdrucksvollen Geſichts ſprechend, die Königin ſo heiter und klar, wie ſie ſich öffentlich lange nicht gezeigt hatte. Und ſiehe! Bald hatte ſie im Kreiſe die Gräfin Orkum bemerkt und ſprach mit ihr in der freundlichſten Weiſe, fragte ſie theilnehmend, daß Viele es hören konnten, nach ihrer Geſundheit und kam ſogar, als

ſie ſchon ein paar Schritt weiter gethan hatte, nochmals zu ihr zurück, um noch irgend eine Frage an ſie zu richten. Was auch die Königin ſonſt gegen Virginia gehabt haben mochte, und es ſchien nicht ſchwer zu errathen, jetzt war Alles wieder gut; wodurch aber und wie, das gab denen, welche ſich dafür intereſſirten, viel zu denken. Der König ſprach ebenfalls mit der Gräfin, aber in anderer Art, als man ſonſt von ihm, der eine ritterliche Aufmerkſamkeit mit vieler Soldatenfreiheit gegen Damen zu vereinigen wußte, gewohnt war; wenn man es bei ihm für möglich gehalten hätte, würde man heute eine gewiſſe Unſicherheit des Benehmens bemerkt haben, als er mit Virginia ſprach, welche vor ihm ſo kalt und gemeſſen ſtand, als wäre ſie die Fürſtin, welche einem Vaſallen Audienz ertheilt.

„Sie hat es verſtanden, ſich eine Poſition zu ſichern“, flüſterte die ſchöne, kokette Frau, welche bei Virginia's Eintritt mit dem Prinzen Emilio Angri geſprochen hatte, einer ſehr ſtarken Dame an ihrer Seite zu.

„Es iſt aber doch ein Skandal, daß ſie nicht ein wenig Roth aufgelegt hat!“ erwiderte dieſe. „Mit einem ſolchen Leichengeſicht zu kommen, iſt ein Affront für die ganze Geſellſchaft.“

„Die Männer ſind aber gerade heute begeiſtert von ihrer Schönheit, liebe Prinzeſſin“, bemerkte die Andere.

„Vampyriſche Gelüſte!“ entgegnete die Prinzeſſin, mit dem Fächer ihr anſehnliches Geſicht kühlend, dem man wenigſtens keine krankhafte Bläſſe nachſagen konnte.

Virginia hatte ſich, offenbar dazu veranlaßt, den Damen der Königin angeſchloſſen. Es mußte jedenfalls eine große Veränderung in ihrer Stellung vorgegangen ſein, daß ſie in eben dem Maße, als der König ſich von ihr zurückzog, die Gunſt der Königin gewonnen hatte. Eine der ſcharfſinnigſten Beobachterinnen wollte es dadurch erklären, daß die Königin gerade auf Virginia eiferſüchtig geweſen ſei, weil ſie eine ernſtliche Neigung ihres Gemahls, welche ſeiner Natur ſonſt fremd war, zu der Divina gefürchtet habe, daß ſie aber nun von dieſer Beſorgniß zurückgekommen ſei und das Unrecht, welches ſie der Gräfin gethan, wieder gut machen wolle. Denn es war nicht zu leugnen, daß Virginia, wenn der König wirklich ein tieferes Gefühl für ſie empfunden, ihn durch ihr Benehmen vollſtändig davon geheilt hatte. Dies Benehmen, ſeit die Gräfin Orkum am Hofe und in der Geſellſchaft erſchienen war, hatte für letztere ein unergründliches Räthſel gebildet. Wo jede Andere ſich im Uebermaße geſchmeichelt gefühlt hätte und der Auszeichnung vielleicht mehr als halbwegs entgegengekommen wäre, hatte ſich Virginia mit einer wahrhaft altrömiſchen Matronenhaftigkeit gepanzert, und was eben

das Beleidigendſte für den König war, der auch als Mann ſeine gerechten Anſprüche machte, nur gegen ihn hatte ſie ſich in dieſer kalten Weiſe benommen; gegen alle Andern war ſie die echte heißblütige Neapolitanerin in ſprühender Lebensluſt geweſen. Wenn ſie kein Spiel ſeiner Berechnung getrieben, wie Viele meinten, ſo hatte ſie es verloren; der König war vollſtändig abgekühlt, ſtatt durch ihr Verſagen zu höherer Leidenſchaft entflammt zu ſein. Selbſt die kokette Frau, welche noch heute von der ſichern Poſition Virginia's geſprochen hatte, mußte ihre vorgefaßte Meinung endlich aufgeben; ſie glaubte aber nun die Urſache zu der Krankheit der Gräfin gefunden zu haben; es war die Reue, daß ſie den Bogen allzu ſcharf geſpannt habe, bis er zerbrochen ſei.

Virginia blieb nicht lange auf dem Feſte. Sie verſchwand ziemlich früh, ohne daß ihre Entfernung noch von dem Hofe bemerkt worden wäre, da die Wogen der zahlreichen Geſellſchaft bei der ausgelaſſenen Stimmung, welche von den militäriſchen Feſtgebern ausging, aufgeregt durcheinander fluteten. Nur Emilio hatte ſeine Couſine nicht aus den Augen verloren. Es war ihm nur ein einziges Mal gelungen, in ihre Nähe zu kommen und ein paar flüchtige Worte ungehört von Andern zu ihr zu ſprechen. „Sie haben mich grauſam zurückgeſtoßen, als ich Ihnen meinen Beiſtand bot!“ hatte er

ihr zugeflüstert. „Ich habe es nicht über mein Herz bringen können, Vergeltung zu üben. Noch harre ich auf ein gütiges, liebevolles Wort.“

„Mein letztes Wort haben Sie!“ war ihre Entgegnung gewesen, so schneidend, daß es ihn wie ein Dolchstich getroffen, und sie hatte sich von ihm hinweg zu dem Nächststehenden gewandt, um ihn mit einer Freundlichkeit anzureden, als wolle sie Emilio absichtlich zur unversöhnlichsten Feindschaft reizen. Kämpfend mit sich selbst war er zurückgetreten, aber seine Blicke hatten sie unabläſſig verfolgt. Kurz ehe sie aus dem Saale in die anstoßenden Zimmer verschwand, schien sie einen Moment noch gezaudert zu haben; der König war zufällig ihr gegenüber in einiger Entfernung mit einer Gruppe von Damen in lebhafter Unterhaltung begriffen gewesen und Emilio hatte bemerkt, daß sich Virginia's Augen auf Joachim Murat richteten; es war ein seltsamer Blick, man hätte ihn schmerzlich nennen können! Lange, vielleicht unbewußt ruhten diese schönen schwarzen Augen auf dem Könige, der keine Ahnung davon hatte; plötzlich, wie von magnetischer Kraft berührt, blickte er auf und hinüber zu der bleichen Frau, welche nun augenblicklich aus ihren Gedanken aufgeschreckt den Saal verließ.

Welche Gedanken mochten es gewesen sein, die

ihre Augen mit dieſem wunderbar ſchmerzlichen Blick auf den König gebannt hatten? Emilio war darüber keinen Moment in Zweifel. Noch ſaß der Glückliche, den er mit wüthendem Haß beneidete, im Kerker und ſein Leben war bedroht; von dem Könige allein hing ſeine Begnadigung ab! Sollte es dazu kommen? Und wenn ein Preis gefordert wurde für den Machtſpruch? Der Prinz hatte auf dem Feſte, das ſeinen Höhepunkt noch lange nicht erreicht hatte, nichts mehr zu ſuchen. Er kehrte zu Fuß in ſeine Wohnung zurück, da er ſeinen Wagen erſt viel ſpäter beſtellt hatte. Zu Hauſe ſetzte er ſich nieder und ſchrieb noch einen langen Brief. Am andern Morgen ſtand er zwei Stunden früher auf, als ſeine Gewohnheit war; ſeine ganze Dienerſchaft gerieth in Schrecken, denn er war kein gütiger Herr. Nur gegen einen, den er vor wenigen Monaten in ſeinen Dienſt genommen hatte, machte er eine Ausnahme und dieſen ließ er rufen.

„Marco, hier iſt ein Brief an Deine geweſene Herrin. Du wirſt ihn ſogleich nach der Villa Angri bringen und ihr zu eigenen Händen übergeben.“

„Ich?“ rief Marco beſtürzt. „Sie iſt gewiß zornig gegen mich, daß ich meinen Abſchied gefordert habe. Könnte nicht ein Anderer? Es iſt mir ſchrecklich, Altezza vor Augen zu treten.“

„Schweig! Du haſt zu gehorchen. Ich erwarte Antwort auf meinen Brief, Du bringſt ſie mir zurück. Iſt es Dir nicht lieb, daß ich Dich ſchicke, Elender, oder haſt Du erbärmlich Deiner Liebe entſagt und fürchteſt Dich, nicht die Gräfin, ſondern das Mädchen wiederzuſehen, das Du verlaſſen haſt?“

„Heilige Mutter, gebenedeite!“ rief Marco. „Ich ſie verlaſſen?“

„Man ſagt mir, daß der ſonſt freie Zugang der Villa von der Meerſeite jetzt geſperrt iſt. Bringe mir Nachricht, auf welche Weiſe man außerdem, ohne durch das große Portal vom Berge her zu gehen, hineingelangen kann. Du haſt meine Befehle!“ Er winkte gebieteriſch und Marco entfernte ſich in äußerſter Niedergeſchlagenheit.

Die Stunden des Vormittags bis zur Rückkehr ſeines Boten wurden Emilio zur Ewigkeit. Endlich erſchien Marco, noch jammervoller, als er ſich entfernt hatte. Er brachte den uneröffneten Brief wieder zurück, keine Antwort, keinen Beſcheid über den letzten Auftrag ſeines Herrn, er ſchien vollſtändig den Kopf verloren zu haben. Emilio ſah den armen Burſchen, der zitternd vor ihm ſtand, mit verächtlicher Miene an. „Haſt Du die Gräfin geſehen?“ — „Nein.“ — „Sie hat Dir den Brief zurückgeſchickt und Dir ſagen laſſen, es ſei keine Antwort

nöthig?“ — „Ja.“ — „Du haſt auch die Maddalena nicht geſehen?“ — „Heute nicht!“ — „Und einen Zugang haſt Du nicht gefunden?“ — „Nein.“ — „Mache Dich zu einem weiten Ritte bereit, in einer Stunde werde ich Dich abfertigen.“

Er vernichtete den Brief, welchen Virginia verſchmäht hatte, und ſchrieb jetzt zwei andere: den einen an den Fürſten Hettore Angri, ſeinen Onkel, den zweiten an Camillo, welcher geſtern nicht bei dem Feſte, deſſen Veranlaſſung er fern ſtand, zugegen geweſen war.

Neuntes Kapitel.

Der Gaukler von Reggio.

Camillo Angri ſtand dem Könige jetzt auch ferner als ſonſt. Der König, welcher ſo viel Werth auf ſeine Meinung gelegt und ihn darum in den Staatsrath aufgenommen hatte, war verſtimmt gegen ihn. In zwei wichtigen Angelegenheiten war er der Anſicht und den Wünſchen des Königs entgegengetreten. Zuerſt in der Frage, wie mit den Carbonari verfahren werden ſolle. Der König, der in der Armee zu wenig ſtrafte, war in politiſcher Beziehung für die äußerſte Strenge, und Camillo Angri hatte ſich der entgegengeſetzten Anſicht, die nur von Wenigen vertreten war, mit Gründen angeſchloſſen, welche den König um ſo mehr gereizt hatten, weil er ſie nicht widerlegen konnte. Empfindlicher noch hatte ihn ein zweites Votum Camillo's getroffen, das ihn an der verwundbarſten Stelle berührte. Im Lande wie im Heere waren noch Franzoſen, welche hier ihr Glück gefunden hatten und bei dem

Bruche mit Frankreich zurückgeblieben waren. Murat, um der Volksſtimme zu genügen, welche ſich gegen die Begünſtigung der Fremden ausſprach, hatte verordnet, daß nur Neapolitaner Staatsämter bekleiden dürften, daß Niemand Staatsbürger werden könne, als nach den Beſtimmungen des Statuts von Bayonne, und daß die Fremden, welche binnen einem Monate nicht das Bürgerrecht gefordert und erlangt hätten, aus ihrem Dienſt treten müßten. Alle hatten daſſelbe gefordert. Der Staatsrath war bei der Prüfung anfangs nachſichtig verfahren, bald aber ſtrenger geworden, ſodaß der König ſich durch die Klagen und Vorwürfe, welche ihm die mit Verluſt ihrer Stellen bedrohten Franzoſen gemacht, veranlaßt geſehen hatte, dem Staatsrath eine Liſte von 27 Perſonen vorzulegen, denen er verſprochen hatte, daß ihnen das Bürgerrecht gewährt würde. In der eröffneten Discuſſion war von der einen Seite ſein Vorſchlag gebilligt, von der andern Seite aber, namentlich von Camillo Angri, geltend gemacht worden, daß der Staatsrath das Statut von Bayonne nicht ändern könne, alſo auch über die Siebenundzwanzig nur geſetzmäßig entſchieden werden müſſe. Der König hatte die Debatte abgeſchnitten und ſofortige Abſtimmung verlangt, in welcher von 28 Räthen nur drei gegen ihn ſtimmten; unter dieſen war Camillo Angri. Aus der Liſte der Siebenundzwanzig waren

dann 38 geworden und in der Armee noch mehr, ſodaß in der That die ganze Verordnung illuſoriſch geblieben, ebenſo wie die verheißene Aufhebung der Conſcription. Hier freilich mußten ſelbſt die Gegner der Regierung, welche ſich damals noch nicht durch Parteiverbiſſenheit über die wahren Bedürfniſſe des Landes verblendeten, zugeben, daß der Zeitpunkt nicht gekommen ſei, die bewaffnete Macht zu vermindern, daß ſie im Gegentheil verſtärkt werden müſſe. Von Wien liefen gar bedenkliche Berichte ein; der König von Neapel, deſſen bei Berufung des Congreſſes gar nicht erwähnt worden war, hatte alle bourboniſchen Höfe: Frankreich, Spanien, Sicilien, gegen ſich, und auch England verfehlte nicht, ſein zweideutiges Betragen während des kurzen Feldzugs zur Sprache zu bringen. Unter ſolchen Umſtänden konnte nur eine impoſante Machtentfaltung, geſtützt auf die unerſchütterliche Anhänglichkeit ſeines Volks, den Thron von Neapel retten. In letzterer Beziehung hatte der König ſchon viel gethan; die Abgaben waren erleichtert, der Handel durch die liberalſten Maßnahmen begünſtigt worden; nun wurde auch das gewohnte Mittel der Adreſſen in Schwung gebracht. Das Beiſpiel der Kronbeamten und Abhängigen pflanzte ſich mit Blitzesſchnelle bis zu den geringſten Corporationen im Staate fort, welche dem Könige Gut und Blut darboten; das größte Aufſehen

machte die Adreſſe des Truppencorps in den Marken und die des Adels, weil beide zugleich vom Könige eine freie Verfaſſung forderten — die Armee und der Adel! Mit dieſen Manifeſtationen konnte der König allerdings vor den Congreß treten, aber ſein Vertrauen darauf war doch nur gering. Darum vermehrte er ſeine Kriegsmacht auf eine achtunggebietende Stärke und gab auch den Milizen eine beſſere Organiſation, namentlich in Neapel, wo die von ihm vorgeſchriebene Sicherheitswache, aus den beſitzenden Klaſſen und den angeſehenſten Männern aller Stände gebildet, wenigſtens 12,000 Mann ſtark, in ſechs Bataillone und eine Schwadron formirt wurde. Ein Ehrenzeichen in Form einer goldenen, weiß emaillirten Medaille mit dem eichenbekränzten Wappen und Bildniß des Königs und der Inſchrift „Ehre und Treue“ ſollte den Eifer wecken.

So gerüſtet glaubte Murat den Ereigniſſen ruhig entgegenſehen zu können. Die Verbündeten waren ſchon zu Troyes, noch vor Napoleon's Fall, übereingekommen, den König Ferdinand von Sicilien für Neapel anderweit in Italien zu entſchädigen; zu Chaumont hatten ſie ſpäter den Vertrag Oeſterreichs mit Joachim beſtätigt. Auf dem Congreſſe war dieſer Tractat zwar angefochten worden, aber die Streitfrage über Polen, welche die Großmächte in zwei Parteien ſpaltete, bewirkte, daß der Kö-

nig von Neapel von beiden Seiten als Verbündeter gesucht wurde. Er fühlte einen geheimen Triumph dabei, weil es eine Anerkennung seiner Macht war. Die Ansprüche des Hauses Bourbon auf den Thron von Neapel hatten jetzt wenig Aussicht, gehört zu werden, ja der Kaiser von Rußland sollte mit einer Hinweisung auf die Grausamkeit bei der Restauration von 1799 geäußert haben: es sei unmöglich, jetzt, wo es sich um das Glück der Völker handle, einem Schlächterkönig den Thron von Neapel zurückzugeben. Die Feste in Neapel nahmen daher einen immer glänzendern und freudigern Charakter an, und nun Italien wieder den Reisenden offen stand, erschienen viele Fremde von Rang und Bedeutung am Hofe, selbst die Prinzessin von Wales, die künftige Königin von Großbritannien.

Auf einem dieser Feste, das in Portici in den Gemächern der Königin gegeben wurde, traf unerwartet die Kunde von dem Ableben der Königin Karoline von Sicilien ein. Sie war am 13. September plötzlich im Schlosse von Hetzendorf bei Wien gestorben. Niemand war bei ihr gewesen, man hatte sie ganz allein in ihrem Zimmer todt gefunden, auf einen Sessel an der Wand niedergesunken, den Arm auf der Lehne mit offener Hand, die sie wahrscheinlich nach der über ihr befindlichen Klingelschnur ausgestreckt, um Hülfe herbeizurufen. Weder

der Beiſtand des Arztes, noch die letzten Wohlthaten der Kirche waren der Sterbenden zu Theil geworden. Was auch die Königin Karoline Murat bei der Nachricht vom Ableben ihrer Todfeindin, mit welcher der Nerv aller Unternehmungen gegen ihren Thron abgeſtorben ſchien, fühlen mochte, die Würde forderte, daß ſie es vor der Welt nicht zeige; die beiden Majeſtäten zogen ſich ſofort mit dem ganzen Hofe zurück und das Feſt löſte ſich auf.

Beim Herausgehen wartete Prinz Emilio Angri auf ſeinen Vetter Camillo, den er ſeit langer Zeit zum erſten Male wiedergeſehen, in der Geſellſchaft aber nur flüchtig begrüßt hatte.

„Nun, Sie Unſichtbarer, hat man Sie endlich einmal wieder?“ fragte er, als Camillo kam. „Wann kann ich Sie ſprechen?“

„Sollte das noch nöthig ſein?“ entgegnete Camillo mit verdüſtertem Blick in ſeinem froſtigſten Tone, indem er weiter ſchreitend Emilio nöthigte, mit ihm zu gehen, da ſich dieſer ſchon nach einer menſchenfreien Niſche in der Nähe umgeſehen hatte, wo er ungeſtört einen Moment mit ihm verweilen könne.

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“ fragte Emilio ſtaunend.

„Wenn Sie darauf eine Antwort erwarten“, erwiderte Camillo mit einem Tone, welcher den Vetter doch

unerwartet traf, „so machen Sie sich gefaßt, daß sie nicht in bloßen Worten bestehen wird.“

„Wir müssen uns aussprechen, in aller Ruhe! Niemand kann ja betrübter sein als ich“, sagte er.

„Wenn Sie das sind, so lassen Sie uns schweigen! Jetzt und auf immer!“ versetzte Camillo, die Unterredung, welche im leisesten Tone geführt wurde, abbrechend, da der Strom der Menschen sie umdrängte.

„Finde ich Sie morgen zu Hause?“ fragte Emilio noch.

„Der Gaukler von Reggio niemals!“ erwiderte Camillo mit einem vernichtenden Blicke, indem er sich an einen Bekannten, der eben an ihnen vorbeiging, anschloß und mit ihm weiter ging, ohne sich um den Vetter noch zu kümmern.

Das Wort hatte getroffen. In jenem Briefe, welchen Emilio geschrieben, als er sein Billet uneröffnet von Virginia zurückerhalten, hatte er sich bildlich der alten Sage von dem Gaukler bedient, der, in Reggio wegen seiner Hexenkünste ausgewiesen, der Stadt aus Rache die gefährlichste seiner Schlangen heimlich zurückgelassen hatte, welche nun aus verborgenen Schlupfwinkeln viele Menschen, besonders Frauen und Kinder, auf ihren Wegen gestochen und mit ihrem Gifte getödtet hatte, ohne daß es gelungen wäre, sie zu ergreifen. Emilio hatte dies

Bild gebraucht, um das Gerücht zu bezeichnen, das mehr und mehr, ohne daß man den Urheber bezeichnen könne, in der Gesellschaft bestimmte Thatsachen verbreitet habe, die Virginia's Ruf vergifteten. Diesen Thatsachen auf den Grund zu gehen, um siegreich für die Verleumdete einzutreten, hatte er als sein Verdienst gerühmt, dann aber zu seiner unaussprechlichen Betrübniß hinzufügen müssen, daß er Wahrheit gefunden. Und nun erklärte ihn Camillo für den Gaukler von Reggio!

„Dein gebrechlicher Körper würde Dich nicht vor strenger Ahndung von meiner Seite schützen", murrte er in Gedanken hinter ihm her, „wenn Deine Tage nicht gezählt wären, stolzer Grande! Du stürzest vielleicht schon morgen von Deiner Höhe herab!" Er hatte mit seinem feinen Gehör belauscht, wie der König seinen Vetter, als er an ihm vorüberging, auf morgen und keineswegs in gnädiger Weise zu sich befohlen hatte. Daß Camillo Angri nicht mehr im besondern Vertrauen des Königs stand, war in den höhern Kreisen kein Geheimniß; man kannte auch die Ursache und fand dieses starre Altrömerthum, in welchem sich der junge Staatsrath gefiel, höchst lächerlich. Wenn er dadurch, wie es den Anschein hatte, in Ungnade gefallen war, so gönnte man ihm das von allen Seiten. Warum hatte er denn mit seinem ehrwürdigen Vater, der sich von dem neuen Hofe fern hielt,

gebrochen, wenn er ſich nicht ohne allen Rückhalt und Einſpruch dem Intereſſe des Königs ergeben wollte?

Auch der König mochte ſo denken. Er empfing Camillo, als dieſer ſich zu der befohlenen Stunde einſtellte, nicht mit der offenen Vertraulichkeit, die er gegen Freunde aus ſeinem Soldatenleben mit in den Purpur genommen hatte, ſondern mit der gemeſſenen Haltung des Souveräns. „Sie werden nach Wien gehen", kündigte er ihm an. „Sie ſelbſt haben mir damals zugeſtimmt, als ich den Bund mit Oeſterreich abſchloß; ich hoffe, Sie werden in dieſem Sinne den Herzog von Campochiaro mit Ihrem Rathe unterſtützen. Ihre beſondern Inſtructionen ſollen Sie noch erhalten."

Camillo verneigte ſich tief. In vieler Beziehung war es ihm lieb, Neapel gerade jetzt zu verlaſſen; er entging dadurch dem ſchwerſten Conflicte, der ihm drohte, dem Conflicte mit ſeinem Vater.

„Es handelt ſich um die Erfüllung des Vertrags", fuhr der König, obgleich er nicht davon ſprechen wollte, gleichſam getrieben fort. „Mir ſind die Marken zugeſichert und ich werde ſie behaupten! Iſt es nicht ein Ehrenpunkt für mich? Sagen Sie ſelbſt, Angri!"

„Wenn Sie die Macht dazu haben, Sire —"

„Die habe ich und werde mir noch eine größere ſchaffen!" rief der König mit Heftigkeit. Doch fühlte er

nun, daß er ſich zu mehr Enthüllungen hinreißen laſſe, als er bei ſeinem erſchütterten Vertrauen auf Angri's unbedingte Hingabe beabſichtigt hatte, und ging einigemal im Zimmer auf und ab, um ſich zu beruhigen. Dann ſprach er, vor Camillo ſtehen bleibend: „Sie haben mir opponirt, Angri. Ich hoffe aber, Sie werden mit mir zufrieden ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihrem Schwager die Naturaliſation verweigert habe. Ja", fuhr er in einem gereizten Tone fort, als er das Erſtaunen bemerkte, das wie ein Blitz über Camillo's Züge zuckte, aber ſogleich unterdrückt wurde, „ja, Prinz Angri, ich habe dem Grafen Orkum das Bürgerrecht in Neapel verweigert und ihm freigeſtellt, nach meinem alten Großherzogthum Berg zurückzukehren, wo ihm durch den Tod ſeines Neffen ein großes Beſitzthum zufallen wird."

„Durch den Tod ſeines Neffen, Sire?" fragte Camillo, durch dieſe zweite Kunde beunruhigt. „Ew. Majeſtät meinen doch nicht den Neffen, welcher hier in Neapel war und das Unglück gehabt hat, unſchuldig in eine Unterſuchung verwickelt zu werden?"

„Ja, ja, den meine ich!" rief der König. „Unſchuldig, ſagen Sie? Die Militärcommiſſion iſt anderer Anſicht. Nun, mein Prinz, auf die Gefahr, mir in dieſem Punkte von neuem Ihre Unzufriedenheit zuzuziehen, muß ich Ihnen ſagen, daß ich den jungen Mann, weil ſeine

Sache mit der der Carbonari zuſammenhängt und der Vortrag des Juſtizminiſters mir Zweifel ließ, ob ſie von den Civilgerichten mit der nöthigen Energie betrieben werde, dieſen entzogen und dem Tribunal überwieſen habe, welches ich nun einmal für die ganze Angelegenheit beſtellt. Abgeſehen von Ihrer diſſentirenden Anſicht, müſſen Sie mir wenigſtens zugeben, daß ich in Ihrem Sinne gehandelt, wenn ich keine Ausnahme dulden will, wie Sie keine ſtatuiren wollten in Bezug auf das Bürgerrecht meiner armen Landsleute. Keine Ausnahme, ſelbſt nicht für den Protégé Ihrer Schweſter!"

Der König hatte ſo heftig und ſo raſch geſprochen, daß es faſt unmöglich geweſen war, ihm zu folgen. Doch hatte Camillo den Kern ſeiner Rede nur zu wohl verſtanden und war davon tief ergriffen. „Ich hoffe", ſprach er jetzt, als ihn Murat bei ſeinen letzten Worten herausfordernd anſah, „daß die Offiziere Ew. Majeſtät, welche zu Gericht ſitzen, Schuld und Unſchuld zu unterſcheiden vermögen!"

„Rechnen Sie darauf!" verſetzte der König laut und hart. „Das Urtheil iſt bereits geſprochen!"

„Und, wenn ich es wiſſen darf, Sire", fragte Camillo mit bebender Stimme „dies Urtheil lautet?"

„Auf Tod!" antwortete der König.

„Majeſtät!" rief Camillo. „Hier wird ein Unſchuldiger gemordet! Ich mache mich verbindlich, die Beweiſe

ſeiner Unſchuld beizubringen und bitte nur um die Gnade des Aufſchubs, um Zeit."

„Sie compromittiren ſich, Angri!" rief der König. „Ich will es Ihrem Eifer für meine Integrität nachſehen, daß Sie eine ſolche Sprache gegen mich zu führen wagen. Laſſen Sie mich aber kein Wort mehr in dieſer Sache hören! Ihre Inſtructionen für die Reiſe nach Wien, Ihre Depeſchen für den Herzog von Campochiaro haben Sie noch im Departement des Auswärtigen in Empfang zu nehmen. Morgen reiſen Sie!" Mit einem leichten Abſchiedsgruße zog ſich der König in ſein Cabinet zurück und Camillo kehrte in einer Aufregung nach Hauſe, die ihn für den Augenblick ganz rathlos machte. Er hatte geglaubt, ſchon am Ziele zu ſein; es war ihm gelungen, ſich Kenntniß von dem Gange der gegen Alexander Orkum eingeleiteten Unterſuchung zu verſchaffen, das freiſprechende Urtheil des Gerichts ſtand außer aller Frage; woher nun dieſer plötzliche und gewaltthätige Eingriff des Königs, welcher durch die Erklärung, daß er keine Ausnahme von dem einmal angeordneten Verfahren gegen die Carbonari dulden könne, nicht motivirt erſchien? Alexander war verloren! Der Spruch, der ihn zum Tode verurtheilte, war gefällt, vielleicht ſchon vollzogen! Wenn er aber noch nicht vollſtreckt war, ſo gab es nur ein Mittel, ihn zu retten! Camillo mußte ſich ſelbſt der-

That anklagen, welche man auf den Unschuldigen gewälzt hatte; er mußte sagen, daß er es gewesen sei, welcher den Boten mit der Warnung an das Haupt der Carbonari abgeschickt hatte; es war eine Ehrensache für ihn, mochte ihm das Geständniß auch den sichern Untergang bringen. Welche Prüfung, welcher Kampf! Hättet Ihr ihn hochherzig und siegreich bestanden, dem Tode Euch geweiht, um nicht einen Unschuldigen für Euer Verbrechen bluten zu lassen? Ihr werdet mir die Antwort schuldig bleiben!

In seinem Zimmer saß Camillo eine Weile finster brütend. Er war noch zu keinem Entschluß gekommen, als er sich aus dieser entnervenden Stimmung riß, um den nöthigsten Brief zu schreiben. „Ihrem Auftrage, mein heilig verehrter Vater, kann ich nicht genügen, des Königs Befehl sendet mich morgen nach Wien. Gewinnen Sie es über sich selbst, zu vollbringen, was Sie mir anvertraut hatten, und dadurch in ewige Nacht zu begraben, was uns zur unauslöschlichen Schmach gereicht. Die Wolke, die zwischen uns gestanden hat, wird bald der Sonne weichen.“ Nur diese wenigen Zeilen schrieb er, schloß und siegelte den Brief und übergab ihn zur Bestellung. Es war ein kurzes Ausweichen von seinen Gedanken gewesen, ein Waffenstillstand nur, der Kampf in seinem Innern erwachte von neuem mit verstärkter Gewalt.

Ein goldener Herbſttag ſchimmerte über dem Lande und lockte zu Luſt und Freude hinaus in die freie Natur. Auf dem Molo, an der Riviera, auf allen ſchönen Punkten der Umgegend von Neapel ſchwärmte und wogte es wieder von lebensluſtigem Volk, von Wagen und Reitern. Von dem Vorplatze der Villa Angri auf der Landſeite, wo eine Cypreſſenallee ſchnurgrade nach der höher laufenden Straße führte, konnte man die vorübereilenden Erſcheinungen auf dem ſtaubigen Wege ſehen, und Maddalena ſaß vor dem verſchloſſenen Thorwege im Schatten mit ihrem Spinnrocken, das Kind zu ihren Füßen hütend, das im Graſe mit Blumen ſpielte; ſie blickte ſtill in die Ferne, wo das lebendige Treiben mit dem Frieden um ſie her einen mächtigen Gegenſatz bildete. In ihrem Herzen war aber das Mädchen traurig, und wenn ihre Augen ſich auf das unſchuldige Kind zu ihren Füßen ſenkten, hätte ſie weinen mögen. Ihre Herrin, die ſie trotz Allem, was ſie von ihr wußte und ſelbſt geſehen hatte, zärtlich liebte, lag drinnen krank und gebrochen; der arme ſchöne Mann, bei deſſen Erinnerung das Herz der Maddalena bebte, war gefangen und vielleicht ſchon todt, ihr eigener letzter Verwandter in die weite Welt gegangen! Wenn die Kranke ſtarb, Du arme kleine Giuditta!

Durch die Cypreſſenallee kam plötzlich ein leichter

Wagen daher; Maddalena ſtand auf, rief das Kind und wollte ſich in das Pförtlein des verſchloſſenen Thorwegs zurückziehen, als ſie einen der Männer auf dem Wagen heftig winken ſah und ihren Namen rufen hörte. Es war Graf Orkum, ihr Herr; ſie mußte gehorchen und ihn erwarten. Der Wagen hielt und Graf Orkum ſprang herab und half ſeinem Begleiter abſteigen, den die Procidanerin nicht kannte. Es war ein ſchöner, ſtattlicher Mann mit ſchwarzen Locken und feurigen Augen; es gefiel ihr, daß er ſogleich auf das Kind aufmerkſam wurde und daſſelbe freundlich, mit unverkennbarem Antheil betrachtete. Vornehm mußte er ſein, denn er trug einen prächtigen grünen Sammetrock mit goldenen Schnüren, und der Graf war gegen ihn ſo zuvorkommend!

„Laß uns ein, Mädchen, führe uns zu Deiner Frau!“ befahl er.

„Madonna iſt todkrank und liegt zu Bett“, ſagte ſie.

„Unmöglich!“ rief der Fremde und Graf Orkum: „Das iſt nicht wahr! Hinweg da!“ Er wollte Maddalena, welche mit dem Kinde vor der Pforte ſtand, zur Seite ſchieben, als ihr ein Mann heraustretend zu Hülfe kam, in welchem er ſeinen Hausarzt erkannte.

„Iſt es Ernſt, Doctor?“ rief er.

Der Arzt ſtutzte bei dem Anblicke des Fremden

und verneigte ſich tief vor demſelben, ehe er dem Grafen antwortete. Der Fremde machte ihm einen verbietenden Wink und er ſagte nun: „Ich würde es nicht verantworten können, wenn ich Ew. Gnaden nicht bitten wollte, von dem beabſichtigten Beſuche abzuſtehen. Der Fall iſt ſehr ernſt; ich ſah vom Fenſter aus Ihren Wagen und eilte hierher, um Sie abzuhalten. Jede Störung der Kranken könnte tödtlich ſein!“

„Kommen Sie, Orkum!“ ſagte der Fremde, welcher ernſt und unruhig geworden war; „hier iſt kein Beſinnen nöthig.“ Er neigte ſich zu der Kleinen hernieder und reichte ihr ſeine Hand, in welche ſie, welche ſonſt vor Fremden ſcheu war, nach kurzem Zögern ihr feines Händchen legte; mit ſichtlicher Freude hob der Fremde das Kind empor und küßte es zweimal, dann ließ er es vorſichtig wieder auf den Raſen nieder, und während ſeine Augen unverwandt auf ihm ruhten, zog er einen von den blitzenden Diamantringen, die ſeine Hand ſchmückten, vom Finger, gab ihn der Kleinen und wandte ſich, mit einem kurzen Abſchiedswink der Hand gegen den Arzt, ohne ein Wort zu ſprechen, nach dem Wagen, der in einiger Entfernung hielt; Graf Orkum richtete noch eine flüchtige Frage an den Arzt und folgte dann. Raſch, wie ſie gekommen waren, fuhren ſie durch die Cypreſſenallee wieder von dannen.

„Wer war das?“ fragte Maddalena, während die Kleine entzückt ihr den Ring emporhielt.

„Kennſt Du ihn nicht?“ entgegnete der Arzt verwundert, ſchüttelte aber doch vorſichtig den Kopf und gab ihr eine ſehr unbeſtimmte Antwort, als ſei auch er ſeiner Sache nicht gewiß. Dann kehrten ſie nach dem Hauſe zurück.

Virginia lag wirklich krank und der irdiſche Arzt konnte ihr nicht helfen. Ihre Kraft war endlich Allem, was in letzter Zeit über ſie hereingebrochen war, erlegen und ſie ſah nur noch einen Ausweg, um dem Elend und der Verzweiflung zu entrinnen. Sie wußte, daß ſie von der Welt ſchon geächtet war, obgleich dieſe von der Wahrheit noch immer keine Ahnung hatte; ſie wußte, daß ihr der Einzige, der noch von ihr gut dachte, auf deſſen Treue ſie wie auf einen Felſen bauen konnte, der unter glücklichen Sternen bei früherer Begegnung im Leben ſie unausſprechlich glücklich gemacht haben würde, in dieſem Augenblicke ſchon durch einen ſchimpflichen Tod entriſſen war. Die erſte Kunde hatte ihr ein Billet mit verſtellter Handſchrift gebracht, das ſie deshalb nicht, wie das frühere, uneröffnet zurückgeſchickt hatte; ſie würde die Meinung der Welt, die ſie niemals hoch gehalten, verachtet haben, wenn nicht der Schreiber jenes Billets neue empörende Schmach daran geknüpft hätte,

indem er ihr für den Fall, daß ihr Gemahl bei der Rückkehr in ſeine Heimat, wovon man jetzt ſpreche, ſich von ihr trennen ſollte, ſeine Hand bot, um ſie dadurch vor der Welt glänzend wieder zu erheben! Die zweite Nachricht, welche ihr Orkum ſchonungslos mitgetheilt, nicht ohne die entſetzliche Andeutung, daß ihre Vorliebe für Alexander leicht jede Begnadigung des Verurtheilten unmöglich gemacht habe, hatte ſie dann zur Verzweiflung gebracht, und als, Schlag auf Schlag, ein dritter Brief kam, auf deſſen Umſchlag ſie erbebend die lange nicht erblickte Handſchrift ihres Vaters erkannte, da war ſie kaum fähig geweſen zu begreifen, was ihr der Vater ſchrieb. Es war die kurze, ſtrenge Anzeige, daß er Camillo beauftragt habe, ſie abzuholen und in die einzige Freiſtatt zu bringen, wo ſie ſich mit Gott verſöhnen könne, in das Kloſter zu ſeiner Schweſter. Dem Wahnſinn nahe, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, hatte ſie mehrere Stunden zugebracht; nun war aber das Alles vorüber. Sie hatte zum Tode erſchöpft dem Arzte den Zutritt geſtattet, aber in ihrem Herzen war es ſtill, grabesſtill; ſie wußte andere Freiſtatt, als die ihr der Vater geboten hatte.

Der Arzt, als er den Beſuch der beiden Herren verhindert, fand nichts dagegen einzuwenden, daß Maddalena der Kranken auf ihr Verlangen das Kind brachte; es konnte dazu dienen, durch ſanfte Gefühle ihre aufge-

regten Nerven zu beſchwichtigen, eine Verſagung würde ſie noch mehr gereizt haben. Er hatte auch nichts dawider, daß die Kleine allein bei der Kranken blieb; nur daß dieſe das Bett verlaſſen und ſich ankleiden wollte, war ihm nicht lieb. Indeſſen gab er den ſchwachen Verſuch, ſie davon abzubringen, auf, als er ſah, daß ſie heftig wurde. Dem Mädchen hatte er verboten, von dem Beſuche zu reden, und Maddalena ſchwieg auch darüber, bis die Kleine, woran der Arzt unbegreiflicherweiſe gar nicht gedacht hatte, mit ihren feurigen Erzählungen und ihrem Ringe Alles verrieth. Da wurden Virginia's todtenbleiche Wangen plötzlich von heißer Glut überfloſſen; ſie ſchien einen Moment ſprachlos, nur ihre Augen richteten ſich fragend auf Maddalena, welche dann nicht anders konnte, als der Wahrheit getreu Alles berichten. Virginia's Auge verdunkelte ſich, als Maddalena ihr den Fremden und ſein freundliches Benehmen gegen das Kind ſchilderte, ihre Hände zitterten, ihr Buſen wogte ſichtlich in heftigſter Bewegung. Doch entließ ſie das Mädchen ſogleich und blieb nun mit Giuditta allein.

Sie ſetzte ſich auf ihr Bett und nahm die Kleine auf den Schooß, liebkoſte und küßte ſie mit Inbrunſt und hörte ſchweigend zu, wie dieſe mit kindlichem Geplauder immer wieder von dem ſchönen Manne erzählte, der ihr den Ring geſchenkt, welchen ſie nur einen Au-

genblick aus der Hand gegeben, als Virginia ihn ſehen wollte, und ſogleich wieder zurückverlangt hatte. „Warum weinſt Du, Tante?“ fragte ſie auf einmal mitten in ihrer wiederholten Erzählung, daß ſie der ſchöne Mann geküßt habe.

Virginia's Thränen rannen nun unaufhaltſam; ſie drückte das Kind ſtumm an ihr Herz und ſagte mit gebrochener Stimme: „Nenne mich nur Mutter! Du darfſt es!“

„Darf ich?“ rief Giuditta fröhlich. „Und wirſt Du nicht böſe? Schilt mich die Lenetta und meine Mutter nicht?“

„Du darfſt es! Ich bin Deine Mutter!“ klang es in ſchmerzlichen Lauten von Virginia's Lippen, und das Herz hätte ihr brechen mögen über des Kindes Freude und ſeine unſchuldigen Fragen, warum der Leſſo gar nicht wiederkomme, dem ſie es erzählen wolle, daß ſie nun Mutter ſagen dürfe. Lange ſaß Virginia mit dem Kinde auf dem Schooß und weinte viel, endlich wurde die Kleine müde, legte ihr Köpfchen an Virginia's Bruſt, und es währte nicht lange, ſo war ſie entſchlummert. Sanft und vorſichtig legte ſie Virginia auf ihr Bett und ſtand eine lange Weile verſunken in das Anſchauen des lieblichen Weſens, dann ging plötzlich ein Schauder durch ihre ganze Geſtalt; es war der Dämon ihres Schickſals, der ſie ſchrecklich an ihren Entſchluß mahnte.

Sie wagte nicht noch einen letzten Blick auf das ſchlummernde Kind zu werfen; mit ſchwankenden, aber raſchen Schritten ging ſie zu ihrem Spiegeltiſch, wo ein Kryſtallglas mit friſchem Waſſer ſtand; ſie zog ein Fach, nahm ein ſorglich eingewickeltes Fläſchchen heraus, träufelte von der hellen Flüſſigkeit, welche es enthielt, ungezählte Tropfen in das Waſſer und hielt das Glas in der krampfhaft bebenden Hand — wagte ihr Blick im ſündhaften Frevel dieſes entſetzlichen Augenblicks das Bild des Gekreuzigten über dem Betaltar zu ſuchen?

„Mutter!“ flüſterte es wie mit einer Engelsſtimme durch das todtenſtille Gemach.

Virginia zuckte zuſammen; ſie wandte ſich um.

„Mutter, laß mich nicht allein! Süße, liebe Mutter, bleibe bei mir!“ hörte ſie das Kind im Traume ängſtlich ſprechen.

Und das Glas entſtürzte Virginia's Hand, daß es am Boden zerſchmetterte; ſie ſelbſt, von Schauern der Gottesnähe überwältigt, eilte zu dem Lager, wo Giuditta ruhte, ſank auf ihre Kniee und rief, die gefalteten Hände hoch zum Himmel erhebend: „Nein, nein, Du mein geliebtes Kind! Ich bleibe bei Dir, ich verlaſſe Dich nicht!“

Ende des zweiten Bandes.

Digitized by Google

König Murat's Ende.

Hiſtoriſcher Roman

von

Bernd von Guſeck.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

Die Heimkehr.

Am Hofe zu Neapel war ein hoher Beſuch angekommen, welcher unter den jetzigen Verhältniſſen allgemeines Aufſehen erregte: die Schweſter der Königin, die Fürſtin Pauline Borgheſe. Noch mehr, ſie kam von Elba, wo der entthronte Kaiſer mit dem leeren Titel ſeiner ehemaligen Macht und einer kleinen auserwählten Schaar ſeiner alten Garde den ihm von den Siegern angewieſenen Wohnſitz genommen hatte. Man wußte, daß Pauline Bonaparte ihrem kaiſerlichen Bruder mit einer ſchwärmeriſchen Liebe bis zum Fanatismus ergeben war, und dennoch kam ſie, wie man erfahren hatte, unmittelbar von Longone, ſeiner Reſidenz, an den Hof ihres Schwagers, der im Unglück ihn verlaſſen und dadurch weſentlich zu ſeinem Sturze beigetragen hatte. Die innige Freundſchaft, welche einſt zwiſchen ihr und Murat beſtanden, eine Freundſchaft, welche der Kaiſer mit argwöhniſchen Blicken ungern geſehen hatte, die

Sehnſucht, ihre Schweſter wiederzuſehen, konnten dieſen Beſuch allein nicht erklären, aber ſie war vielleicht eine Botin der Verſöhnung. Die hochherzige Seele des Kaiſers hatte ſich über ſein Unglück erhoben und er verzieh in ſeiner Großmuth vor allen dem Verwandten und ehemaligen Waffengefährten in den Tagen des Ruhms, jetzt, da ſein Schickſal erfüllt und ſeine Laufbahn auf immer beſchloſſen war. So deuteten Viele den Beſuch der ſchönen Frau, welcher zu Ehren am Hofe neue und glänzende Feſte gegeben wurden.

Die Eingeweihten aber, welche den Gang des Congreſſes zu Wien mit ſcharfen Augen beobachteten, wie es auch Napoleon auf Elba, mit den beſten Nachrichten bedient, vermochte, konnten in der Erſcheinung der Fürſtin Pauline noch ein anderes Zeichen ſehen. Ein geiſtreicher und witziger Herr, der Fürſt von Ligne, hatte geſagt, als man ihn nach dem Gange des Congreſſes fragte: „Der Congreß geht nicht, er tanzt!“ Wirklich ſchien die Hochflut der Vergnügungen, welche die Vereinigung der gekrönten Häupter, der vornehmſten, intereſſanteſten und ſchönſten Perſönlichkeiten von ganz Europa in der Kaiſerſtadt an der Donau täglich höher anſchwellen ließ, den ernſten Gang der Geſchäfte, die Entſcheidung über das Schickſal von Millionen ganz zu überdecken. Aber wie dem auch ſein mochte, für Murat von Neapel

hatte der Gang des Congreſſes nach dem kurzen Sonnenblicke, der ihn geblendet, eine bedenkliche Wendung genommen und der Tanz konnte für ihn leicht ein Waffentanz werden. Die Berichte, welche er von Wien erhielt, lauteten immer bedrohlicher, und er konnte ſich auf dieſelben verlaſſen, denn er hatte die Männer ſeines Vertrauens dorthin geſchickt und ſandte auch ſpäter von Zeit zu Zeit einzelne Generale oder andere Räthe ab, von deren Einſicht und Geſchicklichkeit er weſentliche Dienſte erwartete.

Der günſtige Moment, wo man ſich bei dem Zerwürfniß um Polen von beiden Seiten durch ein Bündniß mit dem Könige von Neapel zu ſtärken ſuchte, war vorüber. Die Anſchuldigungen, daß er im italieniſchen Feldzuge nicht ehrlich gehandelt habe, kamen wieder zum Vorſchein; neuer Verdacht, daß er mit Anſchlägen zur Vergrößerung ſeiner Macht, vielleicht durch einen unvorhergeſehenen Schlag, umgehe, wurde gegen ihn erregt, und freilich gaben die Rüſtungen dazu Anlaß, welche Murat ununterbrochen betrieb, weil er wohl ſah, daß er ſich nicht mehr auf den guten Willen ſeiner Alliirten, ſondern einzig und allein auf ſeine Macht, wenn dieſe impoſant genug war, verlaſſen durfte. Als ſeinen Hauptfeind ſah er Talleyrand an, welchen er ſogar beſchuldigte, vom Könige Ferdinand das Verſprechen einer Million

Franken für den Thron von Neapel angenommen zu haben. Frankreich rüſtete bereits, und es konnte in keiner andern Abſicht geſchehen, als den legitimen König beider Sicilien gegen den Emporkömmling zu unterſtützen, welchen all die übrigen wieder eingeſetzten Fürſten Italiens nur mit Argwohn und ſteigendem Widerwillen in ihrer Reihe duldeten. Er war ein zu gefährlicher Nachbar, weil er mächtig, ehrgeizig, kriegsluſtig und ein Sohn der Revolution war, die er wieder zu ſeinen Zwecken heraufbeſchwören konnte. Fürſt Metternich hatte ſchon ein Abkommen angedeutet, welches mit ihm zu treffen wäre; es war mehr als früher die Rede davon, daß er die Marken, welche ihm zugeſichert waren, wieder an den Papſt abtreten ſolle, und ſeine Geſandten wurden nicht gut aufgenommen, während die des Königs Ferdinand bei allen Sitzungen freien Zutritt hatten.

Der König war in heftiger Aufregung, als er aus dem Munde eines ſeiner zuverläſſigſten Diener, welchen er zu dieſem Zwecke von Wien zurückberufen, den eingehenden Bericht über Alles vernahm, was derſelbe zu Wien wahrgenommen hatte. Er ging mit ſtarken Schritten im Saale umher und rief: „Sie ſollen ſich täuſchen, wenn ſie glauben, mit mir wie mit einem läſtigen Bettler umſpringen zu dürfen. Ich bitte nicht, ich fordere! Sie fürchten ſich vor mir, darum möchten ſie mich zu einem

Fürſtlein dritten oder letzten Ranges, womöglich zu dem des Fürſten von Monaco, herabdrücken; auf eine reiche Penſion käme es ihnen dann nicht an. Sie fürchten ſich, Camillo, das iſt Alles! Sie haben ihren Völkern die Wohlthaten wieder genommen, welche ihnen der Kaiſer mit vollen Händen geſpendet hatte; mein Volk iſt noch im Vollgenuſſe aller deren, die es mir verdankt; ſie fürchten, ich könne das Banner von Italien entfalten, wie Sie mir einſt geſagt, mein treuer Freund, und ganz Italien werde mir zufallen. Vielleicht wäre jetzt der Zeitpunkt dazu!" Er hielt inne, als erwarte er eine Zuſtimmung. Camillo Angri aber ſchwieg und hatte die Augen auf den Boden geheftet.

Auch der König ſchwieg eine Weile, dann fuhr er ruhiger fort: „Sie ſollen mich wenigſtens auf meiner Hut finden. Die Preſidien von Toscana, ſeit drei Jahrhunderten im Beſitz meiner Vorgänger, ſind mir ſchon durch Lecchi's und Rospigliosi's unbegreifliche Vergeſſenheit, wenn ich es nicht Verrath nennen ſoll, verloren gegangen; wenn ſie die Wichtigkeit derſelben für uns erkannt und auf ihre Erhaltung für mich beſtanden hätten, damals würde kein dauernder Widerſpruch erhoben worden ſein. Nun iſt es zu ſpät. Aber die Marken wenigſtens laſſe ich mir nicht nehmen. Ich werde meine Truppen dort verſtärken und die Feſtungswerke von An-

cona in einen Vertheidigungszuſtand ſetzen, daß ſie ſich wohl beſinnen werden, dieſelben anzugreifen. Doch das ſind militäriſche Angelegenheiten, denen Sie niemals Intereſſe geſchenkt haben, Angri. Ich weiß, es iſt Ihre Schuld nicht, daß die Natur Sie für eine andere Laufbahn beſtimmt hat, als die der Waffen! Ich bedarf treuer Diener in jedem Zweige meiner Staatsregierung. Daß ich Sie jetzt aus Wien zurückberufen habe, geſchah aber noch aus andern Gründen, aus Rückſichten für Sie ſelbſt. Dort, fürchte ich, wird man bald nur dann mein Recht achten, wenn ich es mit hunderttauſend Bajonetten geltend machen kann. Hier aber haben ſich in Ihrer Familie wunderliche Dinge zugetragen, welche Ihnen die Rückkehr gewiß wünſchenswerth erſcheinen ließen."

„Ich danke Ew. Majeſtät für dieſen neuen Beweis Ihrer Gnade", erwiderte Camillo, ſich tief verneigend, „aber geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern, und es iſt am beſten, ſie der Vergeſſenheit zu übergeben."

„Haben Sie Nachforſchungen angeſtellt? Ihren Schwager geſprochen?" fragte der König.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, bei meiner Ankunft in Neapel nicht Privatangelegenheiten den Vorrang zu geben, ſondern mich zuerſt bei Ew. Majeſtät zu melden".

„Sie ſind der Mann der ſtrengen Grundſätze!" rief

Murat. „Auch ich halte die Conſequenz im Handeln für die beſte Richtſchnur, aber es gibt doch Lagen, wo man ſich davon losſagen und andere Wege einſchlagen muß. Ich erkenne Ihren Eifer für meinen Dienſt an, gebe Ihnen aber nun vollkommene Freiheit, ſich Ihren eigenen Intereſſen zu widmen, denn es ſind doch immer auch die Ihrigen, wenn es ſich um die Perſon Ihrer Schweſter handelt. Ich weiß, Sie ſind mit ihr geſpannt geweſen, wie Sie auch mit Ihrem Vater nicht im beſten Verhältniß ſtehen. Das Letztere kann ich begreifen. Ihr Vater iſt ein Anhänger der Bourbons. Ich ehre ſein loyales Verfahren, dieſe Anhänglichkeit nicht zu leugnen und doch ſich jeder feindſeligen Demonſtration oder Handlung gegen meine Regierung zu enthalten; darum hat er meine Achtung; in meinen Staaten wird Niemand um ſeiner politiſchen Grundſätze willen verfolgt, wohl verſtanden, Angri, wenn dieſe nicht zu offenem Aufruhr oder heimlichen Verſchwörungen führen. Sie haben ſich aus Ueberzeugung dem Wohl des Vaterlandes in meinem Dienſt geweiht, darum mag ſich Ihr Vater Ihnen entfremdet haben. Warum aber dies geſpannte Verhältniß mit Ihrer Schweſter? Halten Sie nicht länger zurück, weichen Sie mir nicht aus! Wenn Ihr fürſtlicher Stolz ſich gegen die Verbindung mit einem deutſchen Offizier von einfachem Adel ſträubte, nun, ſo habe ich

dieſen zu höherem Range erhoben, ihm eine Dotation verliehen, und ich ſollte meinen, daß Sie nicht ſo ſtreng alten Vorurtheilen anhängen könnten, nach Allem, was ich von Ihnen ſchon über dieſes Thema gehört habe."

„Sie beſchämen mich, Sire, durch das Intereſſe, welches Sie an den Verhältniſſen meiner Familie nehmen."

„Nicht ich allein, auch die Königin, welche in letzter Zeit Ihrer Schweſter einen beſondern Antheil zugewendet hat", verſetzte der König. „Alſo ſtehen Sie mir endlich Rede!"

Wenn Murat den tiefern Grund, welcher ihn zu dieſer kaum mehr abzuwehrenden Frage trieb, zu verſtecken wußte, in Camillo fand er ſeinen Meiſter. „Ich würde in Verlegenheit ſein, Ew. Majeſtät zu ſagen, wie ſich das Verhältniß zwiſchen meiner Schweſter und mir, das Ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen iſt, allmälig geſtaltet hat, denn ſoweit ich denken kann, bis in die Kindheit zurück iſt es nicht anders geweſen. Der Unterſchied der Jahre mag von Anfang an dazu beigetragen haben, auch die Verſchiedenheit unſeres Temperaments; ich bin immer ernſt geweſen, da die Natur, wie Ew. Majeſtät ſagten, mir Feſſeln angelegt hat, Virginia war ein heiteres, ausgelaſſenes Kind, und iſt es geblieben."

„Sie haben ſie wohl lange nicht geſehen!“ rief der König. „Aber das erklärt nichts. Orkum ſagt mir, daß Sie ſein Haus niemals betreten haben! Das iſt unnatürlich, Angri.“

„Nur meine Schweſter würde davon Rechenſchaft geben können“, erwiderte Camillo. „Nicht ich habe mich von ihr zurückgezogen, ſondern ſie hat mich fern gehalten; ich weiß mir keine Schuld beizumeſſen, Sire.“

„Sie ſcheinen gar nicht zu wiſſen, was ſich zugetragen hat!“ rief Murat immer gereizter. „Nach Ihren Worten muß ich glauben, daß die Entfernung Ihrer Schweſter Ihnen ganz unbekannt geblieben iſt!“

„Ich weiß darum, wie ich Ew. Majeſtät ſchon andeutete. Geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern und es iſt am beſten, ſie der Vergeſſenheit zu übergeben.“

„Sie werden doch Nachforſchungen anſtellen? Orkum iſt zu fremd hier, zu ungeſchickt; er ſteht außer aller Verbindung mit der Familie, kennt die Verhältniſſe nicht; ſeine Schritte ſind natürlich, weil ohne Energie betrieben, ganz erfolglos geweſen. Sie dagegen werden Vermuthungen haben, wohin die Unbeſonnene ſich begeben hat, Sie werden ihre Spur finden und verfolgen!“

„Und wozu ſollte das führen, Sire?“ entgegnete Camillo. „Zur Wiedervereinigung mit dem Manne, den

ſie verlaſſen hat, oder zur Beſtrafung, zur Einſchließung in klöſterliche Mauern?“

„Sie ſind der Mann eiſerner Strenge, nur nicht da, wo ſie nothwendig iſt!“ entgegnete der König im höchſten Unmuth. „Doch es iſt Ihre Sache, was Sie thun wollen, ich habe mich nicht darum zu kümmern; es war nur mein Antheil an Ihnen, und der Skandal, das Aufſehen, welches der Vorfall erregt hat, die Indignation der Königin. Handeln Sie ganz nach Ihren Grundſätzen. Ich habe Ihnen nur noch zu ſagen, daß ich Ihren Schützling, für den Sie ſich gewiſſermaßen verbürgten, ich meine den Vetter Orkum's, nach einer Reviſion der Acten des Kriegsgerichts begnadigt habe.“

„Sire!“ rief Camillo freudig überraſcht.

„Das heißt zu lebenslänglichem Gefängniß!“ verſetzte der König mit einem ſtrengen Blick. „Sie nehmen einen Antheil an dieſem Hochverräther, der mich wahrhaft frappirt. Es ſcheint Ihre ſchwache Seite zu ſein, ſich für die Revolutionäre zu intereſſiren. Nehmen Sie ſich vor General Manches in Acht, Angri, ihm gilt kein Anſehen der Perſon und ich decke Sie nicht mit meinem Schilde!“

„Mein Schild, Sire, iſt mein Bewußtſein!“ erwiderte Camillo ehrerbietig, aber feſt. „Ich danke Ew. Majeſtät, daß Sie meine Bitte, die ich beim Abgange

nach Wien einzureichen mir erlaubte, wenigſtens ſo weit berückſichtigt haben. Nun dem Baron Orkum das Leben erhalten iſt, gedenke ich ihm auch die Beweiſe zu ſchaffen, welche ſeine Unſchuld an dem ſchweren Verbrechen, das Sie eben ausgeſprochen haben, in volles Licht ſtellt."

„Ein Hochverräther iſt er ſeiner Geſinnung nach, die er ungeſcheut vor ſeinen Richtern ausgeſprochen hat!" rief der König. „Es iſt eine Wohlthat für ihn, daß der Kerker ihn abhält, ſie durch Thaten zu bekräftigen. Mit den Beweiſen ſeiner Unſchuld brauchen Sie ſich nicht weiter zu bemühen, da es feſtgeſtellt iſt, daß er nicht das Billet in Chiffreſchrift abgeſendet hat, welches der Gerechtigkeit ein ſchuldiges Haupt entziehen wollte. Genug davon! Ich werde Sie rufen laſſen, Prinz Angri, wenn ich wieder Ihrer Dienſte bedarf."

Camillo war entlaſſen. In den letzten Aeußerungen des Königs glaubte er eine Andeutung zu erkennen, welche ihn beunruhigen konnte, denn er war ſich wohl bewußt, ein gefährliches Spiel zu ſpielen, und gerade weil ihm der König ſein Vertrauen früher ſo unbedingt geſchenkt hatte, mußte dieſer, wenn er ſich darin getäuſcht fand, um ſo erbitterter gegen ihn werden. Bei gehöriger Ueberlegung kam er aber doch zu der ſichern Annahme, daß der König keinen wirklichen Argwohn gegen ihn hege. Camillo kannte ſeinen Charakter genau;

er wußte, daß er zwar in Sachen der Politik oder ſeiner eigenen Handlungen eine gewiſſe Verſchlagenheit beſaß und verſteckt war, doch aber ſonſt zu heftig und aufbrauſend, um ſeinen Zorn zu bemeiſtern. Hätte er gegen ihn einen wirklichen Verdacht gefaßt, ſo würde derſelbe bei ſeinem Anblick unfehlbar zu einem Ausbruche ſeines Unwillens über vermeintlichen Undank und Verrath geführt haben. Camillo beruhigte ſich alſo und ſchritt auf ſeiner gefährlichen Bahn weiter. In ſtillen Stunden konnte er ſich allerdings ſeines eigenen Gefühls nicht erwehren, das ihm auch manchen Vorwurf machte, wie ihn der König nur hätte machen können, aber ſtand nicht über allen dieſen Rückſichten hoch erhaben das Ziel, das ihm winkte, und mußte er ihm nicht jedes perſönliche Opfer bringen, ſelbſt das ſeiner Redlichkeit? „Das ſind Sophismen!“ rief es bei dieſem Gedanken, durch den er ſich beſchwichtigte, oft in ſeiner Seele. „Der Brigant mit den Waffen in der Hand, ſelbſt der Bravo mit dem Dolch iſt beſſer als der falſche Freund, welcher den blumenbekränzten Giftbecher kredenzt!“ Aber er hatte ſeine Wahl getroffen und konnte nicht mehr zurück; wenn nur das Ziel für Italien gewonnen wurde, mochte man ſeinem Andenken immer mit Verachtung fluchen.

Er hatte dem Könige der Wahrheit gemäß geſagt,

daß ſeine Pflicht ihn zuerſt zum Palaſt geführt habe, doch wußte er bereits Alles, was für ihn zu ermitteln geweſen war. Sein Vater war bald, nachdem er den Brief, den ihm Camillo bei ſeiner Abreiſe geſchrieben, durch einen Eilboten empfangen hatte, nach Neapel gekommen, hatte aber Virginia nicht mehr gefunden. Er war nicht nach der Caſa dell' Orme zurückgekehrt, ſondern hatte ſich nach ſeinen Beſitzungen in der Baſilicata begeben. Dort, wo Virginia einſt eine Zuflucht gefunden hatte, als es nothwendig war, glaubte er ſie vielleicht wiederzufinden, auf ſein Vaterherz vertrauend. So hatte er ſeinem Sohne in einem kurzen Briefe nach Wien geſchrieben. Weiter hatte Camillo dort von ihm nichts gehört; zwei Briefe, welche er an ihn gerichtet hatte, waren unbeantwortet geblieben. Auf anderem Wege hatte er aber erfahren, daß der Fürſt Hettore zu allgemeiner Verwunderung ſeinen Wohnſitz in der Villa Angri genommen habe, als ſehe er die Schenkung, welche er einſt ſeiner Tochter mit dieſer herrlichen Beſitzung gemacht, durch ihre Flucht für widerrufen an. Ob er mit ſeinem Schwiegerſohne darüber irgend ein Abkommen getroffen hatte, wußte Niemand. Graf Orkum war nicht mehr in Neapel. Der König, ſo hieß es öffentlich, habe ihn mit irgend einem militäriſchen Auftrage verſchickt, oder ganz und gar von ſeiner Perſon entfernt und dem

General Carrascoſa, Befehlshaber in den Marken, zugetheilt; Andere glaubten aber, er ſei auf der Verfolgung ſeiner Frau begriffen. Camillo hoffte, da er jetzt ſeinem Vater ſo nahe war, von ihm Aufklärung über viele Zweifel zu erhalten und ſchrieb ihm, von der Audienz nach Hauſe gekommen, ein Billet, in welchem er ihn um Erlaubniß bat, ihm in der Villa Angri ſeinen Beſuch machen zu dürfen. Dem Vetter Emilio, welchen er beleidigt hatte — und er konnte ſich nicht ableugnen, daß es abſichtlich geſchehen war — hatte er gleich nach ſeiner Ankunft in Neapel ſeine Karte ohne ein erklärendes Wort geſchickt und erwartete nun die Schritte, welche Emilio thun würde. Statt eines Cartelträgers wurde ihm aber, als er eben den Diener mit dem Billet nach der Villa-Angri abgefertigt hatte, der Prinz, ſein Vetter, in Perſon gemeldet, und ein Lächeln bitterer Verachtung umſpielte ſeinen Mund. Er nahm ihn jedoch an, denn er konnte von ihm wohl mehr hören als ſelbſt von ſeinem Vater. Ohne alle Verlegenheit, mit der freundlichſten Miene von der Welt trat Emilio ein und eilte auf Camillo zu, der ihm entgegenhinkte.

„Glücklich heimgekehrt?“ rief er nach einem mißglückten Verſuche, ihn zu umarmen. „Ich danke Dir, daß Du mich ſogleich durch Deine Karte davon benachrichtigt haſt. Es iſt mir ein angenehmer Beweis, daß

Du mich nicht für ſo kleinlich hältſt, Deinen hübſchen Witz bei unſerem letzten Abſchiede übelgenommen zu haben."

„Wollen wir es aber nicht bei unſerem bisherigen Verhältniß belaſſen, Couſin?" fragte Camillo ruhig. „Sie beehren mich mit dem brüderlichen Du, deſſen ich durchaus nicht würdig bin."

Es zuckte über Emilio's Geſicht, aber er wurde gleich wieder freundlich. „Verzeihen Sie, mein lieber ceremonieller Herr Couſin, daß es mir bei dieſem unerwarteten Wiederſehen war, als könnte ich Sie gar nicht anders als Du nennen. Wenn Sie aber kein näheres Verhältniß zwiſchen uns wünſchen, ſo beſcheide ich mich. Meinerſeits habe ich Ihnen wenigſtens den Beweis geliefert, daß mich der Gaukler von Reggio nicht getroffen hat. Wäre das der Fall geweſen, ſo würde ich nicht zu Ihnen gekommen ſein, ſondern, wie es unter Männern von Ehre üblich iſt, Genugthuung gefordert haben. Das konnten Sie von meinem Point d'honneur erwarten. Für einen bloßen Scherz oder, wenn Sie wollen, für ein Mißverſtändniß von einem nahen Verwandten Rechenſchaft fordern zu wollen, wäre wahrhaft lächerlich geweſen. Sie können mich nicht im Ernſt für den Gaukler von Reggio, den ich bildlich gebrauchte, gegen meine eigene Couſine gehalten haben."

„Wer auch die giftige Schlange ausgesetzt hat", erwiderte Camillo, „sein Zweck ist nur zu gut erreicht worden."

„Glauben Sie?" entgegnete Emilio, und sein Ton klang fast wie ein bitterer Zweifel. „Wer kann immer die Absichten alles Thuns und Lassens durchschauen? Wendet der Arzt nicht Messer und Höllenstein zu wohlthätigen Zwecken an?"

„Setzen Sie sich", sagte Camillo. Der Vetter nahm Platz, holte tief Athem und fragte, ob er bereits von Allem unterrichtet sei, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen habe. „Ich meine natürlich nur, was uns angeht", setzte er hinzu.

„Ich habe es gehört, halte aber mein Urtheil vor mir selbst zurück, bis ich den nähern Zusammenhang kenne", erwiderte Camillo. „Wer kann, wie Sie mit Recht sagen, die Absichten alles Thuns und Lassens durchschauen?"

„O, hier ist es doch nicht so schwer!" rief Emilio. „Die Sache war zu sehr auf die Spitze getrieben, ein längeres Abwarten war nicht möglich, der heroische Entschluß, Alles über sich ergehen zu lassen, nicht ausführbar. Es gab freilich noch einen bessern Ausweg, als den sie ergriffen hat; es wurde ihr eine Rettungshand geboten —"

„Von Ihnen?“ fragte Camillo verächtlich.

Emilio ſah ihn überraſcht an, doch antwortete er: „Gleichviel, von wem! Es war die Hand eines Freundes. Sie hat dieſelbe zurückgeſtoßen und iſt lieber mit ihrem deutſchen Galan über die Berge gegangen!“ Er ſagte das mit einem Ingrimm, der ſeine Stimme beben ließ.

„Was reden Sie da!“ rief Camillo. „Wenn Sie Ihre frühern gehäſſigen Inſinuationen wieder aufnehmen wollen, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß Baron Orkum noch in Haft ſitzt, verurtheilt zu lebenswieriger Gefangenſchaft.“

„O ja!“ lachte Emilio bitter. „Das heißt ſo, das iſt das Opium, das alle Verfolgung einſchläfern ſoll! Ich weiß es beſſer. Wie er aus dem Gefängniß entkommen iſt, ob unter der Hand entlaſſen auf höhern Befehl, oder durch Beſtechung ſeiner Wächter, oder gewaltſam ausgebrochen mit Hülfe von außen, das iſt ganz gleichgültig; das Paar iſt vereint und lacht uns jenſeits der Alpen, wohin kein Arm aus Italien reicht, in voller Sicherheit aus!“

„Haben Sie Beweiſe?“ fragte Camillo, für welchen dieſe ſo beſtimmt ausgeſprochene Nachricht auch in anderer Beziehung wichtig war; ſie überhob ihn der Schritte, die er thun mußte, für welche er aber noch keine ihm

genügende Form gefunden, weil er entſchieden auf Freiſprechung, ſelbſt vom Militärgericht, bei Reviſion der Acten gerechnet hatte.

„Laſſen Sie mich eine Gegenfrage thun", verſetzte Emilio. „Wer hat Ihnen geſagt, daß Baron Orkum zu lebenslänglicher Freiheitsſtrafe verurtheilt iſt?"

„Der König."

Emilio verbeugte ſich mit ironiſchem Lächeln. „Nun, dann ermitteln Sie, was Ihnen nicht ſchwer fallen wird, in welchem Gefängniß der blonde Adonis ſitzt", erwiderte er. „Stellen Sie dort eine Nachfrage an, ob er noch feſt unter Schloß und Riegel vorhanden iſt, und wenn der Commandant des Caſtells Ihnen geſtehen muß: „Horror vacui!" ſo werden Sie mir die Ehre geben, daß ich beſſer bedient bin als Sie, wenn meine Nachrichten auch aus minder erhabenem Munde ſtammen. Ja, Couſin, Sie haben zwar ſtets auf meine geiſtigen Capacitäten geringſchätzig herabgeſehen, am Ende flößen ſie Ihnen aber doch noch ein wenig Achtung ein."

„Wenn Sie Recht haben, ſo iſt für uns Alles vorüber und wir begraben die Vergangenheit!" ſagte Camillo.

„So denke ich nicht!" fuhr Emilio auf. „Haben Sie Ihren Vater ſchon geſprochen? Er wohnt in der Villa."

„Ich weiß es, bin aber eben angekommen und habe mich zuerſt zum König begeben müſſen.“

„Zum Könige, freilich! Sie bringen ihm Nachrichten vom Congreß, wo ja Alles prächtig ſtehen ſoll. Man raunte ſich hier ſchon in die Ohren, Sie ſeien in Ungnade gefallen, aber Sie haben Ihre Neider zu Schanden gemacht; der König, ſagt man jetzt, müſſe von Ihnen ein Liebeselixir empfangen haben, daß er gar nicht von Ihnen laſſen kann, obgleich Sie ihm in ſeinen Lieblingsideen opponiren, was er ſonſt von Niemand verträgt. Was mich betrifft, ſo bin ich wahrhaft erfreut, daß Sie feſt bei Ihrer gewählten Fahne halten und ein ebenſo entſchiedener Bonapartiſt ſind als ich.“

„Ein Bonapartiſt?“ fragte Camillo, welcher dieſe Reden mit leichtem Stirnrunzeln angehört hatte.

„Freilich! unſer König iſt nichts durch ſich, Alles durch Bonaparte! Und wenn auch Manches vorüber iſt“, ſetzte er mit ſchlauem Blinzeln hinzu, „Alles noch nicht! Haben Sie gehört, daß die ſchöne Schwägerin Paolina Borgheſe hier geweſen iſt, von Elba kommend, nach Elba zurückkehrend? Und wiſſen Sie, daß auch andere Leute, nicht ſo hervorragende Perſonen, aber kühne, unternehmende Geiſter aus Frankreich bei uns kommen und gehen, nicht öffentlich durch die Ausrufer der Toledoſtraße angemeldet, ſondern incognito als unſcheinbare

und unverdächtige Reiſende? Der Herr Staatsrath werden mir armem beſchränktem Manne vielleicht ſagen können, was das Alles bedeutet."

„Ein ſo entſchiedener Bonapartiſt kann darüber nicht im Zweifel ſein", verſetzte Camillo ironiſch. „Sie verſtellen ſich auch nur. Ihre Verbindungen ſetzen Sie in Stand, nicht blos das Inventarium der Staatsgefängniſſe an wirklich vorhandenen oder fehlenden Verbrechern zu controliren, ſondern auch die tiefſten Geheimniſſe, welche Dinge der Zukunft noch umſchleiern, zu ergründen. Unter uns glaube ich aber in Ihre Ideen eingehen zu dürfen; Sie wiſſen ja: der treueſte und verſchwiegenſte Buſen! Es handelt ſich darum, geſtehen Sie nur, unſern König, der noch frei und mächtig als letzter unerſchütterlicher Pfeiler des Bonapartismus daſteht — erinnern Sie ſich des Generals Monk?"

„Nein, den Namen habe ich nie gehört!" rief der Vetter begierig. „Wo ſteht er, in welcher Armee?"

„Wo er jetzt angeſtellt iſt, ob bei den himmliſchen Heerſchaaren oder bei der ſchwarzen Leibgarde Lucifer's, kann ich Ihnen nicht ſagen", erwiderte Camillo ernſthaft. „Sie denken an die Gegenwart, ich rede von der Vergangenheit. Denken Sie doch an das engliſche Königshaus der Stuarts! Nach Cromwell's Tode — der General, welcher daſſelbe auf den Thron zurückführte,

die geſtürzte Herrſchaft wieder aufrichtete; dieſen Monk meine ich, und wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo glauben Sie oder wiſſen vielmehr, daß unſer König die Rolle des Generals Monk ſpielen wird."

„Sie halten das für möglich?" rief Emilio, dem der Kopf ſchwindelte. „Der Kaiſer —"

„St!" unterbrach ihn Camillo, die Hand auf den Mund legend, indem er ſich bedenklich nach der Thür umſah. Das geiſtige Uebergewicht, gegen welches Emilio rebelliſche Titanengelüſte gehegt hatte, war vollkommen wiederhergeſtellt. Der Vetter konnte vielleicht in kleinlichen Intriguen und Verfolgungskünſten ſich einer gewiſſen Meiſterſchaft rühmen, aber ſein Blick reichte nicht weit, weder in die Höhe, noch in die Tiefe, und großartige Ideen waren ihm ganz fremd. „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich Ihres Vertrauens in einer ſo gefährlichen Sache gewürdigt haben", fuhr Camillo dann fort. „Gehen auch unſere Anſichten in Beziehung auf unſere Familienintereſſen etwas auseinander, hier begegnen ſie ſich. Nur muß ich doch zur äußerſten Behutſamkeit rathen."

„Ich bitte Sie, Couſin, der Gedanke, den Sie da ausſprachen, iſt mir ganz neu."

„Erlauben Sie, ausgeſprochen habe ich nichts! Sie verſtellen ſich, Sie bereuen den Moment des Ver-

trauens wieder. Gut, wir wollen auch das auf ſich beruhen laſſen!"

Der Vetter war jedoch zu aufgeregt durch dieſe wahrhaft blendende Perſpective, als daß er ſogleich zu beſchwichtigen geweſen wäre; er hatte, nach ſeinem Lieblingsausdrucke, den anmaßlichen Couſin etwas kitzeln wollen und ſchien dabei einen reellen Punkt getroffen zu haben; offenbar wußte Camillo um Vieles, was ihm, der doch hier an der Quelle geſeſſen hatte, verborgen geblieben war, und wollte jetzt, da Emilio unklugerweiſe ſeine Unkenntniß verrathen hatte, nicht weiter mit der Sprache heraus. Er hätte nicht ſagen müſſen, daß ihm der Gedanke neu ſei, er hätte den Eingeweihten ſpielen müſſen; nun war Alles verdorben und er mußte die Verſuche, den Schlauen aus ſeiner Zurückhaltung hervorzulocken, bald aufgeben.

„Wiſſen Sie denn das Neueſte vom König Ferdinand, unſerem geweſenen Souverän?" fragte er, um doch endlich ſeinerſeits wieder feſten Boden zu gewinnen, da ihm bei dem Geſpräche war, als gehe er auf einer Zitterwieſe.

Camillo wußte hier wirklich nichts und Emilio freute ſich, ihm eine Neuigkeit erzählen zu können.

„Denken Sie, er hat ſich ſchon getröſtet über den Verluſt der Königin", ſagte er, ſich die Hände reibend. „Er hat ſchon wieder geheirathet. Die Wittwe des

Fürſten Partanna, ſeine alte Geliebte! Iſt das nicht grandios? Lucia Migliaccio! Der ſtrenge Cato wird ſich nicht um die frühern Galanterien der ſchönen Frau gekümmert haben; als ſie aber verheirathet war, gefiel ſie dem Könige, und nun ein glücklicher Zufall gewollt hat, daß ſie durch den Tod ihres Mannes und er durch den der Königin frei geworden, hat er ſie geheirathet trotz ihrer vielen Kinder! Die Trauung iſt ganz geheim in der Hofkapelle vollzogen worden, fünfzig Tage nach dem Tode der Königin. Was ſagen Sie dazu? So eilig haben ſie es gehabt, daß ſie nicht einmal warteten, bis im ganzen Lande die Trauerfeierlichkeiten um die verſtorbene Königin vorüber waren!“

Emilio war in ſeinem Elemente, als er dieſe Nachricht vortrug; für Camillo hatte ſie nur inſofern eine Wichtigkeit, als er der Meinung war, daß dieſer Mangel an Pietät dem Könige Ferdinand beim Volke in Sicilien und auch in Neapel ſchaden müſſe, obgleich hier das Andenken der Königin Karoline nicht geſegnet war, da man einen Theil der bei der Wiederherſtellung des Reichs von 1799 begangenen Grauſamkeiten und die fortwährende Nährung der innern Unruhen ihr zur Laſt legte. Indeſſen hatte Camillo ſeine Hoffnungen nicht auf eine zweite Wiederherſtellung der Bourbons geſetzt; ſie nahmen noch immer einen ganz andern Flug, wenn auch ihre

Schwingen durch das, was in Europa vorging, an Kraft verloren hatten. Eine Weile beſchäftigte er ſich noch damit, als Emilio endlich unter wiederholten, aber ebenſo vergeblichen Bemühungen, ihn zu weiterem Ausſprechen über den großen Gedanken, den er angedeutet hatte, von ihm geſchieden war, dann wendete er ſeinen Geiſt wieder auf Dinge, die ihm perſönlich am Herzen lagen. Er mußte ſich Gewißheit verſchaffen, ob Alexander Orkum wirklich das Gefängniß verlaſſen hatte, für ihn war das von großer Wichtigkeit.

Zweites Kapitel.

Vater und Sohn.

Unter der Platane vor der Villa Angri, wo Graf Orkum bei seinem verfehlten Besuche vor Virginia's Entfernung das liebliche Kind mit seiner schönen Wärterin gefunden hatte, lag heute auf dem Rasen, den der mächtige Baum mit seinen Zweigen beschattete, ein Mann und sah, auf den Ellbogen gestützt, unverwandten Blickes die Cypressenallee hinauf, ob der Wagen, den er erwartete, sich nicht bald zeigen werde. Endlich kam das rasche Gespann, von der Straße ablenkend, durch die düstern Bäume daher; der Mann erhob sich und ging dem Wagen weit entgegen. Als derselbe näher gekommen war, zog er den Hut vor dem einzelnen Herrn, welcher auf der offenen Calesina saß und blieb stehen.

„Halt!" gebot der Ankommende seinem Kutscher, als er mit großem Erstaunen den Mann in bürgerlichem Kleide, der ihn begrüßte, wiedererkannte. Der Wagen hielt; der Herr sprang ab, befahl seinem Kutscher bis

auf weitere Anordnung halten zu bleiben und winkte dem Manne, welcher noch mit dem Hut in der Hand am Wege ſtand, ſich zu bedecken und mit ihm zu gehen.

„Tommaſo", ſagte er, als er einige Schritte von dem Wagen entfernt war, „wie kommſt Du hierher?"

„Ich bin wieder bei meinem gnädigen Herrn", antwortete der Mann. „Er hat mich aufgenommen, als ich nicht wußte, wie ich mein elendes Leben retten ſollte. Ich wurde gehetzt wie ein wildes Thier; was half es mir, daß der König mich abermals begnadigt hatte? Wer glaubte es mir?"

„Du biſt zu ſpät gekommen! Wär' das nicht der Fall geweſen, ſo würde edles Blut nicht vergoſſen worden ſein und Du hätteſt unter allen Umſtänden einen gütigen Herrn gefunden, welcher für Dich geſorgt und Dich bis auf beſſere Zeiten mit ſich genommen hätte, wohin er ſich auch gewendet haben würde. Warum aber biſt Du zu ſpät gekommen, Unglücklicher? Du haſt Dich unterwegs unnütz aufgehalten!"

„Ich glaubte die zwei Stunden, welche der Umweg mich koſtete, durch die Schnelligkeit meines Pferdes wieder einbringen zu können", erwiderte Mas' Antonio mit einem erleichterten Athemzuge, als er ſah, daß der Prinz nicht, wie er gefürchtet, ſeinen Zorn über ihn ausgoß. „Ich wußte, daß ein Herz meinetwegen in großer Angſt und

Sorge war; ich wollte ſie nur einen Augenblick ſprechen und ihr die Freude machen, mich friſch und frei zu ſehen, und es wäre auch kein Zeitverluſt geweſen, wenn mein Unglück mich nicht einem Streifſtrupp in den Wurf geführt hätte. Sie ſchrien mich an, als ſie mich ſo eilfertig daherkommen ſahen; ich hatte aber nicht Luſt, ihnen Rede zu ſtehen, war ich doch ein freier Mann und in meinem Recht, ſah nicht aus wie ein Landſtreicher, rief ihnen alſo zu: „Hab' keine Zeit!“ und jagte vorüber. Ehe ſie wenden konnten, war ich fünfzig Sprünge voraus und mein kleiner Rappe ſchnell wie ein Vogel. Hatten ſie überhaupt das Recht, jeden anſtändig gekleideten Menſchen auf der Straße anzuhalten? Aber ſie ſchrien doch wieder hinter mir her, ich ſolle halten, wenn ich nicht eine Kugel nachgeſchickt haben wollte. Da lachte ich ſie aus und machte ihnen eine Fica; zwei, drei Schüſſe fielen und die Kugeln pfiffen mir wirklich um die Ohren, der vierte Schuß traf mein armes Pferd, daß es mit mir ein Rad ſchlug und liegen blieb. Zum Glücke war es dicht am Eingange einer ſteilen Schlucht; ich raffte mich ſchnell auf, ehe ſie herankamen, ſprang wie eine Katze zwiſchen den Klippen hinauf, wo ſie mir nicht folgen konnten, und war ihnen bald entſchwunden. Damit aber war's um mein ſchnelles Fortkommen geſchehen; ich fand zwar in den Bergen einen alten Freund und Geſellen, der mit mir

unter dem Tr—, das heißt unter dem Cardinal Ruffo gekämpft hatte, und er gab mir ein gutes Maulthier, aber ich kam doch zu ſpät. Sie hatten ihn ſchon in Coſenza gekirrt und eingefangen; ich kam gerade zurecht, um ihn ſterben zu ſehen.“

„Erzähle mir! Iſt er geſtorben wie ein Mann?“ fragte der Prinz mit großem Antheil.

„Wie ein Held!“ rief Mas' Antonio. „Ich habe einen Andern ſterben ſehen, den ſie Fra Diavolo nannten; das war ein Unterſchied!“

„Und was haſt Du mit meinem Briefe gemacht? Du haſt ihn doch vernichtet?“ fragte der Prinz.

„Er iſt mir geſtohlen worden!“ erwiderte Mas' Antonio in plötzlicher Niederſchlagenheit, und als der Prinz zornig auffuhr, vermaß er ſich mit theuren Schwüren, daß er die lautere Wahrheit ſage. Er berichtete dann, daß er bei Vietri von calabreſiſchen Hirten räuberiſch angefallen und trotz aller Gegenwehr niedergeworfen worden ſei, daß ſie ihm, obgleich er ſich mit ihnen über ſeine Perſon zu verſtändigen geſucht, das Maulthier und die guten Kleider genommen; in der Bruſttaſche ſeines Rockes ſei der Brief feſt eingenäht geweſen; er habe freilich an den nicht gedacht.

Der Prinz unterbrach ihn mit einer heftigen Geberde, die ihm Schweigen gebot. Beide ſtanden unter

der Platane, wo Camillo mit ihm ſtehen geblieben war. Mas' Antonio warf von Zeit zu Zeit einen ſcheuen Blick auf den Prinzen, als dieſer eine ganze Weile ſtumm in ſeine Gedanken verloren ſtand. „Wie biſt Du denn zu meinem Vater gekommen?“ fragte dieſer endlich.

„Altezza, ich war der Caſa dell' Orme ſo nahe, war in größter Noth, kaum meine Blöße bedeckt! Jetzt hatten ſie ein Recht, mich für einen Landſtreicher anzuſehen und das thaten die Menſchen auch und machten förmlich Jagd auf mich, daß es ein Wunder iſt, wie ich entkommen bin. Erſt wollt' ich auf die Wahrheit trotzen, wie es mir ergangen war, aber Niemand glaubte mir; im Gegentheil wollten mich die Bauern an die Polizei ausliefern und ich wurde nun erſt gehetzt — vom Volke!“

Ein bitteres Lächeln und ein noch bitterer hingeworfenes: „Wir kennen das!“ bezeugte den Antheil des Prinzen.

„Da war ich denn zu meinem Glück in der Nähe der Caſa dell' Orme“, fuhr Mas' Antonio fort. „Einen ganzen Tag hielt ich mich in einer Kluft verborgen, ohne einen Biſſen zu eſſen, ohne einen Trunk Waſſer; in der Nacht ſchlich ich dann weiter und kam gegen Morgen in der Caſa an, wo ſie mich kannten, und mein gnädiger Fürſt, als ihm gemeldet wurde, daß ich ausgeplündert und elend angekommen ſei, ließ mich vor ſich —“

„Du haſt ihm erzählt, daß Du von mir ausgeſchickt biſt?“ unterbrach ihn Camillo.

Mas' blickte ihn verſchmitzt an. „Werde ich den Eid vergeſſen, den ich in der Hütte geleiſtet habe?“ entgegnete er. „Wenn auch mein gnädigſter Prinz Don Camillo nichts davon wiſſen will, ſo war doch immer das Billet an einen gerichtet, der zu den guten Vettern gehörte und darum von dem Wolfe zerriſſen worden iſt. Ich ſagte dem Fürſten, Ihrem Herrn Vater, daß ich unſchuldigerweiſe in das Gefängniß geworfen, vom Könige aber, der ſich meiner erinnert habe, abermals freigelaſſen worden ſei, daß mich Ew. Gnaden hierauf mit einem Briefe an ſeinen Herrn Vater abgeſendet hätten und ich unter die Räuber gefallen ſei.“

„Lügner!“ rief Camillo. „Und warum hat Dich mein Vater nicht längſt zurückgeſchickt, warum bei ſich behalten?“

„Das weiß ich nicht!“ antwortete Mas'.

„Deine Herrin haſt Du nicht mehr getroffen?“

„Nein, und auch die Maddalena nicht; ſie hat bei dem Kinde bleiben müſſen, das die Principeſſa natürlich mitgenommen hat.“ Er ſagte das mit einem gewiſſen Trotze und der Prinz brach augenblicklich das Geſpräch ab.

„Geh voraus! Melde mich bei meinem Vater!“ befahl er. Mas' gehorchte und Camillo folgte ihm langſam

durch das Portal. Es war zum erſten Male ſeit fünf Jahren, daß er die Villa Angri wieder betrat; er erinnerte ſich ganz genau, wann er zuletzt hier geweſen war, als Virginia, noch ein halbes Kind, hier unter der Obhut der alten Tante, die nun längſt verſtorben war, wohnte. Unter welch einer Obhut! Das Herz wurde ihm ſchwer und das Bild ſeiner armen Schweſter aus ihrer fröhlichen, unſchuldigen Kinderzeit ſchwebte ihm vor. Die Gedanken, welche ihn befielen, waren eine gute Vorbereitung zu der Zuſammenkunft mit ſeinem Vater, zu welchem er jetzt durch den eilig zurückkommenden Diener eingeladen wurde.

Der Fürſt ſtand aufrecht in ſeinem Zimmer, die rechte Hand auf den Tiſch geſtützt, in ſeiner geraden, ſchönen Haltung, welche die Jahre nicht zu beugen vermocht hatten. So erwartete er ſeinen Sohn. Keine Spur der Krankheit, welche ihn im vorigen Herbſt an den Rand des Grabes gebracht hatte, war mehr an ihm zu bemerken; ſein ausdrucksvolles Geſicht mit der römiſchen Naſe hatte ſeine geſunde Farbe, ſein großes, ruhiges Auge den frühern Glanz wieder; das ſchneeweiße Haar, das erſt vor wenigen Jahren den Puder und veralteten Schnitt abgelegt, hatte nichts von ſeiner Fülle verloren. Als Camillo eintrat und ſich vor ihm verneigte, hieß er ihn mit klarer Stimme, die keine Bewegung verrieth, willkommen

und reichte ihm ſeine beringte Hand, welche Camillo ehrfurchtsvoll küßte; dann umarmte er ihn leicht und ſprach: „Du biſt alt geworden, Camillo.“

Dem Sohne ſchnürte ſich das Herz zu, das ſich ſchon beim Anblick der ehrwürdigen Geſtalt weit geöffnet hatte. „Die Zeit und was ſie bringt, geht an mir nicht ſo ſpurlos vorüber wie an Ihnen, mein Vater“, antwortete er.

„Du haſt gewünſcht, mich zu ſprechen“, ſagte der Fürſt und ſein Ton belebte ſich etwas. „Bringſt Du mir Nachrichten?“ Es konnte keinem Zweifel unterworfen ſein, was er meinte. Konnte er nach andern Nachrichten fragen, als die ſein unglückliches Kind betrafen?

„Ich glaubte von Ihnen zu hören, ob eine Spur gefunden worden iſt“, erwiderte Camillo.

Der Vater machte eine verneinende Bewegung und richtete dann einen forſchenden Blick auf ſeinen Sohn. „Biſt Du von Allem unterrichtet? Iſt Dir der ganze Zuſammenhang kein Geheimniß geblieben?“ fragte er.

„Ich kann das nicht ſagen“, erwiderte Camillo. „Solange es etwas zu verbergen gab, habe ich ihr Vertrauen nicht mehr beſeſſen. Auch wußte ich bis vor kurzem nur, was ich aus Aeußerungen entnommen, durch welche man ſich gegen mich verrathen hatte, nicht Virginia! Sie erlauben mir wohl, daß ich mich nicht näher

darüber ausſpreche, da Sie jedenfalls wiſſen, wen ich meine."

„Und dennoch!" verſetzte der Vater mit einem Blicke, welchen der Sohn nur zu gut verſtand. „Dennoch", wollte er ſagen, „finde ich Dich noch immer in der Stellung, welche Dich von mir getrennt hat." Camillo nahm jedoch den ihm hingeworfenen Faden nicht auf, dazu war es noch nicht an der Zeit.

„Auch Sie haben wohl aus derſelben Quelle wie ich die letzte, aus unlauterſten Beweggründen geſchloſſene Anklage, die ſich in den Schein der Sorge um die Familienehre hüllt?" fragte er. „Durch Emilio, nicht wahr?"

„Was er mir ſchrieb", antwortete der Fürſt in wiedergewonnener Feſtigkeit, „hat meinen Entſchluß beſtimmt, ſonſt wußte ich mehr, als er mir ſchreiben konnte, durch Virginia ſelbſt. Sie hatte mir, als mein letzter Augenblick gekommen ſchien, endlich ein volles und rückhaltloſes Geſtändniß abgelegt. Es iſt Zeit, Camillo", fuhr er fort, als er den Eindruck ſah, welchen dieſe Mittheilung auf den Sohn machte, „daß wir dieſen Frevel zuſammen beſprechen. Du hatteſt Dich losgeſagt von den Grundſätzen, auf welchen Deine Ahnen ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend unerſchütterlich geſtanden haben; zwiſchen uns konnte keine Gemeinſchaft mehr ſein, und die Frucht Deines Abfalls iſt nicht ausgeblieben.

Wie ſchwer es mich aber auch traf, was mich zu einem Entſchluſſe bewog, den ich noch ein Jahr vorher für unmöglich gehalten hätte, zu dem Entſchluſſe, einem Fremden, einem Abenteurer die Hand meiner Tochter zu geben, ſo mußte ich doch Alles allein tragen, denn Du ſtandeſt im Lager des Feindes! Auch heute würde ich Deinen Wunſch einer Beſprechung nicht haben gewähren können, wenn der Schluß Deines Briefes mir nicht eine Hoffnung gegeben hätte, daß Du zur Erkenntniß und zur Umkehr gekommen biſt. Darüber will ich erſt Gewißheit haben, ehe ich mich weiter über unſer Unglück mit Dir verſtändige."

Camillo hatte die Vorwürfe, welche der Vater an ihn richtete, ſchweigend über ſich ergehen laſſen; er beharrte auch, als derſelbe geendigt hatte, noch einen Moment in ehrerbietigem Schweigen, und erſt als der Vater ihn durch einen Wink aufforderte zu ſprechen, erwiderte er: „Ich habe mir niemals verhehlt, mein Vater, daß ich wegen des Entſchluſſes, den ich nach reiflicher Ueberlegung gefaßt, von Ihnen und der Welt verkannt werden würde. Die Ziele, die ich für mein Vaterland verfolgte, mußten mich aber in dem Gedanken tröſten, daß einſt eine Zeit kommen werde, wo ich gerechtfertigt daſtehen, wo die Wolken, die ſich zwiſchen uns erhoben, zerſtreut ſein würden. Dieſe Zeit ſcheint ſich zu nahen, darum

aber gewähren Sie mir die Bitte, daß ich einſtweilen noch ſchweige."

„Deine myſtiſche Rede in einfaches Italieniſch überſetzt", ſagte der Fürſt, welcher ihm aufmerkſam zugehört hatte, „gibt zu verſtehen, daß Du Dich bei dem Uſurpator nur darum in Dienſt begeben, um gegen ihn zu wirken. Im Geiſte Deiner Väter iſt das nicht gehandelt, doch das neue Geſchlecht geht neue Wege. Ich kann Dich nicht zwingen, offener gegen mich zu ſein, und behalte mir mein Urtheil vor, bis ich Deine Ziele und Mittel kennen werde. Du ſagſt, die Zeit dazu ſei nahe. Ich beziehe das auf die baldige Beſeitigung des uns von fremder Gewalt aufgedrungenen Königs. Du kommſt von Wien, biſt hingeſchickt worden, für ſeine Intereſſen zu wirken; ich frage Dich nicht, ob Du das gethan haſt, das muß ich Deinem Gewiſſen und Ehrgefühl überlaſſen; ich frage Dich nur, wie die Sachen für Murat ſtehen."

„Schlecht, mein Vater; ich habe dazu aber nichts beigetragen, wie Du, meinen Einfluß zu hoch anſchlagend, glaubſt. Mein Ziel iſt auch nicht in der äußern Politik zu ſuchen. Für den König verdunkeln ſich die Ausſichten mehr und mehr und er thut das Seinige dazu, um das Mißtrauen, das man gegen ihn hegt, die Vorwürfe, die man ihm wegen zweideutigen Handelns gemacht hat, zu nähren. Er hätte ſich retten können vor einem Jahre

durch eine große That, vielleicht wäre es noch nicht zu ſpät dazu, aber er iſt dazu nicht fähig und ſo wird er untergehen."

„Welche große That meinſt Du?" fragte der Vater.

Camillo ſchien unſchlüſſig über die Antwort, einen Moment aber nur, dann ſprach er frei aufblickend: „Sich an die Spitze von ganz Italien zu ſtellen."

„Was heißt das?" entgegnete Fürſt Hettore ſtreng. „Eine neue Revolution entzünden, alle rechtmäßigen Fürſten verjagen, den heiligen Vater nicht ausgenommen? Und glaubſt Du, wenn ihm das auch im erſten Anlauf geglückt wäre, daß er ſich auf dieſem Raubthrone von Italien würde behaupten können gegen die großen Mächte, welche das nimmer dulden würden, gegen das Ungeheuer der Revolution, ſeinen eigenen Bundesgenoſſen? Nennſt Du das überhaupt eine große That? Was frevelhaft iſt, kann ich nie groß nennen!"

„Es war auch nur ein Phantaſiebild", erwiderte Camillo ausweichend. „Die Wirklichkeit wird ſich anders geſtalten. Schon iſt auf dem Congreß das Wort Entſchädigung in Bezug auf den König von Neapel gefallen."

„Wirklich?" verſetzte der Fürſt. „Es konnte auch nicht anders ſein. England und Oeſterreich müſſen dem Könige beider Sicilien, der ſtets ihr Bundesgenoſſe ge-

weſen, wieder zu ſeinem Recht verhelfen; Frankreich, den Bourbons zurückgegeben, wird vor allen das verwandte Haus unterſtützen; der König von Preußen, durch Napoleon beraubt wie König Ferdinand, darf nicht darauf dringen, daß dieſem die Wiedererſtattung, die ihm ſelbſt zu Theil geworden, vorenthalten bleibe. Der Einzige, der zu fürchten iſt, wäre der Kaiſer von Rußland mit ſeinen liberalen Ideen; aber auch ihm wie den Engländern hat ja unſer Herr den Gefallen gethan, eine freiſinnige Verfaſſung zu geben." Der ironiſche Ton, mit welchem Don Hettore dieſe Worte ſprach, mußte jeden Zweifel nehmen, wie ſie gemeint ſeien, wenn Camillo noch Zweifel über die Anſichten ſeines Vaters gehabt hätte.

„Ich habe gehört", ſagte er, „daß der König Ferdinand, als er die Regierung ſeiner Völker, frei von der engliſchen Vormundſchaft, wieder übernommen, die Verfaſſung von 1812 beſchworen und ein neues Parlament in Perſon eröffnet hat. Glauben Sie, daß er dieſelbe, wenn er auf den Thron von Neapel zurückkehren ſollte, hierher übertragen und daß ſie Beſtand haben wird?"

„Ich glaube und hoffe Beides nicht", antwortete der Fürſt kalt. Er machte nie ein Hehl aus ſeiner politiſchen Ueberzeugung.

Camillo ſchwieg. Auf dieſem Boden war keine Verſtändigung mit ſeinem Vater möglich, und wenn die

Wolke, von der er geſprochen, ſich auch in Bezug auf die wahren Motive ſeines Anſchließens an die neue Regierung verzog, ſo mußte ſie, wenn der Vater die Grundſätze des Sohnes in nationalpolitiſcher Beziehung erkannte, um ſo ſchwärzer zurückkehren. Das war nicht zu ändern, lag aber noch in weiter Ferne, darum konnte es der Vater wohl nicht mehr erleben, und der äußere Friede, der ſich herzuſtellen ſchien, brauchte vor der Hand nicht geſtört zu werden.

Der Fürſt kam jetzt, nachdem er über die Handlungsweiſe ſeines Sohnes einigen Aufſchluß erhalten zu haben glaubte, auf die traurige Kataſtrophe in ſeinem eigenen Hauſe zurück. „Ich erhielt Deine Antwort auf meinen Brief zu ſpät", ſagte er. „Ich habe keinen Augenblick verloren, als ich las, daß Du außer Stande ſeieſt, meinen Auftrag auszuführen, aber ich kam dennoch zu ſpät; ſie war bereits mit Allem, was ihr anhing, entflohen! Hätte ich meinen erſten Entſchluß ausgeführt, als ich jene ſchmachvolle Eröffnung und den Antrag des Fremden erhielt, welch eine Schande wäre uns erſpart worden! Niemals würde er die Drohung, welche ſeinen wiederholten Antrag begleitete, ins Werk geſetzt haben, und hätte er es gethan, ſo würde ihm die Strafe auf dem Fuße gefolgt ſein, mit den Waffen in der Hand, durch mich ſelbſt, ſo alt ich bin, und wäre ich gefallen,

durch Dich, mein Sohn, daran zweifle ich keinen Augenblick!“ Seine blaſſen Wangen hatten ſich fieberhaft geröthet und ſeine großen Augen blitzten mit einem Feuer, welches nur zu deutlich verrieth, daß die kalte, vornehme Außenſeite künſtlich gewonnen war, um ein leidenſchaftliches Inneres der Welt zu verdecken. Plötzlich aber beſann er ſich, blickte ſeinen Sohn forſchend an und fragte: Spreche ich Dir in Räthſeln oder verſtehſt Du meine Worte?“

„Ich habe nie gezweifelt, daß mein Vater nicht ohne die gewichtigſten Beweggründe die Einwilligung zu jener Verbindung gegeben hat“, erwiderte Camillo. „Aber dieſe Beweggründe kenne ich auch heute noch nicht, obgleich mir, ſchon ehe ich das ruchloſe Schreiben Emilio's bekam, Manches klar geworden war.“

Der Fürſt ſah ſich nach einem Seſſel um, er hatte bis jetzt, wie es ſeine Gewohnheit war, ſtehend geſprochen; Camillo brachte ihm einen Stuhl und mußte ſich auch ſetzen. „Das Alter macht ſich mir immer fühlbarer!“ ſagte der Vater. „Ich hätte nie geglaubt, ſelbſt auf dem Sterbebette, einer ſolchen Schwäche zu unterliegen, daß ich nur einen Moment mich ſehnen könne, die Schuldige mit dem Zeugniß ihrer Schmach zu ſehen, wohl gar beide zu ſegnen! Höre mich an, Camillo! Der Tod, der ſchon einmal bei mir angeklopft hat, ruft

mich vielleicht plötzlich ab; viele Tage ſind mir nach dem Laufe der Dinge ohnehin nicht mehr vergönnt —"

„O ſprechen Sie nicht ſo!" rief Camillo ergriffen. „Wir werden uns noch lange nicht trennen, und da ich wieder in Ihre theure Nähe kommen darf, ſo werden wir uns oft, ja täglich ſehen!"

Der Fürſt ſchüttelte das Haupt, ob in Bezug auf ein noch langes Leben oder die Gewährung öftern Zutritts, blieb zweifelhaft.

„Es iſt mir von jeher verhaßt geweſen", ſprach er dann, „fremde Augen in meine Verhältniſſe ſchauen zu laſſen, darum habe ich auch, als ich zu ſterben glaubte, meinen letzten Willen nicht durch den Richter aufſetzen laſſen, ſondern mit Anſtrengung meiner ſchwachen Lebenskraft ſelbſt aufgeſchrieben, wenige Zeilen, aber genügend. Die Verhältniſſe haben ſich geändert; ich habe dies Teſtament zurückgenommen und werde ein neues aufſetzen. Du biſt nun mein alleiniger Erbe, wenn Du — aber wir haben darüber ſchon geſprochen, und die Zeit, wie Du ſagſt, wird Alles noch mehr ausgleichen."

„Wollen Sie aber Virginia, ohne ihre Entſchuldigung zu hören —"

„Sie hat keine Entſchuldigung!" unterbrach ihn der Vater hart. Ein unterdrückter Seufzer ſchien aber doch dieſer Strenge zu widerſprechen und er fuhr nach einer

Pauſe in milderem Tone fort: „Ihr Unglück war es, daß ſie frühzeitig die Mutter verlor, für ſie ein größeres Unglück als für mich und Dich! Einen Erſatz dafür gibt es auf Erden nicht. Ich glaubte ſie freilich treuer und gewiſſenhafter Sorge anzuvertrauen, ich wähnte ſie geborgen vor aller Gefahr, aber es bleibt darum doch eine ſchwere Anklage, daß ich mich durch eine ehrbare Außenſeite und ſchöne Worte täuſchen ließ und nicht ſelbſt die Augen offen hatte. Du haſt die Frau gekannt, der ich Virginia's Erziehung anvertraute, der ich das Mädchen ganz überließ, während ich monatelang abweſend war; mußte ich nicht glauben, daß ſie wie eine Mutter die ihr anvertraute Seele behüten werde? Und nun, wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel, das Entſetzlichſte! Ein Brief von fremder Hand, der mir nach der Baſilicata nachgeſandt wurde vom Grafen Orkum, den ich nicht kannte, deſſen Namen ich nie gehört hatte! Er warb um meine Tochter, deren Bekanntſchaft er gemacht, deren Neigung er ſich rühmte. Meine Antwort kannſt Du Dir denken; ſie war höflich, aber ablehnend, ohne viel Angabe der Gründe; es war mir gleichgültig, was er darüber dachte. Ein zweiter Brief, dringender geſchrieben, mit Andeutungen, die mir das Blut erſtarren ließen, und noch ehe ich einen Entſchluß gefaßt hatte, eine verzweiflungsvolle Mittheilung der Frau, die ich

nicht mehr meine Verwandte nennen kann — es war kein Zweifel mehr, meine Ehre mit Schande befleckt! Durch ein Zugeſtändniß meinerſeits die Schmach zu beſiegeln, erſchien mir als ein Verbrechen gegen mich ſelbſt; ich ſchrieb dem Grafen eine kurze Antwort, beſtimmter als die erſte, als ob ſeine Andeutungen unverſtanden geblieben wären; über meine feſte Ablehnung durfte er aber nicht im Zweifel bleiben. Sie wiederzuſehen, wär's auch nur geweſen, um ihr meinen Fluch zu geben, war mir unmöglich; ich fühlte, daß ich mein Seelenheil gefährdet haben würde. In ewige Nacht vor der Welt mußte ſie begraben werden; ſchon war mein Entſchluß gefaßt, ſie zu meiner Schweſter in das Kloſter, das nie ein fremder Fuß betritt, bringen zu laſſen — o wär' ich nicht ſchwankend geworden! Da kam der dritte Brief, der mich niederwarf! Es war der Ausbruch eines Mannes, der zum Aeußerſten entſchloſſen iſt; er ſprach ſich nun unverhohlen über Alles aus, er wollte, wenn ich unbeugſam bliebe, mit ſeinem Recht auf diejenige, die er ſchon ſein nannte, vor den höchſten Gerichtshof, ja vor den König treten, die Grauſamkeit, welche des eigenen Kindes Ehre nicht einmal vor der Welt retten wolle, der Welt öffentlich preisgeben."

Der Fürſt hielt inne; er war tief erſchüttert, Camillo nicht minder. Was war mit dem Vater geſche-

hen, daß er dieſe Mittheilung über ſich gewinnen konnte? War es dem Greiſe endlich doch zu ſchwer geworden, Alles allein zu tragen, und fühlte er das Bedürfniß, ſich gegen den Sohn auszuſprechen, den er nur zu lange von ſich fern gehalten hatte? Oder war ſein Stolz, der ihn bisher über jedes Eingeſtändniß des Vaterſchmerzes erhoben hatte, durch die letzten Ereigniſſe gebrochen? „Mein geliebter Vater“, ſagte Camillo, „wollen wir uns nicht von dieſen furchtbaren Erinnerungen losreißen? Ich kenne ja nun den Beweggrund Deiner Einwilligung, und wenn ſich auch ſpäter der Trug, welcher Dich dazu bewog, durch Virginia ſelbſt enthüllte, ſo glaubteſt Du doch recht gehandelt zu haben.“

„Ja, ich wähnte unſeres Hauſes Ehre wenigſtens vor der Welt fleckenlos zu bewahren“, ſprach der Fürſt, der ſich wieder ermannt hatte. „Ich opferte ihr ein anderes theures Kleinod, die unantaſtbare Treue zu meinem Herrn und König; ich ſetzte mich der Verdächtigung aus, mich auch, wie ſo viele Barone des Reichs, der neuen Sonne zugewendet zu haben, weil ich meine Tochter einem der fremden Eindringlinge hingab. Was ich fühlte, als ich von ihrer gewiſſenloſen Hüterin vernahm, daß ſie mit Abſcheu den Grund meiner Einwilligung zurückgewieſen, daß ſie ſich hartnäckig geweigert, die Wahrheit zu geſtehen, daß ſie anfangs in Verzweiflung ſich

geſträubt, dem Worte, das ich gegeben hatte, zu gehorchen, Du kannſt es nicht faſſen, mein Sohn! Dann kam die Vermählung, wo ich ſie zum erſten Male, aber im großen Kreiſe der Zeugen und Gäſte wiederſah, dann ihre Abreiſe nach der Baſilicata, wohin ihr Gemahl nicht folgen durfte. Was ſoll ich Dir davon ſagen? Damit war Alles für mich vorüber!"

Er ſchwieg wiederum; bei den letzten Worten hatte er ſich vergeblich bemüht, ſeine Stimme feſt zu erhalten. Mit der Hand bedeckte er einen Moment ſeine Stirn, aber Camillo hatte wohl bemerkt, wie ihm die greiſen Wimpern zuckten, als kämpfe er, die Thräne zurückzuhalten, die ſich in ſein ſtolzes Auge drängen wollte, und dem Sohne that das Herz weh.

„Ich will nicht unwahr ſein", nahm der Vater ſeine Rede bewegt wieder auf. „Ich habe mich wohl um ſie bekümmert, wenn ich mich auch äußerlich von ihr losgeſagt hatte. Das tiefe Geheimniß, in welches ſie die Wahrheit hüllte, habe ich freilich erſt in dem Augenblicke durchſchaut, als ich meine Kinder zu mir rief, um ſie vor meinem Ende dennoch zu ſegnen. Da hat ſie mir im Schmerz Alles geſtanden, ihre Schuld und den Namen, der nie über ihre Lippen gekommen war, aber auch den Haß, den ſie auf ihn, der ſie verrätheriſch hintergangen, ſeitdem geworfen hat. Wenn eins mir

Balſam bringen konnte, Linderung wenigſtens für eine unheilbare Wunde, ſo war es das!"

Camillo war von dieſer neuen Aufklärung, welche ihm über Vieles, das er nicht begriffen hatte, Licht gab, mächtig erregt; gern hätte er noch mehr gefragt, aber er ſah, daß ſein Vater augenſcheinlich erſchöpft war; ſeine Hände zitterten, er hatte die aufrechte Haltung, die ihn ſonſt nie verließ, auf ſeinem Seſſel verloren und war jetzt das Bild eines alten, hinfälligen Mannes. „Ich danke Dir, mein Vater", ſagte Camillo herzlich, indem er ſeine Hand ergriff und küßte, „daß Du mir Dein volles Vertrauen geſchenkt haſt. Wir können nun zu paſſender Stunde weiter beſprechen, was vielleicht zu thun iſt, auch in Bezug auf den Falſchen, deſſen Ränke dieſe letzte Schmach über uns gebracht haben."

„Keinen Eclat!" ſagte der Fürſt, mit ſichtlicher Anſtrengung von ſeinem Stuhle aufſtehend. „Du ſollſt noch mehr erfahren, aber jetzt nicht. Du ſpeiſeſt bei mir." Und ohne weiteres, wie er zu thun pflegte, verließ er das Zimmer, um ſich in ſein anſtoßendes Schlafgemach zu begeben. Wohl hatte er der Ruhe nöthig!

Camillo ging in den Garten hinaus. Wie unerquicklich es auch in dieſer Jahreszeit war, die freie Luft mußte ihm wohl thun. Er wandelte in ſich gekehrt durch die Gänge und ließ Alles, was er heute gehört hatte,

noch einmal an ſeinem Geiſte vorübergehen, von dem Berichte Mas' Antonio's, der ihn ſelbſt berührte, bis zu den verhängnißvollen Mittheilungen ſeines Vaters. Im erſten Moment war es ihm beunruhigend geweſen, daß der Brief, den er Tommaſo anvertraut hatte, in fremde Hände gefallen war; konnte das aber gefährlich ſein? Es waren Hirten, welche ſeinen Boten beraubt hatten; den Brief, den ſie allerdings bei der Durchſuchung der Kleider gefunden haben mußten, hätten ſie nicht leſen können, auch wenn er nicht in Chiffreſchrift geſchrieben geweſen wäre. Darüber durfte er ſich keine Sorgen machen. Von Mas' Antonio hätte er gewiß Manches erfahren können, was ſeinem Vater ſelbſt verborgen war. Er wußte, daß er unter der Dienerſchaft in der Villa Angri geweſen war, als die Tante, welche bei Virginia Mutterſtelle vertreten ſollte, hier längere Zeit in Abweſenheit des Vaters wohnte; daß der liſtige Geſelle hier durch Zufall, vielleicht auch durch die gewiſſenloſe Frau, die ſich ſeiner bediente, in das Verhältniß eingeweiht war, deſſen wahrer Zuſammenhang wohl ein ewiges Geheimniß bleiben mußte, ſchien Camillo nicht unwahrſcheinlich, und der Vater hatte vielleicht gerade deshalb, in des feſten Zuverſicht auf die Dankbarkeit und Treue dieſer Mannes, ihn Virginia mitgegeben, als ſie nach ihrer Vermählung die Villa Angri bezogen hatte. Ihn zu fragen,

war unmöglich, aber Camillo hätte viel darum gegeben, zu wiſſen, wie weit er eingeweiht war. Stand er dort nicht an dem Gitter, welches jetzt die Treppe, den Aufgang vom Ufer ſperrte? Mit wem verkehrte er dort? Ein Mann, mit welchem er geſprochen hatte, verſchwand bei der Erſcheinung des Prinzen im Gebüſch, und Mas' Antonio, welcher einen andern Weg einſchlagen wollte, folgte dem Rufe Camillo's ſehr ungern.

„Wer war der Mann?" fragte Camillo.

Der Diener nannte einen beliebigen Namen, welchen der Prinz für erlogen halten mußte.

„Er ſchien ein ſchlechtes Gewiſſen zu haben!" ſagte er, indem er Tommaſo ſcharf anſah.

„Sicuro!" beſtätigte dieſer ohne alle Verlegenheit. „Er war über das Gitter geſtiegen, um einen Blick in den Garten zu thun, der ihm gefiel; ich verwies ihm das und er fürchtete ſich wohl, als er Sie kommen ſah."

„Woher kennſt Du ihn?"

„Aus den Bergen, von alter Zeit her!" antwortete Mas' Antonio, indem er jetzt dem Auge des Prinzen mit einem freien, feſten Blicke begegnete. In dieſem lag Wahrheit. Es widerſtrebte Camillo, ein weiteres Verhör anzuſtellen; er ſetzte ſeinen Gang fort, und Mas' ſchlüpfte ſogleich hinter ihm in daſſelbe Gebüſch, in welchem der Fremde verſchwunden war, verfolgte den Pfad, den er

bald traf, und gelangte zu der Felsengrotte, an deren Eingang er seinen Bekannten traf.

„Alles jetzt verschlossen!“ sagte er. „Der Prinz fragte, wer Ihr wäret; ich nannte den ersten besten Namen, aber dann mußte ich sagen, woher ich Euch kenne, und das habe ich gethan, Hauptmann.“

„Du hättest ihm sagen sollen, daß ich ein Kaufmann aus Messina sei, wie es auch in meinem vollgültigen Passe steht. Es kann mir ja nichts geschehen; wir haben Frieden, die Sperre ist aufgehoben, der Verkehr mit Sicilien freigegeben.“

„Es ist schwer, hinterm Berge zu halten, wenn er einen ins Auge faßt!“ sagte Mas' Antonio. „Ich denke doch, es wird Euch keine Gefahr bringen, Hauptmann?“

„Wenn sie den Trenta-Capilli erkennten“, versetzte der verkappte Kaufmann mit einem trotzigen Auflachen, „so würde ihm weder der Paß als Kaufmann, noch sein Patent als Kapitän der königlichen Gensdarmerie etwas helfen. Ja, ja, das bin ich jetzt, Mas'; immer in demselben Dienst und gegen denselben Feind, dem ich den Untergang geschworen habe, als Brigantenhäuptling oder Gensdarmeriekapitän, gleichviel!“

„Soll ich Euch nun hinauslassen?“ fragte Mas'.

„Du bist um meine Sicherheit sehr besorgt. Ich habe hier höchstens zu befürchten, daß man mich aus der

Villa weiſt, wo der Eintritt verboten iſt. Daß ich meinen alten Waffengefährten aufſuchte, war natürlich. Von Dir habe ich auch hören wollen, ob Deinem Herrn, der in Palermo ſo gut angeſchrieben ſteht, nicht anzukommen wäre für einen neuen und beſſer eingeleiteten Verſuch. Der kindiſche Aufſtand in den Abruzzen war zu erbärmlich angelegt, natürlich von den Ingleſi, die überall Feuer anlegen, ſich aber dann nicht die Finger verbrennen wollen, es kräftig zu unterſtützen. In Calabrien ſoll's beſſer gehen. Auf Deine jetzigen Bundesbrüder gebe ich nicht viel."

„Ich habe mit ihnen nichts mehr zu thun", ſagte Mas'.

„Deſto beſſer für Dich! Wir werden ſie gebrauchen, ſolange ſie uns Dienſte leiſten können, nachher fort mit ihnen! Sie könnten einmal ſehr läſtig werden. Ich habe bei dem ganzen Handel nur einen Einzigen, dem ich an die Kehle will — Aug' um Auge, Zahn um Zahn."

„Den General Manches?" fragte Mas' Antonio. Der Mann, deſſen Auge während ſeiner letzten Worte vom finſterſten Haſſe glühte, faßte Mas' an der Bruſt und ſchüttelte ihn grimmig. „Du weißt, daß ich einen ganz Andern meine!" murrte er.

Mas' befreite ſich von ſeinem eiſernen Griff und ſagte: „Wenn Ihr ihm nur ein einzig Mal ſo gegen-

über ſtändet, wie ich ihm geſtanden habe, ſo würdet Ihr auch anders ſprechen. Er hat Eure Brüder nicht gemordet!“

„Mordet der vornehme Mann, der ſich den Dolch eines Bravo miethet?“ rief Trenta-Capilli wild. „Stehe ich ihm einmal gegenüber, ſo ſollſt Du ſehen, ob ich ſo ſchwach ſein werde wie Du! Bei Deinem Herrn wär's alſo, auch wenn ich ihm Briefe von ſeinen beſten Freunden überreichen könnte, umſonſt?“

„Wie ſoll ich armer Mann, mit dem er kaum ein Wort in der Woche ſpricht, darüber urtheilen?“ erwiderte Mas'. „Was ich aber erlauſcht habe, hier“ — er zeigte auf die Grotte — „ſo war keiner der Meinung, bei dem Fürſten auch nur leiſe anzuklopfen.“

„Gut denn. Vielleicht bedarf es der ganzen Anſtrengung nicht. Wenn die Birne reif iſt, fällt ſie von ſelbſt.“

Beide gingen dann auf einem andern Pfade zur Mauer hinab, welche die Villa von der Uferſeite abſchloß; hier an einer umbüſchten Stelle ſchwang ſich Trenta-Capilli hinüber. „Auf Wiederſehen im Frühling!“ rief er dem Zurückbleibenden zu.

Camillo ſpeiſte mit ſeinem Vater zu Mittag und blieb bis zum Abend, doch wurde das unglückliche Verhältniß, das beiden ſo ſchwer auf dem Herzen lag,

nicht mehr berührt; der Fürſt ſchien die Schwäche, welche ihn heute bei dem Wiederſehen und all den traurigen Erinnerungen aus ſeiner gewohnten Haltung gebracht hatte, vollſtändig bezwungen zu haben und ſich durch eine vermehrte Gemeſſenheit gegen Anſprüche, welche der Sohn etwa aus der Stunde der Hinfälligkeit erheben wollte, zu wahren. Es war ſelbſt Camillo kein Bedürfniß mehr, ſich weiter auszuſprechen; er wußte ja nun im Grunde Alles, wozu noch über die nähern Umſtände grübeln? Zweierlei beſchäftigte ihn, als er abends nach der Stadt zurückfuhr: der Zweifel über Alexander Orkum's Flucht, welche Emilio ſo beſtimmt behauptet hatte, und die Ahndung des Bubenſtücks, denn anders konnte er Emilio's Verhalten nicht nennen! Aus voller Seele hatte er ihm die Beſchuldigung in den Bart geworfen, daß er die giftige Schlange der Verleumdung gegen Virginia losgelaſſen habe, und Emilio hatte den Backenſtreich lächelnd hingenommen; er war mit einer Unverſchämtheit ohnegleichen wieder zu ihm gekommen, nachdem er ihm die Schwelle verboten und ihm durch ſeine Karte Genugthuung angetragen hatte! War ihm bei ſeiner Geſinnung ohne ein öffentliches Aergerniß, das der Fürſt, als das Haupt des Hauſes, vermieden wiſſen wollte, beizukommen? Zwang er nicht ſeinem Gegner, da er den ehrenhaften Austrag verſchmähte, andere Waffen in die Hand?

Dieſe Waffen waren freilich Camillo nicht fremd, er führte ſie ſchon ſeit Jahren und hatte die Gewiſſensſkrupel, die ihn anfangs beunruhigt, längſt unterdrückt. Heute aber hatte ſein Vater ſie wieder wach gerufen, als er ihm geſagt, daß es nicht im Geiſte ſeiner Väter gehandelt ſei, im Dienſte des Feindes zu deſſen Untergang zu wirken. Sein Feind war König Joachim noch nicht geweſen, als er ſich ihm anſchloß; er hatte gegen ſeine Perſon keinen Groll, ja ſie flößte ihm in mancher Beziehung Theilnahme ein; er erkannte willig an, was Neapel ihm verdankte, und wäre er der Mann geweſen, ſich wirklich an die Spitze von Italien zu ſtellen, ſo würde ihn Camillo geſegnet, ihm ſelbſt ſein perſönliches Rachegefühl zum Opfer gebracht haben um des großen Vaterlandes willen! Aber wenn er thöricht genug geweſen war, auf Murat Hoffnungen für Italien zu ſetzen, ſo hatte er dieſe längſt aufgegeben; dieſe Hoffnungen gingen nun über ihn hinweg, auch über die Bourbons hinweg, und er mußte die Waffen, die ſein Vater geächtet hatte, im Dunkeln vielleicht noch lange Jahre führen, bis das Ziel erreicht oder Alles verloren war. In beiden Fällen, was war an dem Einzelnen und ſeinem Nachruhm gelegen? Wenn alſo der König, welcher ihm ſein Vertrauen geſchenkt, obgleich er wiſſen konnte, daß Camillo ihm nie verzeihen würde, was er ſeiner Ehre gethan,

wenn Murat auf geheimen Wegen bekämpft wurde, warum ſollte der Elende, der aus niedrigſter Abſicht nicht dem Opfer allein, das er ſich auserſehen, ſondern auch dem greiſen Vater das Bitterſte bereitet hatte, nicht in gleicher Weiſe ſeiner Strafe verfallen?

Camillo hatte ſchon ſeine Pläne gefaßt, aber er riß ſich davon los, weil er ſeine Zweifel doch nicht ganz beſchwichtigen konnte. Klarer lag ihm vor, was er in Bezug auf den Staatsgefangenen zu thun hatte. Er mußte ermitteln, auf welche Gründe hin das Kriegsgericht gegen Orkum das Todesurtheil ausgeſprochen hatte. Wohl kannte er das kurze und gewaltthätige Verfahren, das, nur zu oft auf eine ſchnöde Anklage nach flüchtig geführter Unterſuchung, ohne den Beſchuldigten überführt oder zum Geſtändniß gebracht zu haben, einen ungerechtfertigten Spruch gefällt hatte, aber hier konnte er ſich auch nicht den Schatten eines Verdachts gegen den harmloſen Fremden denken, wenn die an ſich wunderliche Anſchuldigung, den bewußten Boten an Capobianco geſchickt zu haben, ſich als falſch erwieſen hatte. Der junge Mann, der nur ſeinen Studien einer längſt verſunkenen Zeit lebte und mit den Zuſtänden der Gegenwart ſo unbekannt war wie ein Kind, ſollte ſich in ſtaatsgefährliche Unternehmungen eingelaſſen haben? Gleichwohl mußte der Spruch des Gerichts, deſſen Vollſtreckung der König

verhindert hatte, als die Unterſuchungsacten dem Monarchen vorgelegt wurden, auf beſtimmte Thatſachen begründet geweſen ſein; es ließ ſich nicht denken, daß der König, ſtatt das Urtheil ganz umzuſtoßen und von ſeinem Recht der Begnadigung Gebrauch zu machen, die Todesſtrafe in lebenswierige Gefangenſchaft verwandelt haben würde, wenn nicht Gründe dazu vorgelegen hätten. Seine Aeußerungen darüber bewieſen gar nichts; er war niemals geneigt, ſich vollſtändig auszuſprechen, oft auch zu lebhaft, zu flüchtig in ſeinen Gedanken, um gründlich auf eine ihm unangenehme Erörterung einzugehen. Camillo wollte alſo zuerſt bei dem Commandanten des Caſtells dell' Uovo perſönlich anfragen, ob ſich der Staatsgefangene noch dort im Verwahrſam befinde; war das nicht mehr der Fall, ſo war Alles erledigt. Wenn er aber noch gefangen war, ſo hoffte Camillo die Erlaubniß zu erlangen, ihn zu ſehen und zu ſprechen, entweder von dem Commandanten, geſtützt auf ſeine Stellung im Staatsrathe, oder durch den Miniſter, im äußerſten Falle vielleicht durch den König. Von Alexander mußte er dann hören, was ihm zur Laſt gelegt worden ſei, und konnte nach Umſtänden für die Entkräftung der Anklage wirken. Sollte auch das fehlſchlagen, ſo blieb nichts übrig, als die Beiſitzer der Militärcommiſſion, welche ihn gerichtet hatte, zu ermitteln und durch einen oder den

andern, der am zugänglichſten ſchien, die Anſchuldigung zu erfahren, um ſich dann über ſeine eigenen Schritte zu entſcheiden. Er war es dem Armen, der für ihn gerichtet worden, er war es ſich ſelbſt ſchuldig. Und noch ein anderer Gedanke bewegte ſeine Seele, der noch keine beſtimmte Form gewann, aber doch wohlthuende Hoffnungen in ihm erweckte.

Drittes Kapitel.

Der letzte Krieg.

Alles vergebens! Die einzige Frucht raſtloſer Bemühungen war für Camillo, daß er trotz ſeiner Menſchenkenntniß ſelbſt an der politiſchen Unſchuld Alexander's irre geworden war. Vom Commandanten des Caſtells dell' Uovo, an welchen er ſich zuerſt gewandt, hatte er keine Auskunft erhalten; der alte Soldat war ohne eine höhere Autoriſation nicht zu bewegen geweſen, ihm auch nur zu ſagen, ob unter den Staatsgefangenen, deren Bewachung ihm anvertraut war, ſich der Geſuchte befinde. Eine ſolche Autoriſation, welche zugleich die Erlaubniß in ſich faßte, den Gefangenen ſprechen zu dürfen, hatte ſich Camillo nicht verſchaffen können; der Kriegsminiſter hatte ſie entſchieden abgelehnt, und der König, welchen er zuletzt bei einer günſtigen Gelegenheit darum gebeten, hatte ihn wieder an Macdonald gewieſen, der, an ähnliche Ueberweiſungen gewöhnt, darin nur die Beſtätigung ſeiner Weigerung geſehen hatte und dabei

ſtehen geblieben war. Der König hatte ſeit kurzem ſeine Strenge gegen die Carbonari gemildert, obgleich ſie ſich trotzdem überall wieder regten. Der Umſchwung der Dinge in Sicilien, welcher auch in Neapel Hoffnungen weckte, hatte ihn dazu beſtimmt; er fürchtete, daß die Verbindung, welche zahlreicher und mächtiger ſchien, als er erwartet hatte, den Eindruck der Adreſſen aus ſeinem ganzen Volke, den Eindruck der Einſtimmigkeit deſſelben ſchwächen, dem Feinde in die Hände arbeiten und das Volk mit der Ausſicht auf die ſicilianiſche Verfaſſung der Regierung abſpenſtig machen werde. Daher hatte er ſelbſt jetzt eine Verſtändigung mit den Carbonari vorgeſchlagen, um ſie wieder zu gewinnen. War ihm das Ernſt? Sie mußten daran zweifeln. Er konnte nicht daran glauben, daß ſie ſich ihm nach furchtbarer Verfolgung ſo leicht verſöhnen würden, und ſeine Nachgiebigkeit machte ſie nur kühner. Camillo hatte aber geglaubt, daß der König in ſeiner augenblicklichen Stimmung die Gelegenheit gern wahrnehmen werde, an einem der minder Wichtigen, deſſen Verbindung als Fremder mit jenen ſehr zweifelhaft ſchien, einen Act der Großmuth zu üben, und darum hatte er gewagt, mit ſeiner Bitte hervorzutreten. Nachdem er auch damit geſcheitert war, hatte er ſich endlich Einſicht in die Unterſuchungsacten zu verſchaffen geſucht. Das war ihm zwar

ebenſo wenig gelungen, doch erfuhr er wenigſtens ſo viel, daß der Baron Orkum keineswegs als ein Mitglied der geheimen Verbindung, ſondern als ein deutſcher Emiſſar, welcher im Lande unter der Maske unverdächtiger Studien und Forſchungen Unzufriedenheit ſäen, Aufruhr ermuthigen und ſelbſt den Königsmord als äußerſtes Mittel empfehlen wolle, verurtheilt worden ſei, theils durch die Ausſage eines unverdächtigen Zeugen, theils durch ſeine eigenen Aeußerungen überführt. An den letztern, welche auch der König betont hatte, zweifelte Camillo, doch wiederholte man ihm vertraulich einige derſelben, die ihn allerdings ſtutzig machten. Sie konnten, wenn man ſie entſchuldigen wollte, unverfängliche hiſtoriſche Bemerkungen ſein, in der ſchwerfälligen Weiſe vorgetragen, welche Camillo an dem jungen Pedanten kannte, aber es blieb doch immer unbegreiflich, wie er dazu gekommen war, ſie vor Gericht zu wiederholen und als die ſeinigen anzuerkennen. Den Namen des Zeugen zu erfahren gelang Camillo nicht, und dieſes wäre ihm gerade ſo wichtig geweſen! Daß Alexander aber nicht entflohen ſei, wie Emilio behauptete, ſchien nach Allem, was er ermittelt hatte, feſt zu ſtehen, wenn es auch ungewiß war, ob er noch im Caſtell dell' Uovo verweile oder nach einem andern Staatsgefängniß gebracht ſei. Wie ſchwer es Camillo auch geworden war, hatte er ſich zuletzt ent-

ſchloſſen, nochmals mit ſeinem Vetter Rückſprache zu nehmen, worauf er ſeine feſte Annahme, daß Alexander mit Virginia entflohen ſei, gründe; er hatte ihn aber nicht gefunden. Prinz Emilio war verreiſt; man wußte in ſeinem Hauſe nicht, auf wie lange und wohin. Camillo's erſter Gedanke war geweſen, daß er wohl die Spur verfolge, welche er gefunden zu haben glaube, und er wünſchte von Herzen, daß es ihm nicht gelingen, daß das Paar, wenn es wirklich vereint war, eine ſichere Freiſtatt erreichen möge, fern von hier, in Alexander's Heimat, wo Niemand Virginia kannte. Ueber Alles ſonſt mochte ſie ſich mit ihrem Gewiſſen abfinden! Er mußte ſich nun vor der Hand beruhigen. Von ſeinem Schwager Orkum hatte ihm der König ſelbſt geſagt, daß er ihn zum Commandanten eines vacant gewordenen Cavallerieregiments bei der Armee in den Marken ernannt habe. Den König nochmals in derſelben Angelegenheit anzugehen war unmöglich, beſonders da er von der ſich mehr und mehr verwickelnden Politik in Anſpruch genommen war.

Die Spannung mit dem Papſte ſtieg in bedenklichſter Weiſe. Joachim bemühte ſich nicht mehr zu verhehlen, daß er ſich im Beſitz desjenigen Theils vom Kirchenſtaat, den er inne hatte, mit allen Mitteln behaupten werde. Der Papſt beſchwerte ſich über die Umtriebe eines

neapolitaniſchen Conſuls, des Cavaliere Zuccheri; Murat ſtellte dieſelben in Abrede; als der Mann aber überführt und mit Strafe bedroht wurde, ließ der König noch mehr Truppen an die römiſche Grenze rücken und ſandte einen gewiſſen Maghella als Verwaltungscommiſſar nach den Marken, der das Volk in aller Weiſe gegen den Papſt und die Möglichkeit, ihm wieder unterworfen zu werden, aufregte. Mit dem Kaiſer von Oeſterreich, auf deſſen Allianz doch Murat's ganze Hoffnung, ſich die Krone von Neapel zu erhalten, beruhen mußte, ſtand er kaum beſſer. Wer in Mailand, als Staatsverbrecher oder Verſchworener gefährdet, die Flucht ergriff, fand in Neapel Aufnahme und Schutz, ſelbſt Deſerteure der kaiſerlichen Armee wurden angenommen. Die Verbindung mit der Inſel Elba wurde immer vertraulicher und konnte den fremden Geſandten nicht entgehen, obſchon ſie von Murat's Miniſtern geleugnet oder, wenn ſie das nicht ganz konnten, durch die Bande der Verwandtſchaft erklärt wurde. Der König zeigte ſich bei den Feſten, welche mit dem Beginn des neuen Jahres 1815 glänzender als je am Hofe ſtattfanden, heiter und zuverſichtlich, aber es gelang ihm doch nicht immer, die Gemüthsbewegung zu verbergen, welche die Erwartung der Dinge, welche ſich vorbereiteten, in ihm erweckte. Die ausgelaſſenſte Fröhlichkeit des Carneval herrſchte in-

zwiſchen in Neapel, als ob es von der Ungewißheit der Zukunft gar nicht berührt werde. Auf der Toledoſtraße, der Riviera di Chiaja, dem Corſo Napoleone rollten die großen Wagen mit den tollſten Maskenaufzügen, jeder mit einem Muſikchor beſetzt, durch die zujauchzende Menge, Confetti wurden geworfen; überall Ausbrüche der Luſt, Liebesabenteuer und groteske Scherze! Wer hatte den Ernſt, in der freudeſprühenden Gegenwart an kommende Tage zu denken?

Die Entſcheidung rückte aber näher und näher. Als die ſtille Faſtenzeit kam, richteten ſich die Blicke wieder auf die allgemeinen Angelegenheiten. Nirgends drohte ein Krieg und doch ſah man mit Verwunderung alle Vorbereitungen dazu treffen. Kuriere kamen und gingen ab in ungewöhnlich raſcher Folge, in der nächſten Umgebung des Königs machte ſich eine wachſende Bewegung bemerkbar. Was hatte das Alles zu bedeuten?

Am 4. März war in den Gemächern der Königin kleiner Cirkel. Es waren nur einige der fremden Geſandten, zwei oder drei Miniſter und wenige Herren vom Hofe geladen. Der König ſchien nicht in beſter Laune zu ſein; wenigſtens hatte die Heiterkeit, welche er zuweilen aufſprudeln ließ, etwas Gezwungenes und wechſelte mit zerſtreutem Schweigen. Da wurde ihm von einem Adjutanten eine geheime Meldung gemacht, in-

folge deren er raſch aufſtand und ſich in ein anſtoßendes Zimmer begab; nach einer Minute erſchien der Adjutant im Auftrage des Königs wieder, um die Königin zu bitten, ihrem Gemahl zu folgen. Die kleine Verſammlung blieb in geſpannteſter Erwartung zurück und wagte ſich nur durch Blicke oder einzelne Worte ihre Vermuthungen mitzutheilen. Es währte nur eine kurze Zeit, ſo kehrte der König zurück, aber allein; ſein Angeſicht ſtrahlte von einer freudigen Aufregung, welche er vergebens zu verbergen ſtrebte.

„Ich habe ſo eben die Nachricht bekommen", ſagte er mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte, „daß der Kaiſer Napoleon am 26. Februar von Porto-Ferrajo abgeſegelt und mit tauſend Mann ſeiner Garde nach Frankreich unterwegs iſt."

Allgemeines Erſtaunen, zum Theil Bewunderung, auf einigen Geſichtern Beſtürzung, das war die erſte Wirkung dieſer großen, verhängnißſchweren Kunde. Alle Anweſenden ſahen geſpannt auf den König, ob er ſich noch weiter ausſprechen werde. Das geſchah jedoch nicht; er beobachtete eine vorſichtige Zurückhaltung und entließ die Geſellſchaft, welche nun das Palais ſogleich verließ. Daß der König um den Plan ſeines Schwagers gewußt habe, ſchien allen unzweifelhaft; ob er ihm Vorſchub geleiſtet und welche Stellung er jetzt zu den Ereig-

niſſen einnehmen werde, mußte die Zukunft lehren. Noch in derſelben Nacht ſchrieb er an die Höfe von Oeſterreich und England, um mit Tagesanbruch die Kuriere abgehen zu laſſen; er erklärte darin, daß er, möge das künftige Geſchick des Kaiſers Napoleon ſich glücklich oder unglücklich geſtalten, feſt in ſeiner Politik verharren und den abgeſchloſſenen Allianzen Wort halten werde. In ſeinem Herzen war es aber ſchon anders beſchloſſen. Er traute dem Congreß nicht, der gegen ihn ſchon drohend aufgetreten war, er verließ ſich auf das Glück des Kaiſers, den er ſchon wieder auf ſeinem Throne als den Schiedsrichter Europas ſah; ihn drückte das Unrecht, das er gegen ſeinen Schwager begangen hatte, und es drängte ihn, daſſelbe gut zu machen, indem er ſein kühnes Unternehmen durch raſche That begünſtigte. Jetzt war der Augenblick, wie ihm eine Stimme, der er ſein Ohr nicht verſchloß, zuflüſterte, als Schirmherr Italiens aufzutreten! Oeſterreich mußte dadurch förmlich überraſcht und durch die Volkserhebung, die ſich erwarten ließ, gelähmt werden; die übrigen Alliirten konnten ihm hier nicht entgegentreten, da ihre Blicke nur nach Frankreich gerichtet waren, wo die größte Gefahr drohte. Wenn Joachim Murat an der Spitze von ganz Italien ſtand, ſo konnte er je nach dem Ausgange des Kampfes mit Frankreich oder mit Oeſterreich

unterhandeln; er mußte vortheilhafte Bedingungen erhalten.

„Camillo!“ rief der König feurig, indem er den Rathgeber umarmte, der ſo ganz in ſeine eigenſten Gedanken einzugehen wußte. „An Ihnen hat die Natur ſich verſündigt, indem ſie Ihnen die Körperkraft verſagte, Armeen ins Feld zu führen.“

„Mein Ehrgeiz fliegt ſo hoch nicht, Sire!“ erwiderte der Prinz, indem er ſeine beredten Augen ſenkte.

Es hätte Joachim auffällig ſein und ihn zur Vorſicht beſtimmen ſollen, daß diesmal außer den Miniſtern und vielen Freunden auch die Königin ſeinen ſchon gefaßten Vorſatz bekämpfte; ſie, die Schweſter des Kaiſers, deren Herz freudig erbebt war bei der Nachricht von deſſen großer That. Wenn die Königin Karoline ihren Gemahl vor Uebereilung warnte, ſo hätte er auf ſie wohl hören ſollen. Ein aufrichtiges Verharren bei der Politik, die er in ſeinem Schreiben an die Höfe von Wien und St.-James bezeichnet hatte, würde ſeine Stellung dem Congreß gegenüber ganz befeſtigt haben; aber auch nur ein kluges Abwarten, jetzt, wo man ſeiner bedurfte und ihn nicht in das Heerlager Napoleon's treiben konnte, würde ihm die namhafteſten Zugeſtändniſſe geſichert haben. Er aber träumte nur Siege und berief einen Rath, um alle ſeiner Zuverſicht theilhaftig zu

machen und ſich der einſtimmigen Billigung des Krieges zu verſichern. Zum erſten Male enthüllte er ſeine Beſorgniſſe vor dem Congreß und ſeine Hoffnungen für Italien. Er berechnete ſeine Streitkräfte auf 80,000 Soldaten, 14 Bataillone Provinzialmiliz, 4000 Douaniers, 2000 Waldhüter und eine zahlreiche Bürgerwehr; das ganze Königreich, hoffte er, werde ſich in Waffen erheben. In den Ländern am Po, behauptete er, ſei das Volk zu ſeinen Gunſten geſtimmt und vorbereitet; er zählte die Parteiführer her und ihre Kräfte; einer ſollte ſchon 12 Regimenter insgeheim angeworben und 12,000 Gewehre bereit haben, ein anderer vier Regimenter; ein dritter, deſſen Namen er verſchwieg, eine hochgeſtellte und mächtige Perſönlichkeit, werde den Kern des frühern italieniſchen Heeres an ſich ziehen und ſich mit den Neapolitanern für die allgemeine Sache der Unabhängigkeit vereinigen. Unmöglich ſei es, bei dem jetzigen Zuſtande von Europa die Armee zu vermindern, ebenſo unmöglich, ſie in ihrer jetzigen Stärke aus den ordentlichen Einnahmen von Neapel zu erhalten; entweder müſſe man zu neuen Auflagen ſchreiten oder die Truppen außerhalb der Grenzen auf fremde Unkoſten leben laſſen. Dann ging er auf die Politik über und ſtellte die Gefahren vor, welche der Civiliſation in Italien drohten. Auch er betonte dies Wort in demſelben

Sinne, wie wir es ſeitdem ſtets von den Franzoſen gehört haben, welche ſich rühmen, an der Spitze der Civiliſation zu ſchreiten und die Völker, wenn auch gewaltſam, damit beglücken zu wollen. Er malte den Zuſtand der italieniſchen Staaten ſeit der Wiederkehr des Alten mit den ſchwärzeſten Farben: Wohl könne man ſich den Feinden Bonaparte's verbinden, ſagte er ſeufzend, wenn ſie Frankreich nur zügeln, nicht unterdrücken wollten, wenn die Geſchicke der Völker verbeſſert, die Früchte von dreißig Jahren, die Gedanken von zwei Jahrhunderten nicht verloren würden. Aber da ſich die Politik des Congreſſes vor ganz Europa offen gezeigt habe, ſei jeder Kampf für dieſelbe eine Miſſethat an der Civiliſation.

Die Verſammlung wurde von der Rede des Königs nicht überzeugt; ſie beſchloß nach lebhaften Debatten, daß die Antworten von Wien und London auf die königlichen Schreiben vom 5. abzuwarten ſeien, ob ſich darin die wahren Abſichten der Höfe über den Thron von Neapel ausſprechen würden; daß man aber auf jeden Fall auch das Ende der Unternehmung des Kaiſers Napoleon und die Entſcheidung des Congreſſes über die Angelegenheiten von Frankreich abwarten müſſe, ehe ein weiteres Vorgehen gerechtfertigt ſei. Auf den Entſchluß des Königs, der bereits gefaßt war, hatte dieſes Votum

des Raths keinen Einfluß mehr; ſein Verhängniß ſollte ſich erfüllen; am 15. März 1815 war der Krieg bei ihm ſchon eine beſchloſſene Sache.

Welche Mittel konnte er aber dazu verwenden? Nur 40,000 Mann mit 5000 Pferden und 60 Kanonen ſtanden für die Operationen im Felde zur Verfügung und ihr Zuſtand war nichts weniger als gut, namentlich bei der Cavallerie, der Artillerie und den Genietruppen. Drei Regimenter hatte man aus den Gefängniſſen und Galeeren gebildet! Die Disciplin war ſchwach, die Ausrüſtung mangelhaft, die Verwaltung unzuverläſſig, die Kriegskaſſe leer. In den höhern Graden herrſchte noch immer Haß und Zwietracht zwiſchen Eingeborenen und Fremden; von 25 Generalen waren 10, von 27 Oberſten 13 Franzoſen, welche das Heer für Italiens Einheit und Unabhängigkeit führen ſollten. Dem Könige waren alle dieſe Verhältniſſe nicht unbekannt, aber er vertraute dem Glück und ſtillte die eigenen Zweifel am Gelingen mit den Erfahrungen ſeiner ſtolzen Laufbahn.

So erſchien er bei dem letzten Feſt, welches vor ſeiner Abreiſe zur Armee noch einmal die vornehme Welt von Neapel am Hofe verſammelte, im Vollgefühle ſeiner Macht, in der heitern Zuverſicht des nahen Sieges. Man glaubte ihn noch nie liebenswürdiger geſehen zu haben; die Frauen waren entzückt von ſeiner Heldenſchön-

heit. Wie er im Felde, beſonders in der Schlacht, durch einen phantaſtiſchen, halb orientaliſchen, halb der Ritterzeit entnommenen Aufzug ſeinen Truppen imponirte, ſo war ſeine Hofkleidung ebenſo prächtig als geſchmackvoll. Er trug, ſtatt des allgemein üblichen Uniformfracks ſeiner Zeit, einen altdeutſchen Rock, den heutigen Waffenröcken ähnlich, nur die Geſtalt ſchöner hervorhebend, faltenreicher um die Hüften, von himmelblauer Farbe, reich mit Gold geſtickt; dazu weiße Unterkleider und kurze Ritterſtiefeln von goldgelbem Saffian, deren Stulpen mit goldenen Franſen beſetzt waren; der Degen, welchen er auch in den Schlachten trug, hatte die Form eines kurzen altrömiſchen Schwertes, deſſen goldener Griff ohne Bügel die Bildniſſe der kaiſerlichen Familie in kunſtreich gearbeiteten Medaillons enthielt. Wer ihn heute durch die lebhaft bewegte Geſellſchaft ſchreiten ſah, die ihm enthuſiaſtiſche Beweiſe ihres Antheils und ihrer Wünſche für das Gelingen ſeiner Kriegspläne gab, der konnte ihm kaum ſeine Bewunderung verſagen. Und doch gab es in der Verſammlung ſo manchen verſteckten Feind, der ihm den Untergang in dem tollkühnen Beginnen wünſchte! Es war auch der letzte Glanzpunkt ſeiner unerſchütterten Macht!

Schon am 22. März ſetzten ſich die Truppen der Feldarmee, in zwei Corps getheilt, gegen den Po in

Bewegung. Die vier Legionen der Linie, wobei eine der Cavallerie, unter den Generalen Carrascoſa, Ambroſio, Lecchi und Roſetti, nahmen den Weg durch die Marken, wo bereits anſehnliche Streitkräfte geſtanden hatten; die Garde, zwei Legionen (6000 Mann ſtark), eine aus Infanterie, die andere aus Cavallerie gebildet, unter den Generalen Pignatelli, Strongoli und Livron, marſchirte von Neapel auf Rom. Der Papſt hatte das wiederholte Geſuch, den Durchmarſch als einen befreundeten zu geſtatten, abgelehnt; das hielt den Marſch der Truppen über Frascati, Albano, Tivoli und Foligno jedoch nicht auf. Da ernannte der Papſt, als fürchte er eine Hinterliſt oder wolle die Gefahr vergrößern, eine Regentſchaft und reiſte eilends, gleichſam auf der Flucht, nach Florenz, ſpäter nach Genua; viele Cardinäle folgten ihm, auch der frühere König von Spanien, Karl IV., der einſt mit ſeinem Sohne Ferdinand VII. von Napoleon in jenen ſkandalöſen Auftritten zu Bayonne entthront worden war, und noch andere hochgeſtellte Perſonen. Es war, als ſtehe Hannibal vor den Thoren Roms, und es diente dem Könige Joachim nicht zum Vortheil, daß ſo viele hohe Geiſtliche gerade in der heiligen Oſterwoche vor ihm flohen und die kirchlichen Feierlichkeiten unterbrochen wurden. Welcher katholiſche Fürſt ſich mit der Kirche in Zwieſpalt ſetzt, möge zuſehen, daß

er nicht falle! Das neapolitaniſche Heer berührte jedoch die ewige Stadt nicht; es achtete überall die päpſtliche Regierung, bezahlte die Verpflegung pünktlich und hielt die ſtrengſte Disciplin.

Murat begab ſich mit ſeinem Generalſtabe, deſſen Chef ein Franzoſe, der General Millet de Villeneuve, war, nach Ancona, um den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen und die Kriegsoperationen zu leiten. Noch einmal verſuchte er, dem Congreß durch ſeine Bevollmächtigten die Bewegung ſeines Heeres als geboten für die Sicherheit ſeiner Staaten bei etwaigen Unruhen in den ehemaligen franzöſiſchen Provinzen Italiens darzuſtellen; er erneuerte die Verſicherung, daß er bei der Allianz mit Oeſterreich feſt verbleiben werde. Konnten die verbündeten Monarchen ihm Glauben ſchenken, da ſeinen Worten die Thatſachen widerſprachen und ſeine Verbindung mit den lombardiſchen Rebellen, wie die Begünſtigung der Flucht Napoleon's durch unzweideutige Zeichen bewieſen war? Der Kaiſer von Oeſterreich hatte bereits ſeit den erſten bedenklichen Nachrichten aus Italien ſeine Maßregeln getroffen. Eine Macht von 40,000 Mann Infanterie, 7000 Pferden und 64 Geſchützen unter dem General der Cavallerie Baron Frimont ſtand ſchlagfertig; Feldmarſchallieutenant Baron Bianchi, welcher den Krieg in Südfrankreich 1814 ruhmvoll geführt

hatte, war bereits Anfang März vom Fürſten Schwarzenberg nach Italien geſandt worden, angeblich um den Zuſtand der Truppen, feſten Plätze und der Militärverwaltung zu unterſuchen, aber ſchon mit der geheimen Beſtimmung, falls es zum Kriege mit Murat kommen ſollte, den Befehl über die gegen ihn beſtimmte Armee zu übernehmen. Als ſich die Neapolitaner in Bewegung ſetzten, wurde Bianchi vom General Frimont ſogleich beauftragt, die Truppen, welche in den Marken ſtanden, zu ſammeln und mit Vermeidung nutzloſer Gefechte hinter dem Kanal Bentivoglio aufzuſtellen. Die Hauptmacht, auf ſtarke Feſtungen geſtützt, ſtand hinter dem Po, über welchen vier Brücken geſchlagen waren; Feldmarſchalllieutenant Graf Nugent eilte mit einem kleinen Detachement in die Apenninen, um vereint mit den Garniſonen von Lucca und Piombino, ſowie mit den toscaniſchen Truppen den Feind dort aufzuhalten. So erwarteten die Kaiſerlichen die Kriegserklärung.

Noch war dieſelbe nicht erfolgt, als die neapolitaniſche Avantgarde unter Carrascoſa die Stadt Ceſena angriff, welche von 2500 Oeſterreichern beſetzt war und nach kurzem Kampfe in beſter Ordnung geräumt wurde. Der erſte Kanonenſchuß war gefallen; jetzt erſt wurde der Krieg am 30. März förmlich erklärt. Ein Edict Murat's vereinigte die Marken nebſt den Diſtricten von

Urbino, Pesaro und Gubbio mit dem Königreich Neapel, sodaß nicht mehr der Tronto, sondern der Foglia die Grenze bildete; ein Armeebefehl rief die Truppen zum Kriege auf, bezeichnete als Feind die Oesterreicher, als Grund ihre Treulosigkeit, als Ziel die Unabhängigkeit Italiens und versprach ihnen den Beistand von ganz Italien in Waffen. An die Italiener wurde ein Manifest erlassen, das ihre Leiden herzählte, sie an die höchsten Güter der Unabhängigkeit erinnerte, ihnen eine freie Constitution versprach, die Streitkräfte Neapels auf 80,000 Mann angab und in emphatischer Weise Haß, Rache, Hoffnungen, Ehrgeiz als Hebel benutzend, „die Starken zu den Waffen, die Weisen zum Rathe" berief. Dieser hochtönende Aufruf an die italienische Nationalität, von Murat, einem Franzosen, erlassen, war von Millet, auch einem Franzosen, als seinem Chef des Generalstabes, unterzeichnet. Charakteristisch genug!

Der König setzte sich nun an die Spitze seiner Avantgarde, um den Krieg, dessen Vorspiel der Angriff auf Cesena gewesen war, kräftig zu beginnen. Die ersten Erfolge begünstigten seine Waffen. Unter seiner persönlichen Leitung wurde am 4. April die Brücke von San-Ambrogio über den Panaro erstürmt, wobei General Filangieri schwer verwundet fiel. Bianchi zog sich seiner Instruction gemäß allmälig zurück, sodaß die Neapo-

litaner Ferrara, Reggio, Carpi und den ganzen Landſtrich zwiſchen Panaro und Secchia beſetzten. Am Po ſcheiterte jedoch ein von der Legion Ambroſio ſechsmal wiederholter Sturm auf den Brückenkopf von Occhiobello, und der König, der ſich in ſeinem ungeſtümen Muthe dabei den größten Gefahren ausgeſetzt hatte, kehrte für ſeine Perſon nach Bologna zurück, wohin ihn ſchwere Sorgen riefen. Seine beiden Gardelegionen, ſeltſamerweiſe nicht unter einen Oberbefehl geſtellt, ſondern der Vereinbarung ihrer Diviſionsgenerale gleichen Ranges überlaſſen, hatten zwar Florenz, nachdem ſie einen Tag durch verfehlte Wege verloren, am 7. und 8. April beſetzt und waren am 11. gegen Piſtoja vorgerückt, hatten ſich hier aber durch falſche Nachrichten über den Feind, ſeine Stärke, die Fortificationen, die er angelegt habe, und eine Umgehung, die er beabſichtige, zum Rückzuge bewegen laſſen, ohne die Verhältniſſe durch eine Recognoscirung aufzuklären! Und Nugent ſtand dieſen 6000 Mann nur mit drei Bataillonen und dritthalb Schwadronen gegenüber! Der König hatte gehofft, daß die italieniſchen Truppen zu ihm übertreten würden, ſtatt deſſen hatten ſich zwei toscaniſche Regimenter mit Nugent, ein modeneſiſches mit Bianchi vereinigt. Aber auch alle übrigen Hoffnungen auf eine Erhebung Italiens waren geſcheitert. Seinem Manifeſte antworteten nur leere

Vota, Gedichte, Volksreden, aber keine Thaten; es war „die alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu!“ Von den ſechzehn verheißenen Regimentern führte endlich nur General Negri ein ſchwaches Bataillon von 400 Mann herbei. Liſten zur Einzeichnung von Freiwilligen wurden ausgelegt; ſie blieben faſt leer. Die politiſchen Gefangenen, welche durch die Neapolitaner befreit wurden, ergriffen nicht die Waffen, um ſich ihnen anzuſchließen, ſondern gingen ruhig nach Hauſe. Die ſchwerſte Sorge hatte aber dem Könige ein Schreiben Lord Bentinck's bereitet, das er noch am Po während des Angriffs auf Occhiobello erhalten hatte. Der Brite erklärte ihm darin, daß er nach den Verträgen der europäiſchen Conföderation, da der König ohne Grund, ohne Kriegserklärung die Feindſeligkeiten gegen Oeſterreich begonnen habe, den Waffenſtillſtand zwiſchen England und Neapel für gebrochen anſehe und Oeſterreich mit allen ſeinen Kräften zu Lande und zur See unterſtützen werde. Dieſe Drohung mußte Murat furchtbar ſein, wenn er an den innern Zuſtand ſeines Reichs und die feindſeligen Rüſtungen des Königs von Sicilien dachte. Und ſeine Streitkräfte zerſplittert auf hundert italieniſche Meilen zwiſchen Reggio, Carpi und Ravenna! Es galt jetzt, einen Entſchluß zu faſſen.

Kriegsrath alſo, der alte Fehler im Unglück! Mu-

rat verſammelte ſeine höhern Generale, ſtellte ihnen die augenblickliche politiſche und militäriſche Lage vor und forderte ſie auf, ihre Meinung freimüthig zu ſagen. Sie ſtimmten darin überein, daß es in Betracht der feindlichen Stellungen, welche viel ſtärker als die eigenen wären, und des raſchen Zuzugs der Oeſterreicher aus Deutſchland gerathen ſei, ſich nur noch ſo lange zu halten, bis die Trains und Lazarethe zurückgeſchickt ſeien, dann aber ein günſtigeres Terrain für den Kampf gegen die Uebermacht zu ſuchen. Nach einer kurzen glücklichen Offenſive war Joachim Murat, der ſich ſchon als Herrn von Italien ſah, bereits auf die Defenſive beſchränkt.

Mit ſchwerem Herzen gab er den Befehl zum Rückzuge in der Richtung auf Ancona; die Garden ſollten auf kürzeſtem Wege heranziehen. Dann wollte er, wo die Abhänge der Apenninen ſich dem Ufer des Adriatiſchen Meeres nähern, eine vortheilhafte Stellung ſuchen und dem Feinde die Schlacht bieten. Eine ſiegreiche Schlacht konnte Alles wieder gut machen; wie Napoleon und jeder wahrhafte Feldherr vor dieſem, von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Eugen bis in das graue Alterthum, ſuchte er für die Entſcheidung des Krieges immer und einzig die Schlacht, als den Brennpunkt, in welchen alle künſtlich geleiteten Operationen wie Strahlen zuſammenfließen müſſen, und der

bedrückte Sinn des Königs erleichterte ſich, wenn er an dies heißerſehnte Ziel dachte. In der Schlacht Sieg oder Tod! Das Schickſal hatte es aber anders beſchloſſen.

Die Oeſterreicher, bedeutend verſtärkt, ergriffen jetzt die Offenſive, nahmen Carpi am 11. April und entſetzten am 12. die Citadelle von Ferrara. Bianchi traf am 16. in Bologna ein, wo der Obergeneral Frimont alle vier Diviſionen ſeiner Armee vereinigte, während Murat unangefochten ſeinen Rückzug auf Rimini fortſetzte. Auch bei den Kaiſerlichen wurde nun ein Kriegsrath gehalten, in welchem Bianchi, der älteſte General, ſeine Meinung dahin abgab, den König nur mit 3000 Mann längs der Küſte des Adriatiſchen Meeres zu verfolgen, mit den übrigen 20,000 Mann aber vereint über Florenz auf die Rückzugslinie Murat's zu marſchiren und ihn ſo von Neapel abzuſchneiden. Dieſer gewiß richtigen Anſicht war Frimont, der Mann der alten methodiſchen Schule, nicht; er fand dieſen Rath nicht blos unmilitäriſch, ſondern ſogar gefährlich, denn Murat könne dann wieder an den Po vordringen und Oberitalien aufwiegeln. Er entſchied ſich dafür, die Armee zu theilen und in zwei Colonnen getrennt durch die Apenninen gegen den Ronco und Garigliano vorzudringen. 23,000 Mann in zwei Theile getheilt, zwiſchen ſich das rauhe, unweg-

ſame Gebirge! Daß der Feind ſich mit ſeiner ganzen Macht auf einen Theil werfen und ihn vernichten könne, um dann mit dem andern leichtes Spiel zu haben, wie Bonaparte 1796 gegen Wurmſer gethan, als dieſer ſeine Colonnen zu beiden Seiten des Gardaſees vorgehen ließ, ſchien der Obergeneral ganz vergeſſen zu haben; die Geſchichte predigt nur zu oft tauben Ohren. So wurde denn die Armee wirklich in zwei Theile zerlegt, deren einen Bianchi über Florenz nach Foligno führen, während Neipperg mit dem andern dem Könige folgen und ihn durch Scheinangriffe beſchäftigen ſollte, um jenem Vorſprung zu geben. Eine Reſerve blieb zwiſchen Bologna und Ravenna ſtehen. König Murat erfuhr dieſe Bewegungen und durchſchaute den Plan; er freute ſich der Trennung des feindlichen Heeres und beſchloß, daſſelbe erſt weiter vordringen zu laſſen, damit die Entfernung der beiden Theile von einander noch größer und ihre Verbindung und gegenſeitige Unterſtützung durch die Gebirgskette unmöglich werde. Dies traf zu bei Macerata; dort wollte Murat Bianchi, wenn dieſer von den Bergen gegen Tolentino herabſtieg, angreifen, während Neipperg ſich noch auf den jenſeitigen Ebenen von Ceſena befand; die neapolitaniſche Macht hatte dann die ſtarken Poſitionen in der Mitte und Ancona als Stützpunkt der Flanke. Nur einem Einzigen, dem Ingenieur-

general Colletta, der zu ſeinen Vertrauten gehörte und die Marſchlager und Gefechtsfelder auszumitteln hatte, theilte er ſeinen Plan mit und ſchloß ſeine feurige Rede mit den Worten: „Von dieſer wohl combinirten ſtrategiſchen Bewegung wird noch die Nachwelt reden.“ Sie war meiſterhaft und würde mehr Anerkennung gefunden haben, wenn das Schwert des Königs nicht in dem Moment, da er ſchon den letzten Schlag zum Siege zu thun glaubte, durch andere Schläge gelähmt worden wäre.

Die Armee trat ihre weitern Bewegungen an und lagerte dann zwiſchen dem Ceſano und Chiente; die erſte Legion (Carrascoſa) hielt Neipperg auf, die zweite und dritte nebſt den beiden Gardelegionen ſtanden bei Macerata, die vierte unter Manches und Pignatelli-Corchiara hielt die Grenze beſetzt und Montigny mit 3000 Mann die Abruzzen gegen Nugent, der über Piſtoja gegen Rom vorrückte. Ein Tagesbefehl vom 29. April kündigte den Truppen an, daß die Schlacht nahe ſei, daß die Bewegungen der Armee, obgleich ſcheinbar ein Rückzug, mit Abſicht geſchehen, um den Feind, der am Po zu ſtark geweſen, hierher zu locken und mit leichter Mühe zu ſchlagen. Aber der geſunkene Muth ließ ſich dadurch nicht mehr beleben, die Disciplin war ganz gelockert, und nur unter den höchſten Generalen zeigte ſich noch das Vertrauen, das der König auf ſeinen

Glücksſtern ſetzte. Er gedachte mit ſeinen vier Legionen Bianchi anzugreifen und zu ſchlagen, dieſem nur zwei zur Verfolgung nachzuſchicken, die andern beiden mit Carrascoſa zu vereinigen, um auch Neipperg zu werfen, dann die in den Apenninen getrennten Colonnen zu vernichten und nach dem Siege den weitern Krieg, wie es die Verhältniſſe forderten, zu führen.

Auf öſterreichiſcher Seite war aber Bianchi, welcher davon ſchon früher durch einen zweiten Brief des Fürſten Schwarzenberg unter der Hand benachrichtigt worden war, mit dem Oberbefehl betraut worden, und Frimont hatte die Armee verlaſſen, um das Commando einer zweiten, welche gegen Frankreich in Piemont aufgeſtellt werden ſollte, zu übernehmen. Dadurch kam Einheit und Energie in alle Operationen, und dem Feldherrn wurde die ganze Ehre des Krieges zu Theil, der ſchon die gefährlichſte Wendung genommen hatte, denn ein Raum von zwanzig deutſchen Meilen trennte die beiden Colonnen der Armee und Murat ſtand mit ſeiner Macht zwiſchen ihnen, des Sieges gewiß. Auch über die innern Zuſtände ſeines Reichs war er durch die neueſten Nachrichten aus Neapel beruhigt. Die hochherzige Frau, der er wiederum die Regentſchaft übertragen, hatte Alles gethan, was in ihren Kräften ſtand, um den Krieg, den ſie doch vorher widerrathen, durch ihre Fürſorge zu unterſtützen.

Sie ordnete die Nachfuhr für die Armee in den Marken, ſie ließ, als dieſe den Rückzug antrat und die Seitencolonnen der Oeſterreicher die Grenzen bedrohten, die letzten Truppen, welche zur Beſatzung der Hauptſtadt und zum Schutze der königlichen Familie in Neapel zurückgeblieben waren, abmarſchiren, die Küraſſiere der Garde, um den furchtſamen General Montigny gegen Nugent's Anmarſch zu verſtärken, die Gardegrenadiere zum General Manches, die Gensdarmen, die wenigen Depottruppen, ſelbſt ihre eigene Palaſtwache an die Grenze. Den Milizen ſprach ſie Muth ein und weckte ihren Eifer; dem Volke, dem ſie ſich mehr als ſonſt öffentlich zeigte, ſuchte ſie die Furcht und das Mißtrauen zu benehmen, und mit wachſamen Augen verfolgte ſie die Haltung der Carbonari, welche ſich wieder kühn zu regen anfingen, weder durch die frühere Strenge, noch die ſpätere Milde des Königs von ihren Zielen abgebracht. So gelang es ihr, Ruhe im Innern zu erhalten, und ihre Briefe waren für Joachim ein wahrer Troſt.

Am Hofe befanden ſich gegenwärtig die nächſten Verwandten der Königin: ihre Mutter Lätitia Bonaparte, welche in Frankreich als Mutter des Kaiſers Madame Mère genannt wurde, der Cardinal Feſch, deren Bruder, und die ſchöne, geiſtreiche Schweſter der Königin Pauline Borgheſe. Alle ſahen mit ängſtlicher Spannung,

zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, der Entwickelung der Dinge entgegen, welche in Frankreich wie in Italien das Schickſal ihres Hauſes entſcheiden mußte. Es war zu Ende April. Napoleon hatte ſeinen Siegeszug durch Frankreich, wo ihm alles Volk, alle gegen ihn geſchickten Truppen in neuerwachter Begeiſterung zufielen, in drei Wochen vollendet, er hatte den Kaiſerthron wieder beſtiegen und den Fürſten Europas in feierlicher Verſicherung erklärt, daß er jeden Gedanken an Krieg und Eroberung aufgegeben habe und nur dem Glücke ſeines Volkes leben wolle. Ein außerordentlicher Geſandter, Baron Staßart, war nach Wien abgegangen, um dem Kaiſer Franz dieſelben Geſinnungen auszuſprechen und von ihm die Rückkehr der Kaiſerin Marie Louiſe mit ihrem Sohne nach Frankreich zu erbitten, ein anderer, General Belliard, nach Neapel, um ſeinen Schwager von ſeinem Vorgehen abzuhalten. Noch hatten die Fürſten auf dem Congreſſe ſich nicht erklärt, noch der Kaiſer von Oeſterreich ſeinem Schwiegerſohne keine Antwort gegeben. Sollte der Rieſenkampf gegen ganz Europa noch einmal aufgenommen werden? Oder war das Zerwürfniß zwiſchen den Mächten der Coalition, das den Kaiſer zu ſeinem raſchen Schritte bewogen hatte, ſchon ſo unheilbar geworden, daß an keine Einigung mehr zu denken war und Napoleon deshalb auf Stimmen zu

ſeinen Gunſten rechnen konnte? Anders ſtanden die Verhältniſſe in Italien! Hier hatte der Kampf ſchon begonnen, durch Murat's Ungeſtüm gewiß zu früh, hier war kein Stillſtand möglich; die nächſten Tage mußten die Entſcheidung bringen, und wenn Karoline Murat unbewacht von fremden Zeugen ihre jungen Kinder betrachtete, die noch keine Ahnung hatten, was ihnen vielleicht bevorſtand, ſo erloſch der Glanz ihrer Augen in bittern Thränen.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht von Tolentino.

Am Abende des 1. Mai hatte sich Bianchi's Gros bei Tolentino mit seiner Avantgarde unter Starhemberg vereinigt. Der Feldherr, todmüde, recognoscirte dennoch, kaum eine Viertelstunde nach seinem Eintreffen, die Gegend, denn es waren bestimmte Meldungen über die Ankunft Murat's in Macerata, wenig über zwei Meilen entfernt, eingegangen, und ein Angriff desselben stand unzweifelhaft bevor. Es kam darauf an, denselben in einer zur Vertheidigung gegen seine momentane Ueberlegenheit günstigen Stellung zu erwarten und durch standhaftes Ausharren der Colonne Neipperg's Zeit zu geben, heranzukommen.

Die Höhen bei Tolentino boten eine vortheilhafte Position; die Stadt selbst war mit einer hohen Mauer umgeben, welche gerade auf der Ostseite, also gegen die Marschlinie des Feindes, besonders stark war; Pionniere und Commandirte der Infanterie setzten den Ort so-

gleich durch fortificatoriſche Anſtalten in Vertheidigungszuſtand. Weithin gegen die zerſtreut liegenden Häuſer des Weilers Madia war der Bergrücken breit und flach, die Gegend offen und nur ſtellenweiſe ſumpfig. Die Vorhut ging noch zwei Stunden vorwärts bis zu dem Wirthshauſe von Montemilone an der Straße im Chientithal; Montemilone ſelbſt, wie viele italieniſche Orte, iſt wie ein Adlerhorſt auf eine ſteile Kuppe gebaut. Letztere gehört zu dem Gebirgsaſt, welcher die Thäler des Chienti und der Potenza ſcheidet, beide parallel zum Adriatiſchen Meere, alſo in der Richtung auf den Feind hinlaufend. In Montemilone und mehreren andern Orten wurden Aufnahmepoſten für die Linie der Vortruppen aufgeſtellt. Auf den Höhen bei Tolentino lagerten die Truppen in mehreren Treffen; ihre Stärke betrug etwa 10,000 Mann Infanterie und 1000 Pferde mit 28 Geſchützen. Bianchi hatte ſeine Dispoſition für die anzunehmende Schlacht ſchon entworfen, als ein Schreiben von Neipperg eintraf, das ſeine Mitwirkung ganz unwahrſcheinlich machte, da er von Carrascoſa feſtgehalten werde. Dennoch änderte der Feldherr ſeinen Entſchluß nicht, was ihm zur hohen Ehre gereicht.

König Murat hatte ſeine vier Diviſionen, etwa 16,000 Mann Infanterie und 2000 Pferde, noch nicht ganz zuſammen, die Legion Lecchi war noch im An-

marſch. Er wußte ſich aber auch ohne dieſelbe dem Feinde überlegen und glaubte an keinen ernſtlichen Widerſtand. Seine Dispoſition zum Angriff war vortrefflich; nun die Schlacht, ſeines Wunſches Erfüllung, ſo nahe war, hatte ſein Geiſt alle andern Sorgen überwunden, er war wieder ganz Soldat, der kühne Reiterführer, der entſchloſſene Feldherr ſeiner frühern ſchönſten Jahre. Als Reſerve ließ er die Gardelegion Pignatelli bei Macerata zurück, die zweite nebſt der Legion Ambroſio ſollte am 2. Mai zum Angriff gegen Tolentino vorrücken, wohin auch die Legion Lecchi beordert wurde.

Der Morgen brach an; in aller Frühe ſchon ordnete Bianchi ſeine Truppen zur Schlacht. Die Höhen beſetzten fünf Bataillone und eine Schwadron unter Senitzer, die Mitte im Thalgrunde drei Bataillone, neun Schwadronen und 24 Geſchütze unter Mohr, die Waldhügel jenſeits des Chienti, alſo auf dem äußerſten rechten Flügel, zwei Bataillone und eine kleine Huſarenabtheilung; ebenſo waren nach links in das Potenzathal ein Bataillon und ein Zug Huſaren entſendet. Die Stadt Tolentino hinter der Schlachtlinie war mit einem Bataillon beſetzt.

Auf der Chauſſee von Macerata ſprengte an den Colonnen ſeiner Neapolitaner vorüber, mit lauthallendem Zuruf von ihnen begrüßt, der König an der Spitze eines

glänzenden und zahlreichen Gefolges von Generalen, Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, denen ein Schwarm von Ordonnanzreitern aller Waffen, Reitknechten und Dienern mit Handpferden und die Escadron vom Dienſt ſich anſchloß. Murat hatte wieder das prachtvolle Coſtüm angelegt, das er immer am Ehrentage der Schlacht trug, weithin erkennbar den eigenen Truppen wie dem Feinde und darum nicht ſelten das Ziel feindlicher Kugeln, denen er mit ſtolzer Verachtung aller Gefahr trotzte. Eine lichtblaue Kutka vom feinſten Kaſimir, mit goldenen Schnüren beſetzt, umſchloß ſeinen Leib; die Aermel waren nach polniſcher Sitte bis zum Ellbogen aufgeſchlitzt und flatterten im raſchen Ritt weit zurück, ſodaß die goldgelben Unterärmel zu ſehen waren; ein breiter Gurt von Gold trug das kurze Schwert, deſſen Griff ohne Stichblatt und Bügel an ſeinem großen Knopf, wie ſchon erwähnt, die Bildniſſe ſeiner Familie zeigte; weite purpurfarbene Beinkleider, mit einer Goldtreſſe auf der Naht beſetzt, fielen auf die goldgelben Saffianſtiefeln herab; auf dem Haupte trug er einen aufgeſchlagenen, mit Gold bordirten, inwendig mit Federn ausgelegten Hut, von welchem ein Reiherbuſch aufragte und vier lange Straußfedern nach vier Seiten niederwallten. Sein edles Roß war mit türkiſchem, reich beſchlagenem Zaumzeug geſchmückt. Der König ritt auf einem deutſchen, mit goldge-

ſticktem Purpurſammet überzogenen Sattel, die Schabracke war von gleicher Farbe, die Steigbügel vergoldet. Wenn er in dieſer phantaſtiſchen Pracht auf frühern Schlachtfeldern an der Seite des Kaiſers erſchien, konnte kein größerer Contraſt gefunden worden. Napoleon in ſeinem einfachen grauen Rocke über der ſchmuckloſen Uniform, mit dem bekannten Hute, den nur er in der ganzen Armee trug, nachläſſig auf ſeinem Pferde hängend, ein ſchlechter Reiter — und doch erblich Murat's Glanz, ſchrumpfte ſeine Heldengeſtalt ein in den Augen der Soldaten, und ſie ſahen nur auf den kleinen Mann, deſſen Adlerblick die Schlacht beherrſchte. Heute war König Murat aber nicht der Zweite, wie ſonſt, er ſprengte in ſeine erſte ſelbſtſtändige Schlacht. Ihm folgten Graf Millet, ſein Generalſtabschef, die Generale Pedrinetti, Chef der Artillerie, Colletta, Chef des Genieweſens, Franceschetti, ein geborener Corſe, der ihm beſonders treu ergeben war, mit den übrigen Adjutanten, unter denen der Herzog von Rocca-Romana und Selliers; von ſeinen Ordonnanzoffizieren, jungen, talentvollen Leuten von Rang und Bildung, mit denen er ſich wie Napoleon zu umgeben liebte, eine Pflanzſchule für künftige Truppenführer, war der ſchöne, hochſinnige Herzog von Caspoli der allgemeine Liebling der Armee. Auch der Leibmamluk fehlte unter der Dienerſchaft nicht; ſtatt Napoleon's

Ruſtan war es hier ein Mohr von tiefſchwarzer Ebenholzfarbe, der im grellen orientaliſchen Coſtüm ſtets auf einem Rapphengſte ſeinem Gebieter folgte.

Als der König die Spitze ſeiner Avantgarde erreicht hatte, ließ er dieſelbe halten und jagte auf einen Hügel, um das Terrain und die Aufſtellung des Feindes zu recognosciren. Er war überraſcht, die Oeſterreicher in Schlachtordnung zu erblicken; ſein kriegsgeübtes Auge erkannte ſofort, daß dieſe nicht blos auf ein Rückzugsgefecht berechnet war; er konnte ſich der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß es hier einen ernſten Kampf geben würde, und er begrüßte denſelben mit Freuden, denn er hoffte Bianchi zu vernichten, wenigſtens zu zerſprengen. Der öſterreichiſche Feldherr mit ſeinem Stabe befand ſich ebenfalls bei ſeinen Vortruppen und beobachtete den Anmarſch des Feindes, welchen ihm vorgeſchickte Huſarenpatrouillen gemeldet hatten. Die Colonnen, welche ſich, an ihren blitzenden Bajonetten erkennbar, in den Krümmungen des Thalwegs und auf der Chauſſee wie ſtahlgepanzerte Rieſenſchlangen daherbewegten, verſchwanden aber wieder; ſie ſuchten gedeckte Aufſtellungen, um ihre Punkte für den Angriff einzunehmen, für welchen der König mit großer Umſicht ſeine Maßregeln traf.

Faſt der ganze Vormittag war darüber vergangen,

die Sonne ſtand in ihrer Mittagshöhe und brannte mit ſüdlicher Glut über dem Chientithale und deſſen Rändern. Endlich gegen 12 Uhr gab der König den beiden Legionen Ambroſio und Livron Befehl zum Vorrücken, jener gegen Tolentino, dieſer gegen Montemilone. Sechs Escadrons waren beſtimmt, ſich an die Spitze zu ſetzen, um das Terrain gegen den Abhang der Sforza Coſta aufzuklären. Der Commandant dieſer Reiterſchaar jagte heran, um ſich beim Könige zu melden und ſeine nähern Inſtructionen zu empfangen; er trug noch die Uniform der königlichen Adjutanten, da es üblich war, dieſelbe auch bei einer Verſetzung in die Armee nicht abzulegen. Als er mit dem gezogenen Säbel ſalutirend dicht vor Murat ſein Pferd kunſtgerecht aus vollem Lauf parirte, daß es ſich auf die Hinterfüße ſetzte und nur noch einmal leicht aufbäumte, ſah ihn der König mit dem alten Blick ſeiner Gnade an, den er lange vermißt hatte. „Nun, Graf Orkum, Sie haben eine ſchöne Gelegenheit, die erſten Lorbeeren dieſes Tages zu pflücken", ſagte er freundlich und gab ihm ſeine nähern Befehle. Orkum ſprengte ganz glücklich wieder zu ſeinen Schwadronen und führte ſie raſch vor. Aber er verſäumte, ſich den nöthigen Ueberblick zu verſchaffen, fand keinen Raum, ſich ganz zu entwickeln, und ſah ſich plötzlich überraſchend angegriffen. Drei Schwadronen von Prinz-Regent-Huſaren ſtürzten

ſich mit echt ungariſchem Ungeſtüm auf die neapolitaniſche Cavallerie und warfen ſie über den Haufen; die Verfolgung ging im ſcharfen Rennen bis an die Infanterie, vor deren Feuer die braven Magyaren endlich zurückgehen mußten, ſodaß ſich die feindlichen Schwadronen unter dem Schutz derſelben wieder ſammeln konnten.

Murat hatte dieſen glänzenden Angriff des Feindes und die Flucht der Seinigen von der Höhe geſehen und ſeine dunklen Augen ſprühten zornige Flammen. „Das iſt ein ſchlechtes Debüt!“ rief er. Ob dies perſönlich auf Orkum's erſte Waffenthat oder auf die ganze Schlacht gemeint war, blieb zweifelhaft. Die Infanterie der beiden Colonnen ging unterdeſſen zum Angriff vor und nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Dichte Schwärme von Tirailleurs bedeckten den Abhang gegen Montemilone und den Thalgrund, wo eine tiefe Schlucht mit einer einzigen Brücke hinter Arancia den Oeſterreichern einen ſtarken Vertheidigungsabſchnitt gewährte. Das Geſchütz- und Gewehrfeuer entbrannte auf der ganzen Linie. Die öſterreichiſchen Vortruppen wichen langſam zurück, auf den Höhen wie im Thale. Nur auf der offenen Hochfläche wurde eine Jägerabtheilung, die ſich zurückzog, von neapolitaniſcher Cavallerie ereilt, umringt und gefangen. Faſt wäre der Feldherr Bianchi, der mit dem Chef ſeines Generalſtabes, Oberſtlieutenant Fleiſcher, und meh-

reren andern Offizieren dahin vorgeritten war, einem gleichen Schickſale verfallen. Sie zogen ſchon die Säbel, um ſich gegen die von vorn und von den Seiten heranjagenden Neapolitaner zu vertheidigen, ſchon hörten ſie einen höhern feindlichen Offizier von weitem in deutſcher Sprache: „Ergeben Sie ſich!“ rufen, da war aber blitzſchnell eine Huſarenſchwadron von Prinz-Regent zur Hand, welche ſich dem Feinde entgegenwarf und ihren Feldherrn rettete. Der Sieg auf den Höhen neigte ſich mehr und mehr auf die Seite der Neapolitaner; ihre Tirailleurs drangen mit großer Gewandtheit und Tapferkeit vor, die Colonnen folgten ihnen ziemlich dicht, das ummauerte Städtchen Montemilone wurde genommen; infolge deſſen mußte auch das ſeitwärts nach dem Abhange liegende Santa-Lucia geräumt werden und dieſer Flügel der Oeſterreicher trotz des heldenmüthigſten Widerſtandes auf Madia und die oben erwähnte Schlucht zurückweichen. Nur im Thalgrunde ſcheiterten die Angriffe, welche wiederholt auf die Straßenbrücke von Arancia unternommen wurden; alle Stürme wurden abgeſchlagen. General Mohr hatte ſelbſt die [redacted]onniercompagnie zur Vertheidigung wie die Infanterie verwendet. Der Abend brach ein. Von den waldigen Höhen von Montemilone drangen die Neapolitaner immer weiter herab, und es war zu befürchten, daß ſie ſich für

die Nacht ganz nahe an der Hauptſtellung feſtſetzen würden. Da befahl Bianchi, ſie in die Wälder zurückzuwerfen. Vier Bataillone gingen mit klingendem Spiel, ohne einen Schuß zu thun, zum Bajonettangriff vor, den die Neapolitaner nicht annahmen. Sie wichen bis an den Rand des Waldes zurück, und die Dunkelheit machte dem Kampf überall ein Ende. Die Neapolitaner lagerten auf den gewonnenen Höhen und im Thal, wo die gegen Arancia vorgedrungenen Colonnen bis hinter die Schluchten des Wirthshauſes von Montemilone zurückgenommen wurden. Der König begab ſich für die Nacht mit ſeinem Gefolge nach Macerata zurück; er konnte mit dem Erfolge des Tages vollkommen zufrieden ſein und zweifelte keinen Augenblick an dem vollkommenen Siege, den er im voraus durch einen Kurier der Königin melden ließ. Er konnte noch Verſtärkungen an ſich ziehen und ſandte Carrascoſa Befehl, am Morgen unverzüglich den General Neipperg anzugreifen. Dieſer hatte bereits durch ein neues Schreiben um 9 Uhr morgens, welches Bianchi gegen 2 Uhr mitten im Kampfe erhielt, dem Feldherrn die letzte Hoffnung auf ſeine Mitwirkung benommen. Ein minder feſter Charakter würde die Schlacht am folgenden Tage nicht fortgeſetzt, ſondern die Nacht zum Rückzuge benutzt haben. Bianchi vertraute aber auf den Geiſt und die Tapferkeit ſeiner Truppen

und beſchloß, das Glück der Waffen hier entſcheiden zu laſſen.

Die Legion Lecchi hatte am Abend der Schlacht in ihrem Marſche Macerata erreicht und blieb hier ſtehen, während die Gardelegion Pignatelli, welche als Reſerve zurückgeblieben, nun auch vorrückte. So hatte König Murat für den zweiten Schlachttag 25,000 Mann, wobei 3500 Reiter, mit 15 Geſchützen zur Verfügung. Kein Schlaf kam während der ganzen Nacht in ſeine Augen; er hatte ſeine Dispoſition für den erneuten Angriff ausgegeben und fürchtete nur, Bianchi könne ihm, wie die Ruſſen ſtets während des Vormarſches auf Smolensk vor drei Jahren gethan, während der Dunkelheit entſchlüpfen. Damals hatte der König, als Führer der Avantgarde Napoleon's, ſein Zelt ſtets bei den Vorpoſten aufſchlagen laſſen und in mancher Nacht daſſelbe zuweilen verlaſſen, um nach den Wachtfeuern des Feindes zu ſpähen und auf Zeichen ſeines Rückzugs zu lauſchen. Es koſtete ihn Ueberwindung, heute ſo weit vom Schlachtfelde zu bleiben. Sobald der Morgen graute, ſtieg er wieder zu Pferde und begab ſich nach der Oſteria von Montemilone, die von Macerata drei Stunden entfernt liegt. Seine Ankunft brachte das Lager in Bewegung, und die Schleichpatrouillen der öſterreichiſchen Feldwachen, welche unter Begünſtigung eines dichten Ne-

bels ſich nahe an die neapolitaniſchen heranwagten, konnten bald die ſichere Meldung bringen, daß der Feind unter die Waffen trete.

Murat bildete drei Colonnen aus ſeinen Truppen. Die erſte, unter dem Fürſten Pignatelli, beſtehend aus deſſen noch friſcher Gardelegion, verſtärkt durch eine Linienbrigade, mit Cavallerie und Artillerie, war beſtimmt, im Thale gegen Arancia vorzugehen und hier durchzubrechen; die zweite, rechts davon, unter General Aquino, welcher für den verwundeten Ambroſio die Legion befehligte, ſollte auf dem Bergrücken zwiſchen den beiden Flüſſen die Höhen von Madia, die dritte, nur vier Bataillone und einige Escadrons Chevauxlegers, jenſeits des Chienti den äußerſten rechten Flügel der Oeſterreicher angreifen, der geſtern ganz unbeachtet gelaſſen worden war. Der entſcheidende Punkt lag in der Mitte. Die Sonne hatte den Nebel ſiegreich durchbrochen, öſterreichiſcherſeits konnte man jetzt die drei Colonnen in ihrem entſchloſſenen Vorrücken wahrnehmen. Aus der mittlern, welche im Chientithal heraufdrang, löſte ſich bald eine dichte Wolke von Tirailleurs, die den ganzen Grund und deſſen Hänge bedeckte. Drei Gardebataillone folgten ihren Schützen in geſchloſſenen Colonnen, die Cavallerie der Infanterie. Weiter rückwärts waren drei Bataillone als Reſerve ſtehen geblieben. Gegen dieſen mächtigen Andrang konnte Feldmar-

ſchalllieutenant Mohr Arancia, hinter welchem eine einzige Brücke über die tiefe Schlucht von Caſſone führte, nicht behaupten, er räumte Arancia und Guiboli und zog ſich ohne Verluſt hinter das Defilé zurück, wo er, die Schlucht vor der Fronte, Aufſtellung nahm. Raſch beſetzten die Neapolitaner Arancia, ihre Batterien fuhren an den Rand der Schlucht vor, der König wies perſönlich einer derſelben die Anhöhe bei Cantogallo an, auf welcher er nun die Schlacht leitete. Von hier richteten ſeine Geſchütze ein verheerendes Feuer auf den Hof von Caſſone, den die Oeſterreicher nebſt dem Gehölz beſetzt hielten. Er erkannte wiederum mit ſcharfem Soldatenblick den Schlüſſel der feindlichen Stellung, welcher die Schlucht beherrſchte und den Uebergang ſchwierig machte. Auf dieſen Punkt ordnete er den Sturm an. Die Garden überſchritten die Schlucht unter dem Feuer ihrer Artillerie und nahmen das Gehöft und den Wald nach mehrmals wiederholtem Angriff, wobei es zu einem erbitterten Bajonettkampf kam. Murat ließ ſofort zwei Kanonen hierher bringen, welche die Oeſterreicher im Thale lebhaft beſchoſſen, während die Batterie von Cantogallo ihr Feuer auf die feindlichen Plänkler am Abhange der Hauptſtellung richtete. Die Garden nebſt der Cavallerie drangen nun längs der Chauſſee weiter gegen Tolentino vor.

Aber der öſterreichiſche Feldherr wußte, daß ein Durchbrechen des Feindes im Thale verhängnißvoll werden mußte, und ließ daſſelbe mit äußerſter Anſtrengung vertheidigen, ſodaß es ihm gelang, das Gefecht hier zum Stehen zu bringen. Auf den Höhen nahm der Kampf eine andere Wendung. General Aquino, welcher Ambroſio's Legion jetzt befehligte, bekundete weder Einſicht noch Muth. Die Truppen der rechten Flügelcolonne gingen entſchloſſen vor; ihre Tirailleurs drangen aus dem Walde von Montemilone bis nahe an die öſterreichiſche Stellung und eröffneten ein heftiges Feuergefecht; die Soutiens, auch das Unterſtützungsbataillon folgten raſch in das Freie, aber das Gros wurde von Aquino im Walde zurückgehalten und die Entfernung zwiſchen ihm und den im Kampf begriffenen Abtheilungen wuchs immer mehr. Da ließ Bianchi, dies bemerkend, das Regiment Chaſteler, in Maſſe geſchloſſen, mit klingendem Spiel zum Bajonettangriff aus der Stellung vorbrechen und warf die einzige hier verfügbare Dragonerescadron dem feindlichen Bataillon, das allein den Tirailleurs gefolgt war, in die rechte Flanke. König Murat, der von dem Hügel bei Cantogallo auch das Gefecht ſeines rechten Flügels überſchauen konnte und bereits einen Ordonnanzoffizier an Aquino, deſſen Unentſchloſſenheit ſeinen Zorn reizte, mit ſtrengen Befehlen abgefertigt hatte, hob ſich

hoch in den Steigbügeln, als er ſah, daß die Oeſterreicher aus der Vertheidigung zum Angriff übergingen. Der Erfolg konnte kaum zweifelhaft ſein. Vor den geſchloſſenen Bataillonsmaſſen mußten die lockern Tirailleurſchwärme weichen, die funkelnde Helmreihe der Dragoner ſtürzte jetzt im geſtreckten Lauf auf das Bataillon, das ſofort zerſtäubte. Was die Waffen nicht niederwarf, wurde niedergehauen — Alles das Werk eines Augenblicks. Der König hatte den letzten Moment nicht abgewartet, er war zu den Schwadronen gejagt, welche im Thalgrunde der Colonne gefolgt waren. „En avant!" rief er ſchon von weitem, wie er in Momenten des Affects immer die franzöſiſche Mutterſprache auch gegen ſeine Italiener gebrauchte. Die Reitermaſſe ſetzte ſich ſogleich in Trab und Murat führte ſie ſelbſt den Abhang hinauf, um ſeiner geworfenen Infanterie zu Hülfe zu kommen, damit ſie den ſchützenden Wald ſicher erreichen könne. Aber die Berghalde war auf dieſer Seite moraſtig und die Cavallerie mußte ihr Vorhaben aufgeben; übel zugerichtet erreichten die Reſte der Zerſprengten den Wald und die Oeſterreicher kehrten in ihre Stellung zurück. Auch auf dem andern Flügel jenſeits des Chienti hinderte das Terrain, welches nur Fußpfade bot, den Angriff der Neapolitaner, obgleich der König von ſeiner in Macerata zurückgebliebenen Reſerve noch die Brigade Majo zur Ver-

ſtärkung ſeiner Flügelcolonne dorthin beordert hatte. General Majo benahm ſich nicht beſſer als Aquino, zerſplitterte ſeine Kräfte und wurde ebenfalls durch einen Offenſivſtoß der Oeſterreicher zurückgedrängt.

Der Mittag war herangekommen, als der König den Hauptangriff auf die feindliche Stellung auf den Höhen von Madia richten ließ, da er im Thale nicht mehr durchzubrechen hoffte. Dort konnte er 8000 Mann verwenden, während die Oeſterreicher nur drei Bataillone und eine Escadron und kein Geſchütz hatten; die Höhe war für Kanonen unzugänglich. Mit voller Siegeszuverſicht beobachtete jetzt Murat von ſeinem Hügel bei Cantogallo das Vordringen ſeiner Waffen. Um gegen einen unvermutheten Reiterangriff geſchützt zu ſein, hatte Aquino die Infanterie in große Vierecke, jedes zu zwei bis drei Bataillonen, formirt. Plötzlich donnerte ein Kanonenſchuß auf öſterreichiſcher Seite, der König blickte überraſcht auf, er ſah die Colonnen ſeiner Legion ſtutzen. Hatte der Feind durch ein Wunder Geſchütze auf jene Steile gezaubert? Nicht durch ein Wunder, ſondern einfach, indem Bianchi gegen manchen Widerſpruch, welcher im Fall eines Unglücks den Verluſt der Kanonen befürchtete, den Befehl gegeben hatte, eine halbe Batterie, zwei Kanonen und eine Haubitze, in Rohre, Laffeten und Protzen auseinander zu nehmen und hinaufzutragen,

oben aber wieder zuſammenzuſetzen, womit man kurz vor dem Angriffe zu Stande gekommen war. Der Moment der Ueberraſchung hatte mächtig gewirkt, doch wurden die Oeſterreicher lebhaft von der Batterie bei Cantogallo beſchoſſen, und die Vierecke, in Schachbretform geordnet, mit Tirailleurs in den Intervallen, gingen trotz des Kartätſchenfeuers wieder vor. Bianchi war in Perſon zur Stelle; ſeine Gegenwart ermuthigte die Truppen. Als das vorderſte Viereck näher gekommen war, machte es, ſtatt mit gefälltem Bajonett anzuſtürmen, Halt und eröffnete ein ſchlechtgezieltes Flintenfeuer, das gar nicht erwidert wurde. Von dieſer Kaltblütigkeit betroffen, ſtellten die Neapolitaner ihr Schießen ein und beide Theile ſtanden ſich ein paar Minuten gegenüber. Der König war außer ſich; er hatte ſeinen Liebling unter den Ordonnanzoffizieren, den jungen Herzog von Caspoli, zu Aquino geſchickt, um ihn anzufeuern; er wußte, daß der kühne Jüngling ſich an die Spitze des erſten Vierecks geſetzt haben würde, um es in ſeinem Namen zu führen; vermochte auch dieſer nichts mehr? In dieſem Augenblick erſchienen ein paar feindliche Reiterſchwadronen, die aus dem Chientithal heraufgekommen waren; ſie gingen ſofort zur Attake. Es war der General Baron Taxis, der ſie herbeigeführt. Zugleich ließ Bianchi Sturmmarſch ſchlagen und das Regiment Chaſteler abermals in der

Fronte vorrücken. Faſt in demſelben Moment erſtieg auch General Eckhardt mit einem Bataillon und einem Zuge Huſaren von der andern Seite, aus dem Potenzathal, die waldigen Höhen und drang gegen Montemilone vor, um den Rücken der Neapolitaner zu bedrohen. Da ſank ihnen der Muth. Das vorderſte Viereck lief auseinander, kein Zuruf, keine Klinge der Offiziere vermochte ihre Flucht nach dem Walde aufzuhalten; der ritterliche Herzog von Caspoli fand dabei ſeinen Tod; er war kaum zum Jünglinge erwachſen. Auch das zweite Viereck löſte ſich auf; die beiden andern, welche weiter zurückgeſtanden, konnten noch halbgeordnet ihren Rückzug antreten. Auch ſie wären zerſprengt und die ganze Legion vernichtet worden, wenn Baron Taxis mit der Cavallerie, um ſie abzuſchneiden, nicht in die Gebüſche viel zu weit links gegangen wäre, ſtatt auf feſtem, ebenem Boden geradeaus in den fliehenden Feind einzuhauen. Bianchi ſah es mit Unwillen und ſchickte ihm einen Adjutanten nach; der Moment war aber unwiederbringlich verloren.

Mit welchen Gefühlen ſah König Murat von ſeinem Hügel die Niederlage ſeines rechten Flügels! Aber es ſollte noch mehr auf ihn einſtürmen, um ſeine Seelenkraft auf die härteſte Probe zu ſtellen. Wie im vorigen Jahre bei jenem Landhauſe vor Piacenza, als er mit Colletta den Angriff auf die Feſtung berieth, zwei Boten zugleich

anlangten, welche ihm die Kunde von Napoleon's Sturz brachten — eine Schreckenskunde für ihn trotz ſeines Scheinkriegs — ſo wiederholte ein dämoniſches Spiel des Zufalls heute daſſelbe Ereigniß. Faſt in dem Augenblicke, als er mit Grimm und großer Beſorgniß die Flucht ſeiner Truppen zum Walde von Montemilone ſah und nun die letzte Hoffnung ſchwand, dem Gefecht im Thalgrunde, das noch immer im heftigen Feuer unterhalten wurde, eine günſtige Wendung zu geben, trafen mitten in der Schlacht zwei Kuriere bei dem Könige ein. Der eine kam vom General Montigny aus den Abruzzen und meldete, daß die Défilés von Antrodocco nicht länger zu behaupten geweſen und daß auch die Citadelle von Aquila übergeben worden ſei. Freilich ſchrieb der zaghafte Landsmann Murat's nicht, daß er jene ſtarke Stellung auf die bloße Nachricht vom Anmarſch des Feindes verlaſſen und daß der Commandant von Aquila ebenfalls ohne Noth die Feſtung geräumt habe. Dennoch war der König, der ſo etwas ahnen mochte, außer ſich und ließ die weitere Meldung über den unruhigen Geiſt der Bevölkerung, welcher einen Aufſtand befürchten laſſe, nicht als Entſchuldigung für den Rückzug Montigny's gelten. Der zweite Kurier, vom Kriegsminiſter Macdonald geſandt, berichtete, daß die Oeſterreicher am Garigliano, dem Grenzfluſſe, erſchienen ſeien

und in der Hauptſtadt die äußerſte Niedergeſchlagenheit herrſche, auch daß in Calabrien bereits wieder einzelne Aufſtände ſtattgefunden, welche nur mit Mühe vor der Hand unterdrückt worden.

Als Murat die verhängnißvollen Depeſchen geleſen hatte, fühlte er den Boden unter ſich ſchwanken; ein verſäumter Moment konnte ihn unrettbar vernichten. Welche Fehler man ihm auch vorwerfen konnte, Unentſchloſſenheit in der Gefahr gehörte nicht dazu. Die Schlacht mußte ſchleunigſt abgebrochen, der Rückzug angetreten werden, um ſich mit Carrascoſa zu vereinigen und dann die Armee über das Gebirge an den Volturno zu führen, deſſen ſtarke Vertheidigungslinie er in Verbindung mit Macdonald's Truppen, der ſogenannten Armee des Innern, zu halten hoffte. Dieſer Gedanke ſchwebte ihm jetzt aber nur dunkel vor, die nächſte Nothwendigkeit war der Rückzug auf Macerata. Dazu ertheilte er die nöthigen Befehle. Zur Aufnahme der weichenden, zum Theil aufgelöſten Colonnen rückte die noch in Macerata ſtehende Brigade Medici vor, aber der Feind war bei der Verfolgung Aquino's ſchon auf den Kreuzweg im Thalgrunde gelangt und ſchnitt ihr den Rückzug ab, ſodaß auch dieſe Brigade, zugleich in der Fronte durch zwei Bataillone angegriffen, zerſprengt und zerſtreut wurde. Graf Millet, der Chef des Generalſtabes, ſandte

dem Fürſten Pignatelli, der im Thale noch die ſtarke Stellung inne hielt, auf einem Zettel den ſchriftlichen Befehl, ſogleich nach Monte-Olmo abzuziehen, ließ aber ſofort durch einen Ordonnanzoffizier mündlich beſtellen: Nicht vor der Nacht! Dem Fürſten ſchien es aber gerathener, ſich an das geſchriebene Wort zu halten, und trotz des Einſpruchs ſeiner Regimentscommandanten verließ er ſeine Poſition, wo er mit den Garden den Feind länger aufgehalten und den Rückzug gedeckt haben würde. Der König warf die Cavallerie nochmals der ungeſtüm drängenden Verfolgung entgegen; ſie kam bald in Unordnung zurück. „Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht ſtellen, Orkum!“ donnerte er den Führer des erſten Regiments an, dem er, in Perſon vorſprengend, im vollen Zurückjagen begegnete. Orkum zeigte ſtumm auf ſein ſtrömendes Blut; er hatte einen Hieb in das Geſicht bekommen. Murat achtete nicht darauf; er ordnete ſchnell einen Verhau an, um die Schlucht, welche ſich von der Oſteria der Sforza Coſta zum Chientifluß ſenkt, zu ſperren; er ſprang dabei vom Pferde und legte ſelbſt Hand ans Werk, während ſchon eine feindliche Schwadron herankam und ihre Plänkler auf ihn und ſeine wenigen Begleiter ſchoſſen. Der öſterreichiſche Feldherr beſtrafte nachher den Rittmeiſter, welcher dieſe Escadron führte, daß er den König nicht gefangen ge-

nommen habe, was ihm bei mehr Entſchloſſenheit wohl gelungen wäre. Murat hatte unterdeſſen Geſchütze auf den Rond der Schlucht bringen laſſen, unter deren Feuer ſich ſeine Cavallerie wieder ſammeln und der Rückzug fortgeſetzt werden konnte. Die Dämmerung ſenkte ſich nun in das Thal und die weitere Verfolgung wurde eingeſtellt. Der glorreichſte Sieg gegen die Uebermacht war errungen, aber bis zur völligen Vernichtung des Feindes reichte die Kraft nicht aus. In Macerata ſammelte Murat ſein geſchlagenes Heer, und wenn er ſchon die vorige Nacht in fieberhafter Ungeduld ſchlaflos zugebracht hatte, mit welchen ſchrecklichen Gefühlen durchwachte er die heutige! Noch ließ ſich der Verluſt ſeines Heeres nicht überſehen, aber wie bedeutend er auch ſein mochte, ſchlimmer war die Entmuthigung der Truppen, von der er ſich zuletzt überzeugt hatte, und die Unfähigkeit oder der böſe Wille ſeiner Generale. Dieſer trat bei der Berathung hervor, welche er noch in der Nacht mit ihnen hielt. Wenn die Marſchälle Napoleon's es gewagt hatten, dem Kaiſer, als er noch Herr von Frankreich war, den Gehorſam aufzukündigen, warum nicht die neapolitaniſchen Generale ihrem Könige, deſſen Sache ſie für rettungslos verloren anſahen? Nur gingen ſie dabei auf italieniſchen krummen Wegen, und bei den ärgerlichen Auftritten, zu denen es kam, behauptete der

König wenigſtens die äußere Autorität. Der Zuſtand der Armee wurde ihm aber in dem traurigſten Lichte geſchildert; General Lecchi erklärte ihm geradezu, daß ſeine Legion ihm nicht mehr gehorche, und auch in der Ambroſio's, wie ihr jetziger Führer Aquino berichtete, war Unordnung und Widerſpenſtigkeit eingeriſſen. Während dieſer unheilvollen Beſprechung tobte draußen der Sturm und ſtrömte eiſiger Regen; auf die Hitze des vorigen Tages war plötzlich, wie es zuweilen im Apennin geſchieht, ein Umſchlag zur Kälte erfolgt, ſodaß man ſich in ein nordiſches Land verſetzt glaubte, und dieſe Schrecken des Wetters dienten dazu, die Stimmung der geſchlagenen Truppen in ihren Bivouaks noch mehr herabzudrücken.

Der Rückzug war nur noch längs der Küſte auf Pescara möglich; er wurde am frühen Morgen angetreten. Von einer Ordnung konnte keine Rede mehr ſein. Die Armee marſchirte in zwei Colonnen auf Parallelſtraßen, heftig verfolgt von den Oeſterreichern, welche nun durch die Vereinigung mit Neipperg auf 22,000 Mann angewachſen waren und vier Colonnen bildeten, deren eine ſchon gegen Rom abrücken konnte, um Terracina zu gewinnen. Macerata wurde angegriffen, noch ehe die Wagen und Pferde des Königs und ſeiner Miniſter in Sicherheit waren, ſodaß ein Theil davon erbeutet

wurde. Eine Colonne unter General Starhemberg kam der neapolitaniſchen Nachhut unter Majo zuvor und ſchnitt ſie ab. Die Wuth der Elemente hatte mit dem anbrechenden Tage nicht nachgelaſſen, ſondern tobte fort; die Wege wurden immer beſchwerlicher und die Märſche zum Theil bei Nacht ausgeführt, um Vorſprung vor dem Feinde zu gewinnen; dadurch ſtieg die Auflöſung der Armee ſo, daß nur noch Carrascoſa's Legion, welche bei Tolentino nicht mitgefochten hatte, in guter Ordnung blieb. Die Soldaten ließen ſich haufenweiſe fangen. Selbſt die Garden löſten ſich auf; truppweiſe nur noch marſchirend, erreichte das Heer den Tronto und Pescara, wo es ſich einigermaßen ſammelte, um nun die Küſte zu verlaſſen und auf der großen Straße landeinwärts zur Vereinigung mit Macdonald's Truppen an den untern Garigliano und Volturno zu ziehen.

In Pescara erfuhr Murat, daß der Prinz Cariati, ſein Geſandter beim Congreß, nach Neapel zurückgekehrt ſei und die Unmöglichkeit eines Vergleichs mit den verbündeten Monarchen berichtet habe. Sie hatten den König von Neapel wegen ſeines Friedensbruchs des Throns für verluſtig erklärt und mit Ferdinand IV. einen Allianztractat abgeſchloſſen, in welchem ſie ihm unter gewiſſen Bedingungen das Königreich Neapel zugeſtanden.

„Wenn ich untergehen ſoll“, rief Murat mit funkelnden Augen, „ſo will ich wenigſtens als Soldat mit den Waffen in der Hand ſterben!“ Aber dieſe Hoffnung mußte ja im nächſten Moment, wenn er an den Zuſtand ſeines Heeres dachte, in ihm ſinken. Nur ein Stern ſtrahlte ihm noch in der Dunkelheit, die ihn mehr und mehr umnachtete; es war der Glücksſtern Napoleon's! Wenn der Kaiſer ſiegte, wenn es ihm wenigſtens gelang, ſich auf dem wiedergewonnenen Throne durch einen billigen Friedensſchluß zu behaupten, ſo konnte er ja ſeinen Schwager, der für ihn ſofort das Schwert gezogen hatte, nicht fallen laſſen. Doch auch dieſer letzte Stern der Hoffnung ging in trüben Wolken unter. Durch Cariati erfuhr der König, daß Napoleon den übereilten Krieg ſeines Schwagers im höchſten Grade mißbillige, da er die angeknüpften Unterhandlungen nur erſchwere und die Monarchen reize, ſodaß, wenn ſie dieſelben zurückwieſen und der erneute Kampf unglücklich für das Kaiſerreich ausfalle, Murat die Schuld an deſſen Sturze beizumeſſen ſei. Da biß der König die Lippen zuſammen und blickte eine Weile ſtarr vor ſich hin.

„Es kommt Alles anders!“ rief er endlich. „Das Glück, das mir ſtets hold geweſen iſt, wird mich nicht ganz verlaſſen.“

In Pescara durfte er ſich nicht länger aufhalten,

als das Sammeln ſeiner zerſtreuten Truppen erforderte; er mußte raſch weiter auf der Straße, die über das Gebirge führt, ziehen, weil ihm Bianchi an der Spitze ſeiner Cavallerie dieſelbe über Aquila ſchon zu verlegen drohte. In Aquila erhielt Neipperg mit andern diplomatiſchen Aufträgen eine Depeſche vom Fürſten Metternich, durch welche er ermächtigt wurde, dem Könige Joachim — dieſen Titel geſtand ihm Kaiſer Franz ausdrücklich noch zu! — einen Jahrgehalt von einer Million Gulden gegen freiwillige Entſagung des Throns anzubieten, doch ſolle er vorher Bianchi's Meinung darüber hören. Bianchi erklärte augenblicklich, daß dieſer Antrag zu unterlaſſen ſei, da Murat keinen Widerſtand mehr leiſten könne. Neipperg war ſchon im voraus derſelben Anſicht geweſen. Ob Murat, wenn er von dem Erbieten der Verbündeten etwas erfahren hätte, daſſelbe angenommen haben würde? Nach ſeinem Charakter iſt es zu bezweifeln, da er ſpäter unter viel verzweifeltern Umſtänden ein ähnliches ausſchlug. Auch England war gewillt, den König mild zu behandeln, wie ein Schreiben von Lord Burgherſh (ſpäter Lord Weſtmoreland, Geſandter in Berlin, dann in Wien) an Bianchi noch gegen Ende Mai bewies, aber dieſer energiſche Feldherr wollte von Zugeſtändniſſen an den Feind, den er niedergeworfen hatte, nichts mehr wiſſen.

Es war eine traurige Heerschau, die letzte seines Lebens, welche Murat am 11. Mai zu Popoli hielt, wo er durch Carrascosa wieder 14,000 Mann mit 16 Geschützen zusammengebracht hatte. Ohne Rast ging er in einem vierzehnstündigen Marsch über das hohe Gebirge. Seine zuchtlosen Truppen überließen sich den größten Excessen und Gewaltthätigkeiten im eigenen Lande. Noch hegte der König die Hoffnung, sich mit der Armee des Innern vereinigt an den Wasserlinien der Westküste behaupten zu können, aber Manches hatte, sobald er die Nachricht von der Niederlage bei Tolentino erhalten, schon die Grenze verlassen und war von Nugent bei San-Germano angegriffen worden, während Major d'Aspre über Ponte-Corvo ihn umgangen hatte, sodaß seine Infanterie sich gänzlich zerstreut und er nur mit der wenigen Cavallerie und zwei Geschützen sich nach Capua rettete. Hierher war der König im Anmarsch. Bianchi folgte ihm auf dem Fuße, um sich seinerseits mit Nugent zu vereinigen und dann gerade auf Neapel zu marschiren. Am 15. Mai erließ er eine Proclamation, in welcher er die Besitznahme des Königreichs Neapel für seinen rechtmäßigen König Ferdinand verkündigte, den Einwohnern Sicherheit der Person und des Eigenthums verhieß und alle Militärs, welche ihrem legitimen Monarchen den Eid der Treue schwören würden, in ihren Graden und

Würden bestätigte. Ein Aufruf von großer Wirkung im Lande!

Murat, der alles Vertrauen auf sein Heer verloren hatte, griff jetzt zu dem letzten Mittel, das immer wieder bis auf unsere Tage versucht worden ist, wankende Throne zu stützen, immer mit demselben elenden Erfolge, ja mit dem Fluche der Lächerlichkeit, einem Mittel, das selbst der gewaltige Napoleon in den hundert Tagen seiner Herrschaft von 1815 nicht verschmäht hat; er bot dem Volke eine freisinnige Constitution! Um sie als längstbeschlossen darzustellen, wurde ihr das Datum vom 30. März gegeben, obgleich sie erst am 12. Mai geboren wurde. Glaubte er wirklich, die Neapolitaner, welche nur dem Glücke, dem Sieger zujauchzen, würden sich auf dies Blatt Papier wie ein Mann für ihn erheben zu einem Volkskriege, wo er so viele heimliche Gegner im Lande hatte und der Abfall, der Verrath täglich die Reihen seiner Anhänger lichtete?

Er hatte jetzt die noch verfügbaren Streitkräfte bei Capua aufgestellt. Die Legion Carrascosa stand am Gebirge bei Venafro, die vierte bei Mignano, das Gardegrenadierregiment in Sessa, der Rest in Capua, das Hauptquartier des Königs war in Caserta. Kein Land Europas kann sich, den neuen Louvre in Paris ausgenommen, eines größern und schönern Schlosses rühmen, als

König Karl III. zu Caſerta vor hundert Jahren erbaut hatte; ein rieſiges Viereck, faſt 400 Schritt lang und 300 Schritt tief, in allen Marmorarten prangend, von einem Portikus mit hundert Säulen durchſchnitten, umgeben von herrlichen, weitausgedehnten Gartenanlagen mit Waſſerkünſten, die von einer ſechs Meilen langen Waſſerleitung auf kühn gebauter Brücke über das Thal von Maddaloni geſpeiſt werden. Aber für all dieſe Pracht und Herrlichkeit, welche ſonſt der Neigung des Königs ſo ſehr zuſagte, hatte Murat jetzt keinen Sinn, ſie mahnte ihn zu ſchrecklich an ſein Unglück; er zog ſich für ſeine Perſon mit geringer Umgebung nach dem nahgelegenen Städtchen San-Crucio zurück, wo er die Meldungen und Berichte empfing und gegen ſeine Art raſtlos über Entwürfen brütete, ohne zu einem Entſchluß kommen zu können.

Fünftes Kapitel.

Die Entthronung.

Der Siegesnachricht, welche der König nach den errungenen Vortheilen des ersten Tages von Tolentino seiner Gemahlin zugeschickt hatte, war die Enttäuschung, die bitterste Enttäuschung nur zu schnell gefolgt. Die Königin hatte jene Kunde sogleich ihrer Mutter und Schwester mitgetheilt, welche darüber in die lebhafteste Freude versetzt worden waren; der Cardinal Fesch hatte sie darin bestärkt, verwöhnt wie er war durch die lange Reihe von Siegesnachrichten seines kaiserlichen Neffen aus früherer Zeit. Das Mißtrauen Karolinens, die den Tag nicht vor dem Abend loben wollte, wurde schon nach zwei Tagen bestätigt, und nun jagten sich die Unglücksbotschaften. Der König war besiegt und verfolgt; das Heer, wie er schrieb, löste sich auf, aus den Provinzen gingen die schlimmsten Nachrichten ein, das Volk wurde unruhig, die Carbonari erhoben immer frecher das Haupt, General Manches, der nur gegen wehr-

loſes Volk und elende Briganti Muth gezeigt und ſich einen Namen durch den Fluch ſeiner Opfer gemacht, hatte die Grenze verlaſſen, ohne einen Schuß zu thun. Von allen Seiten drohte Gefahr, jede Ausſicht verdunkelte ſich, jede Hoffnung ſchwand, das Reich ſchien unwiderruflich verloren.

In dieſer furchtbaren Lage bewährte ſich die Seelenſtärke der Schweſter Napoleon's. Sie ſorgte vor allem für die Sicherheit der Verwandten, welche bei ihr eine Freiſtatt geſucht; in Frankreich allein bei dem Kaiſer war noch Heil zu finden; ſie traf Anſtalten für ihre ſichere Ueberfahrt. Als die Gefahr immer näher rückte, trennte ſie ſich auch von ihren Kindern, welche ſie unter guter Bedeckung nach der ſtarken Feſte Gaëta ſandte. Der Prinz Cariati war eben angekommen und hatte Audienz bei ihr, auch der General Colletta, vom Könige geſchickt, befand ſich dabei; ſie ſprach mit den beiden Männern feſt und ruhig, aber das Mutterherz forderte ſeine Rechte, als die Kinder tief betrübt von ihr Abſchied nahmen. Nur mit Anſtrengung bewahrte ſie äußerlich ihre Faſſung, tröſtete die Geliebten, zwang ſich zu einer heitern Miene und ſprach ihnen Hoffnung ein, die ſie nicht theilte. Der ergreifende Augenblick war vorüber, die Königin bebte ſichtlich und es herrſchte ein Schweigen im Zimmer, das die beiden tief bewegten

Zeugen nicht zu unterbrechen wagten. Dann fing ſie wieder an von Staatsgeſchäften zu ſprechen und wandte ſich beſonders an Colletta; ſtatt Manches müſſe ein entſchloſſener General das Commando an der Grenze erhalten, welcher den Feind über den Liri zurückwerfe, um den gefährdeten Rückzug des Königs aus den Abruzzen zu erleichtern. Sie nannte Macdonald, den Kriegsminiſter, und Colletta pflichtete ihr bei. Da kam der Herzog von San-Teodoro, welcher die königlichen Kinder zu den Wagen begleitet hatte, zurück, meldete, daß ſie abgereiſt ſeien, und erzählte weinend, was ſie dabei gethan und geſagt.

„O halten Sie Ihre Thränen zurück!“ unterbrach ihn die Königin erſchüttert. „Es iſt für mich nicht Zeit, mich weichen Gefühlen hinzugeben!“ Sie faßte ſich gewaltſam und führte die Conferenz zu Ende.

Als Cariati das Cabinet der Königin verließ, fand er im Vorzimmer den Prinzen Camillo Angri, der ihm früher mit Inſtructionen vom Könige zum Wiener Congreß nachgeſchickt worden war. Er grüßte ihn mit fragender Miene; Angri erwiderte den Gruß unbefangen und ſchien die Frage nicht zu bemerken; zu einer Beſprechung war nicht Zeit, denn der Kammerherr vom Dienſt rief den Wartenden in das Cabinet.

„Treten Sie näher, Prinz Angri“, ſagte die Köni-

gin, als er ſich tief vor ihr verneigte. „Es iſt mir ein Bedürfniß, in dieſem ernſten Augenblicke auch die Anſichten eines ſo treuen Freundes des Königs zu hören. Sie ſind es doch?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihn mit einem ſcharfen Blicke in das Auge faßte.

„Wodurch habe ich bei Ew. Majeſtät dieſen Zweifel verſchuldet?“ erwiderte er.

„Verzeihen Sie mir! Wo Alles wankt, was bisher feſt wie Felſen zu ſtehen ſchien, überraſcht uns oft ein Zweifel, auch wo ſeine Beſtätigung am ſchmerzlichſten wäre! Ich glaube ja nur zu gern, daß Sie das Vertrauen des Königs unter allen Umſtänden gerechtfertigt haben. Sie kennen die ganze Größe der Gefahr, von welcher er bedroht iſt?“

Camillo glaubte die Frage bejahen zu dürfen.

„Die Armee, die er geſchaffen hat, die ihm Alles verdankte, ihre ehrenvolle Stellung im Lande, Vortheile jeder Art und das Höchſte, den Ruhm vor Europa, wie hat ſie dem Könige gelohnt? Ich gebe den Truppen nicht die Schuld, wohl aber den Leuten, denen er die Führung anvertraute! Mit Wohlthaten hat er ſie überhäuft, viele aus der Niedrigkeit emporgezogen. Die Elenden! Mehr als einer iſt ſchon zum Verräther an ſeinem Herrn geworden!“ Sie mäßigte die heftige Sprache, in welcher ſich der Geiſt der Bonaparte verrieth und fuhr

dann fort: „Jetzt hat der König an ſein Volk appellirt. Glauben Sie, daß es ihm antworten wird?“ Das bittere Lächeln, welches dieſe Frage begleitete, verrieth, wie ſie ſelbſt darüber dachte; ihr war der Schritt ihres Gemahls, im Momente, da er ſelbſt am Rande des Abgrunds ſtand, eine freie Verfaſſung, gleichſam von der Noth ihm abgerungen, zu proclamiren, ebenſo fruchtlos als unwürdig erſchienen. Camillo antwortete in ihrem Geiſte.

„Vor zwei Jahren, noch beſſer in der Zeit des Friedens, hätte dieſer hochherzige Entſchluß, weil er aus vollkommener Freiheit des Willens entſprungen wäre, vielleicht Großes bewirken, dem Throne des Königs eine Unterlage von Granit, aller Stürme ſpottend, verleihen können, jetzt —“

„Jetzt nicht mehr!“ unterbrach ihn die Königin. „Und auch damals nicht! Der Granit, auf welchen der Thron eines Herrſchers ſich ſtützen muß, iſt die eigene Kraft. Wehe dem, der ihn auf die leicht bewegliche Menge, die dem Sande der Dünen, der Meereswoge gleicht, bauen will! Ich weiß, Sie denken anders. Vielleicht kommen Sie einſt auch zu der Einſicht, daß Ihre ſchönen Ideen Phantome, Seifenblaſen ſind; mögen Sie dieſe Erfahrung an dem Volke, für das Sie ſchwärmen, nicht zu bitter erkaufen! Wenn das Heer den König verläßt und das Volk ſeinem Geſchenke mit Gleichgültigkeit, ja

mit rebelliſchen Zeichen antwortet, was glauben Sie, kann noch geſchehen, um der Kataſtrophe vorzubeugen? Sprechen Sie frei."

„Kampf bis zum letzten Athemzuge, wenn er noch möglich iſt, oder eine ehrenvolle Capitulation", erwiderte Angri.

„Und für den letzten Fall — doch wir wollen den Ereigniſſen nicht vorgreifen!" ſagte die Königin. „Seien Sie überzeugt, daß der König den Degen nicht niederlegen wird, ſolange ihm noch die Möglichkeit des Kampfes gegeben iſt. Was aber kann noch geſchehen, um den innern Feinden, ja, Prinz Angri, den innern Feinden, ſolange der Kampf nicht entſchieden iſt, den Fuß auf den Nacken zu ſetzen, den der König in ſeiner Milde nur allzu ſchnell wieder zurückgezogen hat? Ich weiß, Sie haben ihm dazu gerathen! Beſiegte Feinde mag man ſchonen, Reumüthigen, die ſich unterwerfen, von Herzen vergeben, aber der Natter, die man zertreten wollte, das Leben ſchenken, damit ſie die Ferſe, welche ſchon über ihrem Kopfe ſchwebte, mit giftigem Stachel treffen kann? Verſtehen Sie ſich auf Chiffreſchrift, Prinz Angri?" Sie nahm aus einem Portefeuille, das vor ihr lag, ein zerknittertes, nicht ganz ſauberes Papier und reichte es dem über ihre plötzliche Frage betroffenen Camillo.

Es war ſein Brief, welchen er Mas' Antonio in

geheimer Sendung anvertraut hatte; er sah es auf den ersten Blick. Als er ihn aus der Hand der Königin empfing, raffte er seine ganze Geisteskraft zusammen; er fühlte, daß ihre Augen brennend auf ihm ruhten, er war sich bewußt, daß ein Zucken in seinen Mienen bei ihrer überraschenden Frage ihr nicht entgangen sein konnte.

„Wissen Ew. Majestät, von wem dies Schreiben ist, an wen gerichtet?" fragte er, nun in vollkommener Selbstbeherrschung.

Karoline Murat warf — ihm einen vernichtenden Blick zu, wie nur der ihres Bruders einen Schuldigen hatte bis in das Mark treffen können. „Sie wissen es nicht?" entgegnete sie. „Lassen Sie sich sagen, Prinz Angri, daß ich noch im letzten Moment der Herrschaft, die man mit allen Mitteln schändlicher Hinterlist zu untergraben bemüht gewesen ist, die Macht besitze, einen Verräther zu bestrafen; noch gehorchen die Commandanten der vier Castelle von Neapel meinem Worte, und kein Soldat wird sich weigern, das Urtheil eines Kriegsgerichts zu vollstrecken. Ich weiß aber, nicht der Tod ist für einen stolzen Geist die härteste Strafe, sondern Verachtung! Behalten Sie dies Billet und reisen Sie ab, nach Calabrien, nach Sicilien, wohin Sie wollen!"

„Majestät!" rief Camillo, der während ihrer letzten Worte erblaßt war.

„Wollen Sie leugnen, daß Sie dies Billet geſchrieben haben?“ rief die Königin.

„Ew. Majeſtät haben mich einen ſtolzen Geiſt genannt“, erwiderte Camillo mit bebender Stimme; „ich will und kann keine Lüge vor Ihnen ausſprechen. Wie auch dieſes Billet in Ihre Hände gekommen und durch wen die Anklage gegen mich erhoben worden iſt, leugnen mag ich es nicht, daß ich es geſchrieben habe. Wollen Ew. Majeſtät mir nicht Glauben ſchenken, daß mein Beweggrund geweſen, meinem Könige einen ſpätern Vorwurf über die Gewaltthat, die ich verhindern wollte, zu erſparen, ſo muß ich es tragen.“

„Die ſchöne Phraſe nehme ich für das, was ſie iſt! Reiſen Sie, ich gebe Ihnen noch zwei Stunden Sicherheit in Neapel!“ Sie winkte entlaſſend mit ſtrenger und kalter Miene, und Camillo mußte wiederum alle Kraft aufbieten, um ſich beim Durchſchreiten der Vorgemächer, wo viele Augen neugierig in ſeinen Mienen forſchten, ſich nicht zu verrathen. Sein einziger Gedanke war: Entwaffnet! In dem Augenblicke, wo das Gebäude der beſtehenden Macht im Zuſammenſturz begriffen, wo es möglich war, durch eine große That den künftigen Geſchicken des Landes eine Grundfeſte zu geben, den König Murat inmitten ſeiner Garden ohne Schwertſtreich gefangen zu nehmen, unberechenbar, für welche Erfolge!

wo ſich dann auch dem ſtolzen Sieger wie dem hinter deſſen Schilde gedeckt ſich nahenden Bourbon hohe Bedingungen ſtellen ließen, in dieſem entſcheidenden Augenblicke war Camillo, der ſich Alles ſchon klar vorgezeichnet, ſeine Freunde wie ſeine Werkzeuge bereit hatte, entwaffnet, durch das Wort einer Frau! Sie wußte, daß er ihr Feind war, ein Verräther an ihrem Herrn und König, ſie konnte ihn vernichten, und ſie gab ihn frei. Er nannte es eine kindiſche Schwäche, daß er ſich dadurch ſeiner Ehre gemäß für gebunden hielt; hatte er es vorher mit ſeiner Ehre verträglich gehalten, des Königs Vertrauen mit Treuloſigkeit zu lohnen, wie kam er jetzt auf einmal zu ſo zarten Gewiſſensſkrupeln? Aber er konnte ſie nicht überwinden, er fühlte ſich zur That entnervt. Ob er abreiſen oder der Drohung, die ihm nur zwei Stunden Sicherheit gewährte, trotzen ſolle, war ihm nur im erſten Momente zweifelhaft, dann entſchied er ſich dafür, Neapel zu verlaſſen; in wenigen Tagen mußte ja doch hier die Kataſtrophe einbrechen, und dann ſtand ſeiner Rückkehr nichts im Wege, wie er ſich dann auch nicht mehr für gebunden erachten konnte. Wohin er ſich wenden ſollte, war ihm auch bald klar. Er hatte daran gedacht, zu ſeinem Vater zu gehen und ihn um eine Freiſtatt in der Villa Angri zu bitten, welche er ihm, wenn er das Motiv hörte, nicht abgeſchlagen haben würde;

hatte er ſie dem Briganten gewährt, warum nicht dem eigenen Sohne, wie fern er ihn auch in letzter Zeit wieder von ſich gehalten hatte! Aber ein anderer Gedanke, der ihm zuſagte, weil er kühn und liſtig zugleich war, hatte ihn ſchnell beſtimmt; er wollte keineswegs nach Calabrien fliehen, ſondern dem Könige gerade entgegengehen, ihm ſagen, was rathſam ſchien, und dort die letzte Agonie ſeines Sturzes mit Augen ſehen. Als er zu dieſem Entſchluſſe gekommen war und die Anſtalten zur ungeſäumten Abreiſe befohlen hatte, richtete ſich ſein Geiſt auf die Frage, wie die Königin in den Beſitz ſeines Geheimniſſes gekommen ſei. Zwar konnte er nur unbeſtimmte Vermuthungen hegen, ein Spiel von unglücklichen Zufälligkeiten für möglich halten, aber dennoch, wie von Ahnung oder dunkler magnetiſcher Kraft getrieben, flogen ſeine Gedanken ſtets auf einen Punkt und formten ſich ein beſtimmtes Bild, den Gaukler von Reggio! Ihm war es, als verkünde ihm ein Seherblick des Geiſtes, der auch Verhülltes in Zeit und Raum zu durchdringen vermag, daß nur Emilio, gleichviel auf welche Weiſe, zum Verräther an ihm geworden ſein könne, und in ſeiner Seele erwachte das ganze glühende Rachegelüſt des Italieners. Mit der Waffe in der Hand war von Emilio keine Rechenſchaft zu fordern, keine Genugthuung zu erlangen. Camillo ſtarrte lange vor ſich

hin, ſeine Lippen waren auf die Zähne gepreßt, ſeine Hände krampfhaft geballt; wenn ihn jetzt der Jüngling geſehen hätte, welcher ſonſt den edlen und hohen Geiſt in ſeinen Zügen bewundert hatte, wie ſehr würde er vor ihm erſchrocken ſein! Die Uhr vom nahen Thurme riß ihn endlich aus dem finſtern Brüten über böſen Gedanken; ſie mahnte ihn, daß keine Zeit mehr zu verlieren ſei. Der Wagen wurde gemeldet; er ſprang auf, doch ſein lahmer Fuß, den er ganz vergeſſen zu haben ſchien, verſagte ihm faſt den Dienſt, ſodaß er ſich zum Wagen führen laſſen mußte. An der Hausthür traf er einen Cavalier der Königin, deſſen Anblick ihn ſtutzen ließ. „Kommen Sie zu mir?“ fragte er faſt rauh. Der Cavalier überreichte ihm ein Billet. „Von Ihrer Majeſtät!“ ſagte er. „Widerruf!“ war Camillo's erſter Gedanke. Aber das Billet enthielt nur die Worte: „Der König weiß Alles. Karoline.“ — „Haben Sie ſonſt noch Befehle?“ wandte ſich Angri an den Cavalier. „Wenn ich deren hatte, ſo ſind ſie durch Ihre Abreiſe erledigt“, erwiderte dieſer. Camillo verſtand ihn; wahrſcheinlich ſollte er ihn, im Falle er nicht abreiſte, verhaften laſſen. Er erſuchte ihn kalt, der Königin ſeine Ehrfurcht zu melden, und ließ ſich ohne weitern Aufenthalt von dem Diener in den Wagen helfen, der mit ihm fortrollte. Bis zum Thore wollte er ſich entſchließen, ob er trotz des

königlichen Handbillets den Weg nach Capua oder die Straße nach Salerno einſchlagen ſolle.

Die Ereigniſſe in Neapel entwickelten ſich immer ſchneller. Im Golf erſchien plötzlich ein engliſches Geſchwader von zwei Linienſchiffen und zwei Fregatten und ſetzte die Stadt in die äußerſte Beſtürzung, da man ein Bombardement fürchtete. Nicht lange, ſo ſteuerte ein Boot unter Parlamentärflagge dem Hafen zu; es überbrachte ein Schreiben des Commodore Campbell an die Regentin, in welchem er die Auslieferung aller Schiffe und alles Seematerials forderte und für den Fall der Weigerung allerdings mit einem Bombardement drohte. Karoline Murat nahm das Schreiben ruhiger auf, als man hätte erwarten ſollen; ſie berief ſogleich einen Miniſter- und Staatsrath und legte ihm das Schreiben des britiſchen Commodore vor. Der Polizeiminiſter erklärte, daß der Inhalt der Depeſche bereits in der Stadt bekannt ſei, wenigſtens die darin enthaltene Drohung und daß er ſich nicht getraue, einen unvermeidlichen Volkstumult zu unterdrücken. In gleichem Sinne ſprach der Intendant und rieth, im Intereſſe des Volks ſich in das Unvermeidliche zu fügen. General Colletta war dagegen für Widerſtand und glaubte nicht, daß die feindlichen Schiffe ſich in das Feuer der Hafenbatterien wagen würden; er hielt das Ganze nur für eine leere Drohung. Meh-

rere Andere unterſtützten ſeine mannhafte Anſicht. Aber die Regentin ſprach: „Mag die Gefahr übertrieben ſein, ſo iſt die Furcht in der Hauptſtadt doch einmal vorhanden, und die aufrühreriſchen Elemente in der Bevölkerung können darin einen Vorwand zur offenen Empörung finden. Noch hat England, wenn es auch den Waffenſtillſtand aufgekündigt hat, keine Feindſeligkeiten begonnen; es iſt für den König von großer Wichtigkeit, die Zahl ſeiner Feinde nicht zu vermehren. Wenn das Verfahren des Commodore Campbell von ſeiner Regierung gebilligt wird und dieſe nach dem Gewaltſchritt, einen feierlich abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand gebrochen zu haben, ſich vor ganz Europa durch einen zweiten die Schande aufladen will, den Schrecken eines Volks zu mißbrauchen und ihm ſeine Marine zu rauben, ſo wird die Geſchichte darüber richten. Ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen, Neapel der Zerſtörung preiszugeben, und beauftrage Sie, Prinz Cariati, mit dem Commodore zu unterhandeln.“ Damit wurde die Sitzung aufgehoben und Cariati erhielt noch ſeine geheimen Inſtructionen. Die Königin hatte ſich nicht allein durch die Rückſichten auf Neapels Wohl beſtimmen laſſen, ſondern ſie mußte nach den letzten Nachrichten, die von Caſerta eingegangen waren, auch an die Sicherheit ihrer eigenen Perſon und ihrer Kinder denken.

Cariati begab ſich an Bord des engliſchen Linienſchiffs, auf welchem der Commodore ſeine Flagge aufgezogen hatte, und bewährte wieder ſeine ganze Geſchicklichkeit in Unterhandlungen. Er theilte dem Briten mit, daß im Miniſterrathe die Partei des Widerſtandes die Oberhand habe, geſtützt auf militäriſche Autoritäten, und daß die Regentin, wenn die Forderungen nicht ermäßigt würden, auf keinen Fall darauf eingehen könne. Campbell, welchen die Verantwortung eines wirklichen Angriffs auch zu groß erſchien, ließ ſich durch Cariati's Vorſtellungen herabſtimmen, und es kam der Vertrag unter Bedingungen zu Stande, welche nur eine Beſchlagnahme der Marine bis zu beendigtem Kriege, das Aufhören aller Feindſeligkeiten zwiſchen England und Neapel und, was der Regentin unter den gegenwärtigen Verhältniſſen die Hauptſache war, für die Königin, ihre Kinder und Begleitung mit allem Eigenthum nach ihrer Auswahl Sicherheit zur Ueberfahrt nach Frankreich, oder wohin ſie zu gehen wünſchte, feſtſtellten. Sie ſetzte ihren Gemahl ſogleich von dieſem Vertrage in Kenntniß und bereitete nun Alles für den letzten Moment vor, da ſie die Hoffnungen des Königs auf eine günſtige Wendung der Dinge nicht mehr theilte.

Murat glaubte noch immer ſich mit 15,000 Mann hinter dem Volturno halten zu können; die Feſtungen

Ancona, Pescara, Capua, Gaëta waren noch von seinen Truppen besetzt — Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Es konnten unerwartete Ereignisse eintreten, welche die Kugel der Fortuna wieder für ihren alten Liebling in günstiges Rollen brachten. Vierzehn Tage waren seit dem Unglück von Tolentino vergangen; der erste niederschlagende Eindruck auf sein Gemüth hatte sich abgeschwächt und neue hochfliegende Pläne gingen schon weit über die jetzige Bedrängniß in eine ungemessene Ferne hinaus. In dieser Weise hat sich Joachim Murat bis zu seinem letzten Augenblicke bekundet.

Die Nacht vom 16. zum 17. Mai war im Scheiden, als plötzlich das Lager der vierten Legion bei Mignano alarmirt wurde; der Feind hatte die Vorposten angegriffen und geworfen und kam in stürmischer Verfolgung mit ihnen zugleich in das Lager, das auf diese Weise vollständig unvorbereitet überfallen wurde. Eine unglaubliche Verwirrung entstand; wohl wirbelten die Trommeln Generalmarsch, riefen die Hörner und schmetterten die Trompeten, aber jeder Ueberfall ist mit dem Schrecken im Bunde; die Dunkelheit, das Geschrei, die Schüsse, schon im Lager, das Einhauen feindlicher Reiter, Alles diente dazu, die Bemühungen der Offiziere, ihre Truppen zu ordnen und Widerstand zu leisten, nach kurzem Ringen völlig zu Schanden zu machen. Es war der

Major Baron d'Aſpre, der mit vier Compagnien und zwei Schwadronen dieſen glücklichen Ueberfall ausgeführt hatte, ein ſchönes Lorbeerblatt in ſeiner ruhmvollen Laufbahn, welche ihn noch vierunddreißig Jahre ſpäter unter Radetzky zu einer unvergänglichen Siegeskrone führte.

Schon waren die Neapolitaner in wilder Auflöſung, alle Truppentheile gemiſcht, Flucht und Rettung ihr einziges Streben; da raſſelte noch in geſchloſſener Colonne, wohlgeordnet, ein Cavallerieregiment heran, das nicht im Lager geſtanden, ſondern in nahen Dörfern cantonnirt hatte. General Pignatelli-Cerchiara jagte der dunkeln Maſſe mit neuer Hoffnung entgegen. „Sie dennoch, Graf Orkum? Trotz Ihrer Wunde?" rief er dem Oberſten zu und gab ihm die Richtung an, in welcher er attakiren ſollte, um den Feind, der ſeinerſeits auch völlig auseinander gekommen war, zurückzuwerfen und ſo den Fliehenden Luft zu ſchaffen, damit ſie endlich zum Stehen gebracht und wieder geordnet werden könnten. Vergebliche Hoffnung! Die Schwadronen, welche beherzt genug dem Führer bis hierher gefolgt waren, ſtutzten, als ſie die gänzliche Auflöſung der Ihrigen an dem Tumult und Getöſe der nächtlichen Flucht erkannten; das Terrain, das ihnen der General zum Angriff gewieſen, wurde immer ſteiler, plötzlich ſchallte ihnen der donnernde Hufſchlag einer feindlichen Cavalleriemaſſe in ge-

ſtreckter Carrière und das wohlbekannte Schlachtgeſchrei der Ungarn entgegen; da warteten Orkum's Reiter den Zuſammenſtoß nicht ab, nur wenige Offiziere ſtürzten ſich, dem tapfern Oberſten folgend, in den Feind, ihre Leute warfen ſich herum und jagten in aufgelöſten Schwärmen mit verhängtem Zügel zurück, ritten zum Theil ihre eigene fliehende Infanterie nieder und zerſtreuten ſich in alle Winde. Als der Morgen graute, war von der ganzen neapolitaniſchen Legion, welche Tags zuvor faſt noch 6000 Mann gezählt hatte, nichts mehr zu ſehen, als was gefallen oder gefangen war, alles Uebrige hatte ſich verlaufen und die vereinzelten Offiziere konnten nichts thun, als ſich mit den Verſprengten, die etwa noch zu ſammeln waren, zu Carrascoſa's Legion oder nach Capua zu retten.

General Carrascoſa übernahm es, dem Könige die verhängnißvolle Meldung, welche ihm wahrſcheinlich ſchon durch Flüchtlinge zugekommen war, an Stelle des Fürſten Pignatelli, der ſich durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt hatte, durch eine ausführliche Darſtellung der jetzigen militäriſchen Lage zu vervollſtändigen. Er fand den König in der höchſten Aufregung, aber nicht, wie er erwartet hatte, von Zorn entbrannt, zu den äußerſten Entſchlüſſen geneigt, ſondern geradezu fremden Rathes und Troſtes bedürftig. Carrascoſa konnte ihm Beides

nicht ſpenden. Er hatte höchſtens noch 5000 Mann und 2000 Pferde, auf welche er ſelbſt kein rechtes Vertrauen mehr ſetzte; er hielt zwar noch mit ſeiner Avantgarde das nördliche Ufer des Volturno, den wichtigen Vereinigungspunkt der Straßen von Rom und Pescara beſetzt, konnte jedoch nicht mehr hoffen, ſich daſelbſt zu behaupten.

Murat vergaß über dieſen Auseinanderſetzungen einen Moment das ganze politiſche Mißgeſchick, das ihn mehr als das kriegeriſche gebeugt hatte, und brach auf einmal in die heftigſten Vorwürfe gegen den Führer der vernichteten Legion aus, den er vor ein Kriegsgericht ſtellen und erſchießen laſſen wollte, weil er ſich habe überfallen laſſen.

„Kann das nicht den größten Feldherren geſchehen?“ entgegnete Carrascoſa. „Iſt es nicht Friedrich dem Großen bei Hochkirch widerfahren und Ew. Majeſtät in Rußland bei Winkowo?“

Dieſe Erinnerung hörte Murat nicht gern, aber ſie wurde hier durch die ſchmeichelhafte Zuſammenſtellung gemildert und erreichte ihren Zweck. Er fuhr zwar im erſten Moment auch gegen Carrascoſa ungnädig auf und bedeutete ihn, es ſei doch ein großer Unterſchied zwiſchen dieſen Fällen, in denen die überfallenen Truppen durch ihre Feldherren ſogleich geordnet worden und

ſich ruhmvoll behauptet hätten, und der unerhörten Schmach von Mignano, welche eine ganze Diviſion vom Erdboden hinweggefegt, aber nachdem er ſich darüber ausgeſprochen hatte, wurde er wieder ruhiger. „Einige Offiziere haben ihre Schuldigkeit gethan“, ſagte er. „Iſt über den Grafen Orkum etwas Gewiſſes eingegangen?“

„Sie haben dieſen tapfern Offizier verloren, Sire“, erwiderte Carrascoſa. „Kurz, ehe ich mein Lager verließ, meldete ſich ein Standartenträger ſeines Regiments, der dem Commandeur, als Alles umkehrte, muthig gefolgt war, in der Hoffnung, die Mannſchaft durch das geheiligte Feldzeichen mit ſich fortzureißen —“

„Nennen Sie mir dieſen Braven, er hat den Offiziersrang und das Kreuz verdient!“ rief Murat. „Orkum iſt alſo gefangen?“

„Todt, Sire!“ erwiderte der General. „Er iſt an der Seite jenes Braven gefallen.“

Der König ſchwieg einen Moment; in ſeinen Zügen machte ſich eine tiefe Bewegung ſichtbar; hatte er dem Deutſchen wirklich eine ſo große Zuneigung geſchenkt? „Er iſt zu beneiden!“ ſagte er endlich mit einem ſchweren Seufzer. „Wäre auch mir ein ſo ſchöner Tod auf dem Schlachtfelde beſchieden geweſen!“

Dann ging er ſchnell auf die allgemeine Lage der Dinge über, welche er ſeinem General in ſcharfen Zügen

darſtellte. An einen längern Widerſtand im Felde gegen den übermächtigen Feind, der immer neue Verſtärkungen an ſich zog, war nicht mehr zu denken, die Feſtungen, die noch beſetzt waren, konnten ihn noch weniger aufhalten, als die Feſtungen an der Weichſel, Oder und Elbe vor zwei Jahren die Verbündeten in ihrem Siegesmarſch nach dem Rhein aufgehalten hatten. Sechs Provinzen hatten ſich ſchon für die Bourbons erklärt; der zweite Sohn des Königs Ferdinand, Don Leopold von Salerno, war im Feldlager der Oeſterreicher angekommen und hatte Manifeſte an das neapolitaniſche Volk erlaſſen, welche den Geiſt der Milde und Verſöhnung athmeten und ihren Eindruck nicht verfehlen konnten. Durch die geheimen Geſellſchaften waren dieſe Manifeſte überall gedankenſchnell verbreitet worden. Durfte der König trotz der freiſinnigen Verfaſſung, die er dem Volke verheißen, auf eine Erhebung zum Verzweiflungskampfe für ihn unter ſo hoffnungsloſen Umſtänden rechnen? Er glaubte zwar feſt, daß er der allgemeinen Liebe des Volks genieße, weil er ihm ſo viele Wohlthaten während ſeiner Regierung gebracht — und dieſer gefährliche Irrthum hat ihn ſpäter in den Abgrund des Verderbens geſtürzt — aber in dieſem Moment ſagte er ſich, daß es Uebermenſchliches fordern hieße, vom Volke eine Anſtrengung zu erwarten, wo das Heer aufgelöſt,

der Feind im Lande, die englische Flotte im Golf von Neapel und die sicilianische Macht zu einer Invasion bereit sei. Die Meldungen seiner Gemahlin über die innern Zustände und den abgeschlossenen Vertrag mit dem Commodore Campbell ließen ihm keinen Zweifel mehr, und die Vorfälle der letzten Nacht, wo eine ganze Legion vor wenigen österreichischen Compagnien, ohne zu fechten, zerstäubt war, sagten ihm, daß er inmitten seines Heeres für seine Person nicht mehr sicher sei. Gefangenschaft war der entnervende Gedanke, der seine gewohnte Thatkraft lähmte. Ihn gefangen zu nehmen mußte das ganze Bestreben des Feindes sein, aus Haß und Rache sowohl, als um den Kaiser Napoleon, zu dem er sich begeben konnte, seines Arms zu berauben. Er fürchtete den Verrath in Neapel, in der Stadt wie im Palast. Wem durfte er noch trauen, da ihm die Königin Karoline gemeldet hatte, daß Camillo Angri, den er für seinen treuesten Anhänger gehalten, von ihr entlarvt worden sei! Im ersten Moment war er über die Nachgiebigkeit gegen die übermüthigen Forderungen des britischen Commodore heftig aufgebraust; jetzt segnete er den Entschluß seiner klugen Gemahlin, der wenigstens seiner Familie Sicherheit gewährte. Er faßte nun auch seinen Entschluß, der gebieterischen Nothwendigkeit sich für den Augenblick bis auf bessere Zeiten

zu fügen. Er übertrug daher den Heerbefehl an den General Carrascoſa und wartete den Abend ab, um ſich heimlich nach Neapel zu begeben.

In den Zeiten der Bourbons wäre es möglich geweſen, durch die dunklen Straßen unbemerkt zum Palaſt zu gelangen; Murat hatte aber ſeiner Hauptſtadt eine taghelle Erleuchtung gegeben, und das Volk, das in den Straßen mit gewohnter Sorgloſigkeit die Nachtfriſche durchſchwärmte, erkannte ihn trotz ſeiner einfachen Kleidung und grüßte ihn mit lebhaftem Zuruf, wie ſonſt. Er kam gewiß, die Engländer aus dem Hafen zu verjagen, wie er einſt gethan, als er ihnen ſogar das Felſeneiland Capri, deſſen Feſte ſie für unbezwinglich gehalten, mit einer Handvoll Soldaten, wenn auch nur für eine Zeit lang, entriſſen hatte! Das laute Zujauchzen der Menge traf ihn wie ein belebender elektriſcher Schlag. „Ja, mein treues Volk!“ rief er für ſich. „Muß ich dich jetzt verlaſſen, ſo ſoll es nicht für immer ſein. Du ſollſt deinen König wiederſehen, er wird dich zum Siege führen.“

Im Palaſt eilte er ſogleich in das Zimmer der Königin, welche ihn mit heißem Schmerze empfing und umarmte. „Das Glück hat uns verrathen!“ ſagte er, von ihrem Anblick erſchüttert. „Alles iſt verloren!“ Dieſe troſtloſen Worte gaben ihr die nur einen Moment

verleugnete Seelenſtärke wieder. „Nicht Alles“, erwiderte ſie, „wenn wir die Ehre und unſere Standhaftigkeit bewahren!“ Die Unterredung zwiſchen beiden war nur kurz; es galt, die weitern Verfügungen zu treffen, die er mit den Miniſtern und wenigen Getreuen beſprechen mußte.

Bei der Armee wurde nun das Schickſal von Neapel entſchieden. Bianchi ließ ſchon am folgenden Morgen Carrascoſa's Vortruppen in den Brückenkopf von Capua zurückwerfen und traf Anſtalten, den Volturno unterhalb Capua zu überſchreiten, um durch eine raſche Bewegung den Feind von der Hauptſtadt abzuſchneiden. Er hatte ſein Hauptquartier in einem Landhauſe an der Straße von Gaëta nach Capua genommen, welches der Familie Lanza gehörte und davon die Caſa Lanza genannt wurde. Am Morgen des 19. Mai war er eben im Begriff, zu Pferde zu ſteigen, um die Mauerreſte einer uralten Brücke im Volturno bei Solipaca, welche ſich leicht zum Uebergange herſtellen ließen, zu recognosciren, als ihm der öſterreichiſche Generalconſul in Neapel, der ſich von dort kommend bei den Vorpoſten eingefunden hatte, angemeldet wurde; als Ueberbringer wichtiger Nachrichten, ließ er ſagen. Bianchi gab die Recognoscirung auf und empfing den Conſul im Beiſein der Generale Neipperg und Starhemberg, zu

denen ſich noch Lord Burgherſh geſellte, der bereits der Schlacht von Tolentino beigewohnt hatte. Der Conſul war aber nur gekommen, dem neapolitaniſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Duca di Gallo, Bahn zu brechen, denn dieſer folgte ihm faſt auf dem Fuße. Bianchi nahm dieſen mit feinſter Höflichkeit auf, erklärte ihm jedoch ſogleich ſehr beſtimmt, er könne und wolle ſich nicht auf diplomatiſche Verhandlungen einlaſſen; er ſei nur Soldat und werde als ſolcher handeln. In ſeinen Augen ſei der Krieg beendigt, denn es bedürfe nur noch des Volturnoübergangs und die Hauptſtadt ſei erobert. Der König möge einen General bevollmächtigen, um durch eine Militärconvention die Uebergabe des Landes und der Feſtungen zu regeln. Vergebens ſtellte der Miniſter Murat's vermittelnde Anträge, Bianchi ließ ſich nicht darauf ein, ſondern erklärte weiter, daß er weder die Feindſeligkeiten einſtellen, noch auf einen Waffenſtillſtand eingehen werde.

Schweren Herzens kehrte der Miniſter nach Capua zurück, wo er den General Carrascoſa von dem ſchlechten Erfolge ſeiner Sendung benachrichtigte, und eilte dann nach Neapel, um die fernern Beſchlüſſe ſeines Herrn zu vernehmen. Der König war gefaßt, er hatte nichts Anderes erwartet; er ſelbſt als Soldat an der Spitze einer ſiegreichen Armee würde nur ſo gehandelt haben

wie der öſterreichiſche Feldherr. Für kriegeriſche Verhältniſſe hatte er ſtets das reinſte Verſtändniß. Er wählte denn für die Friedensunterhandlungen den Prinzen Cariati, für den Abſchluß der Militärconvention den General Colletta zu ſeinen Bevollmächtigten und ſagte jenem, daß er nichts für ihn, ſondern Alles für den Staat, dieſem, daß er nur für die Ehre der Armee und die Ruhe des Volks zu erlangen ſuche, was möglich ſei.

„Ich will die ganze Laſt des Unglücks auf mich allein nehmen!“ ſchloß er.

Um acht Uhr morgens am 20. Mai erſchien der General Carrascoſa, als Oberbefehlshaber der neapolitaniſchen Armee, vom Könige durch Colletta mit Inſtructionen verſehen, bei den öſterreichiſchen Truppen, welche er ſchon im Anmarſch gegen den Volturno traf, deſſen Ufer ihre Vorpoſten beſetzt hielten. Er wurde mit ſeinem Begleiter Colletta nach der Caſa Lanza geführt, wo die Conferenzen ſogleich begannen. Lord Burgherſh betheiligte ſich an denſelben. Die Unterhandlungen waren ſehr bewegt und ſtanden mehr als einmal auf dem Punkte, abgebrochen zu werden. Gleich nach Beginn der Sitzung hatte Carrascoſa durch einen Ordonnanzoffizier aus Capua, der ihm nachgeſendet worden, die Meldung erhalten, daß die Oeſterreicher bereits in der Nacht den Volturno an zwei Punkten überſchritten hätten und gegen

die Regii Lagni, alſo ſchon gegen die Rückzugslinie ſtreiften, aber dennoch hatte der General ſtandhaft ſeine Forderungen feſtgehalten, ſolange er noch die Möglichkeit ſah, etwas davon zu erlangen. Endlich, als die Zeit drängte und die höchſte Gefahr im Verzuge war, gab er nach, und Colletta neapolitaniſcher-, Neipperg öſterreichiſcherſeits wurden beauftragt, die Militärconvention, wie ſie nun vereinbart worden war, in beſtimmte Artikel zu bringen. Um vier Uhr nachmittags kam die Uebereinkunft zu Stande; von ihren dreizehn Artikeln und ſechs Zuſatzpunkten war die Hauptbeſtimmung: „Ein Waffenſtillſtand iſt abgeſchloſſen. Am 21. rückt die öſterreichiſche Armee in Capua ein, am 22. geht dieſelbe bis Capo di Chino bei Neapel; am 23. beſetzt ſie die Hauptſtadt.“ General Carrascoſa hatte eingewilligt, das ganze Königreich dieſſeits der Meerenge mit Ausnahme der Feſtungen Ancona, Pescara und Gaëta, auf welche ſeine Inſtruction nicht ausgedehnt war, dem Könige Ferdinand zu überliefern und ſeine Truppen, die Reſte der neapolitaniſchen Armee, nach Salerno zurückzuziehen, wo ſie durch General Ambroſio reorganiſirt werden ſollten. In allen dieſen Verhandlungen war des Königs Joachim Murat gar nicht gedacht, als ſei er nicht mehr vorhanden!

Noch am Abende deſſelben Tages erhielt der entthronte Monarch die Nachricht von der abgeſchloſſenen

Convention. Sein Schickſal war darin ganz unbeſtimmt gelaſſen; die Beſorgniß vor Verrath und Gefangenſchaft erwachte wieder in ſeinem Geiſte und er verlor keinen Augenblick mehr, um ſich dieſer Gefahr zu entziehen. Der Abſchied von ſeiner Gemahlin bewegte ihn tief; er mußte ſich von ihr und ſeinen Kindern trennen, wenn er ſich ihnen erhalten wollte. Karoline Bonaparte, wie ſchmerzlich auch ſie ergriffen war, bewies wiederum ihre Seelenſtärke und mahnte ſelbſt zum Aufbruch.

„Leb' wohl, Du tapferes Herz!“ ſagte er. „Grüße unſere geliebten Kinder! Auf ein glückliches Wiederſehen!“

Der Rathſchluß des Herrn über Leben und Tod hatte es jedoch anders über das unglückliche Königspaar verhängt; ſie ſollten ſich nur im ewigen Lichte wiederfinden.

Sechstes Kapitel.

Ischia und Neapel.

Bei ſpäter Abendzeit glitt ein kleines Fahrzeug, von wenigen Perſonen beſetzt, durch die Gondeln und Barken, welche in ungewöhnlicher Ruhe im Hafen lagen, während auch das laute, fröhliche Treiben, das ſonſt am ganzen Ufer weit hinaus ſich regt, verſtummt oder doch gedämpft ſchien. Nur in der Stadt hörte man das Getöſe, das Rollen der Wagen und den Lärm des Volks wie früher, aber es war jetzt nicht der luſtige, harmloſe Sinn, der den Neapolitaner beherrſcht, ſondern die Unruhe und Aufregung, oder die Furcht vor den kommenden Ereigniſſen, welche ſich kund gab. Auf dem Golf lag ſchon tiefe Dunkelheit; nur den Kiel des kleinen Fahrzeugs umſpielte ein magiſches Licht, das aus der Flut emporſtieg; eine feurige Furche bezeichnete hinter ihm noch eine kurze Strecke den Weg, den das Schifflein genommen hatte. Dort lagen die ſtolzen Eichenwälle Albions, wie die Briten mit Selbſtgefühl ihre

hochbordigen Kriegsſchiffe zu nennen liebten. Dieſe vermied das kleine Fahrzeug, es ſteuerte der Inſel Procida zu. Von fern konnten die Schiffer einen ähnlichen Feuerſtreif wie den ihrigen wahrnehmen; er kam ihnen entgegen und ſie hielten darauf hin, denn es war offenbar nur eine kleine Barke, welche von Procida zum Feſtlande ruderte. Beide Fahrzeuge begegneten ſich faſt Bord an Bord; die Barke wurde von einem einzigen Manne geführt, ein Weib ſaß hinter ihm; die nachtgewohnten Augen konnten deutlich ihre Umriſſe erkennen.

„Wißt Ihr etwas vom Könige?“ rief der Barkenführer den Männern auf dem Schifflein zu.

„Der König iſt guten Muthes!“ antwortete ihm eine ſtarke, klangreiche Stimme und die beiden Fahrzeuge ſchoſſen an einander vorüber. War dieſe Begegnung nicht der des Kaiſers auf der Ueberfahrt von Elba nach Frankreich ganz ähnlich? Murat, denn er war es, welcher dem Barkenführer geantwortet hatte, nahm ſie für ein glückliches Omen. Zwar floh er aus ſeinem Reiche und Napoleon war dem ſeinigen entgegengeeilt, um es wieder in Beſitz zu nehmen, aber wie es dem Kaiſer gelungen war, ſo ſollte einſt auch Neapel ſeinen zurückkehrenden Herrn empfangen, wenn das Volk die Herrſchaft der Bourbons wieder gefühlt hatte. Die nächtliche Begegnung auf der See galt ihm als ein Pfand des Schickſals.

Murat war unerkannt am Abende nach Pozzuoli geeilt und hatte ſich hier auf einem kleinen Fahrzeuge eingeſchifft, um nur erſt ſicher aus der Nähe der Gefahr zu entrinnen. An Procida vorüber ging der Lauf. Hinter dieſem Eilande erhebt ſich die reizende Inſel Iſchia aus den Fluten; ſchon zeichnete ſich der hohe Baſaltfelſen, welcher mit ſeinem Caſtelle den geräumigen Hafen beſchützt, gegen den lichtern Nachthimmel ab und bald konnte man auch die weißen Häuſer von Iſchia, dem Hauptorte der Oſtküſte, auf welche das Schiff ſeine Richtung nahm, erkennen. Der Hafen war erreicht, der Anker ſauſte in die Tiefe; Joachim Murat landete auf dem letzten Fleckchen Erde, das ihm von ſeinem großen, blühenden Königreiche für einen Tag noch geblieben war. Nach den Gemüthsbewegungen, welche ſeine Kraft erſchüttert hatten, ſehnte er ſich nach Ruhe; im Schlummer wollte er für kurze Stunden Alles vergeſſen! Es war ſchon ſo ſpät, daß es einige Mühe koſtete, ein Unterkommen zu finden; Murat hatte ſeinen Begleitern verboten, ſich und ihn zu nennen. Morgen ſollte ein größeres Fahrzeug für die Ueberfahrt nach Frankreich gemiethet werden. Als er erſt in ſeinem Schlafzimmer, nachdem er die Andern entlaſſen hatte, mit ſeinem Kammerdiener allein war, fühlte er ſich wirklich ſo guten Muthes, wie er dem Schiffer, der nach dem König fragte, unerkannt verſichert

hatte, und er legte dem treuen Diener, der ihn entkleidete, die Hand auf die Schulter. „Nicht wahr, Armand, wir werden Neapel bald wiederſehen?“

„Wie Gott will, Sire!“ antwortete der Diener mit einem Blicke auf ſeinen Herrn, in welchem ſich der tiefſte Schmerz ausſprach. Murat wollte aber dieſen Blick nicht verſtehen.

Neapel wiederzuſehen war ihm freilich ſchon am folgenden Morgen vergönnt, aber nur von fern, mit den Augen des Verbannten. Die Behörden der Inſel und der Commandant des Caſtells kamen auf die Nachricht ſeiner Ankunft, welche er nicht länger unterdrückte, ihm ihre Aufwartung zu machen; ſie erwieſen ihm noch alle königlichen Ehren, auch nachdem er ihnen eröffnet hatte, welche verhängnißvolle Wendung der geſtrige Tag durch die Convention von Caſa Lanza herbeigeführt, ja ſie ſchienen dadurch noch mehr veranlaßt, ihm ihre Anhänglichkeit und unwandelbare Treue zu beweiſen; ihnen war und blieb er der König von Neapel, und Murat konnte dieſe letzte ſchöne Erinnerung mit in das Exil nehmen. Aber er war davon auch ſo tief und mächtig bewegt, daß er — vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben! — das Bedürfniß der Stille und Einſamkeit fühlte, während ſonſt die rauſchende Hochflut des Lebens ſein Element geweſen war. Nur von Armand begleitet, verließ er das Haus und

entzog ſich bald der Aufmerkſamkeit der Bewohner des Städtchens, indem er den nächſten Pfad in das reizende Labyrinth der Weingärten einſchlug, welche daſſelbe, auf vulkaniſchem Boden immer höher aufſteigend, umgürten. Der Epomeo, der vor Jahrtauſenden die Anſiedler aus Euböa und Syrakus, welche wiederholt verſucht hatten, ſich auf der ſchönen Inſel niederzulaſſen, durch ſeine Ausbrüche vertrieb, iſt nun ſeit fünfhundert Jahren ſtill geworden, aber das Feuer in ſeiner Tiefe darum nicht erloſchen; jetzt wirkt es aber nicht mehr zerſtörend, ſondern ſegensreich auf die üppige Vegetation und hat Iſchia ſeinen herrlichen Wein und ſeine berühmten heißen Bäder gegeben. Nicht zu dieſen, wie leicht auch das nächſte zu erreichen war, richtete der Verbannte ſeinen Weg, auch nicht zu dem mühſamen Aufwege des hohen Vulkans, wo ihm die gaſtfreien Mönche von San-Niccolo mit freudiger Ehrfurcht empfangen und die herrlichſten Fernſichten auf die ganze Küſte ſeines ehemaligen Reiches gezeigt haben würden; er ſuchte eine friedliche, einſame Stelle, wo er eine Stunde ruhen und die Schwäche ſeines Herzens, deren er ſich ſchämte, ſtillen könne.

Ziemlich hoch mochte er ſchon geſtiegen ſein, in Gedanken verſunken, ohne ſich nach Armand, dem Kammerdiener, umzuſchauen, der ihm in einiger Entfernung folgte, als ſich ihm plötzlich durch das Weinlaub eine überra-

ſchende Ausſicht öffnete. Er trat auf einen Vorſprung hinaus, der einen kleinen mauriſchen Kiosk trug. Welch ein Anblick! Unter ihm lag in unbewegter Ruhe der Spiegel des Meeres; drüben zur Rechten erhoben ſich die fernen, zackigen Gipfel der calabreſiſchen Berge; am Ufer zog ſich die Kette der kleinen Städte hin, welche ſich der weitgeſtreckten Hauptſtadt anſchließen, und das prächtige Neapel mit ſeinen Thürmen und Caſtellen; dieſſeits in unmittelbarer Nähe ſchimmerte im hellen Sonnenglanz die Inſel Procida und rechts das düſtere Capri; gen Norden hätte er auf der fernen Landzunge die Felſenburg von Gaëta, wo ſeine theuren Kinder noch weilten, wahrnehmen können. Sein Blick hob ſich zum Himmel, deſſen tiefen Azur kein Wölkchen trübte, und ruhte dann in tiefem Sinnen auf der Kuppe des Veſuvs, welche eine leichte Rauchſäule in den reinen Aether aufſteigen ließ.

Da weckte ihn eine ſilberhelle Kinderſtimme aus ſeinen ſchmerzlichen Gedanken an die verlorene Herrlichkeit, und als er ſich betroffen umſah, ſtand eine Frau vor ihm, bei deren Anblick er zuſammenzuckte wie vor einer Geiſtererſcheinung. Geiſterhaft bleich war die Frau, aber von einer faſt überirdiſchen Schönheit, daß man hätte bewundernd vor ihr in den Staub ſinken mögen; ein kleines Mädchen hielt ſich an ihrem Gewande feſt und blickte halb

furchtſam, halb neugierig nach dem fremden ſchönen Manne, den es heute nicht zum erſten Male ſah, aber längſt wieder vergeſſen hatte. Er aber ſchien keine Augen für den Liebreiz des Kindes zu haben; er ſtarrte nur unverwandt der ſchönen Frau entgegen, welche bei dieſer nie geahnten Begegnung völlig die Faſſung verloren zu haben ſchien. Eine Secunde nur ſtanden ſich beide ſo gegenüber, dann wandte ſich die Frau raſch ab, zog ihr Kind an ſich und wollte fliehen.

„Auch einem Unglücklichen unverſöhnlich?“ rief er mit bewegtem Tone, und ſie kehrte ihm zögernd ihr Antlitz wieder zu, in welches nun das Blut, das zum Herzen gefloſſen war, mit tiefglühendem Purpur zurückflutete. Er nahte ihr, er bot ihr die Hand, aber ſie reichte ihm die ihrige nicht.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte ſie mit bebenden Lippen. „Warum haben Sie die Freiſtatt, die ich gefunden —“

„O fragen Sie lieber, welch ein freundlicher Genius mich hierher geführt hat, um Sie endlich, endlich wiederzuſehen, Sie um Verzeihung zu bitten, Ihr Herz, das mich einſt nicht ſo gehaßt wie jetzt, zu verſöhnen! Laſſen Sie“, fuhr er fort, indem er das Kind, das ſich erſchrocken ſträubte, vom Boden hob und an ſeine Bruſt drückte, „laſſen Sie dieſen Engel für mich bitten! Ich habe Ihr

Vertrauen getäuſcht, ich bin aber auch durch Ihren Zorn und Haß beſtraft worden, ſeit Sie mich erkannt, den König, ſtatt des einfachen —"

Sie nahm das Kind, das weinend die Arme nach ihr ausſtreckte, mit Heftigkeit von ihm hinweg und unterbrach dadurch ſeine leidenſchaftlichen Worte, was ſie bis jetzt vergebens verſucht hatte. „Ich vergebe Ihnen Alles!" ſagte ſie mit zitternder Stimme. „Ich haſſe Sie nicht mehr. Sie ſind unglücklich, ich weiß es. Aber verlaſſen Sie mich, unſere Wege dürfen ſich nicht mehr kreuzen."

„Frei ſind Sie, frei, Virginia! In Neapel werden Sie Joachim Murat nicht mehr begegnen, und der Mann, dem Sie durch das Machtwort Ihres Vaters verbunden waren, hat den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden.

„Graf Orkum!" rief ſie, von dieſer Kunde erſchreckt.

„Er hat ſeine Treue für mich mit dem Tode beſiegelt", beſtätigte Murat. „Unter den feindlichen Säbeln iſt er verblutet, an der Spitze ſeiner Schwadronen. Ein ſchöner, beneidenswerther Tod!" In dieſem Moment dachte er nicht daran, daß ſeine Worte nur halb wahr, daß Orkum von ſeinen Schwadronen verlaſſen den Tod gefunden hatte. Der Wunſch, daß auch ihm ein ehrlicher Reitertod beſchieden geweſen wäre, hatte ihn völlig übermannt.

Da wurde er durch das Rauſchen des Weinlaubs hinter Virginia aufmerkſam und erblickte ein ſchönes Mädchen, das von dorther in das Freie trat und bei ſeinem Anblick erſchrak; er erkannte daſſelbe, denn er hatte es ſchon einmal geſehen vor der Villa Angri, wo er in Begleitung des Grafen Orkum erſchienen war.

„Leben Sie wohl, Sire!“ ſagte Virginia, welche ihre Dienerin nun auch bemerkte, mit haſtigem Tone. „Gott führe Sie auf allen Ihren Wegen!“ Er reichte ihr noch einmal die Hand, und ſie verweigerte ihm die ihrige, als Zeichen der Verſöhnung, nicht mehr. Mit einem letzten Blicke auf die ſchöne bleiche Frau und das liebliche Kind, das, an ihre Bruſt geſchmiegt, ſcheu nach ihm hinüberſah, ſchied Joachim. Gedanken, die ihm zeitlebens fremd geweſen waren, Gedanken an ein friedliches, beſcheidenes Loos, fern von der Welt in glücklicher Herzensruhe, beſchlichen ſeine Seele und ſtimmten ihn trauriger als der Sturz ſeiner Macht und Herrlichkeit.

„Was bringſt Du mir, meine treue Maddalena? Wie geht es meinem Vater?“ fragte Virginia, ſich gewaltſam dem Eindrucke jenes letzten Moments entreißend, indem ſie das Kind von ihrem Arme ließ. „Hat Dich Niemand geſehen?“

„Geſehen Viele, aber Niemand erkannt“, erwiderte Maddalena, auf ihren dichten Schleier deutend, der jetzt

zurückgeſchlagen über ihre Schläfe herabhing. „Mein Oheim wußte mich auch zu hüten. Der Fürſt war nach der Stadt gefahren; er iſt wieder ganz geſund und wartet nur auf die Rückkehr des alten Königs.“

„Du haſt aber doch etwas auf dem Herzen und biſt traurig, Maddalena. Was iſt Dir? Vertraue mir's!“

„Ja, Madonna!“ ſagte das Mädchen, dem nun helle Thränen in die Augen traten. „Marco, der Arme — man hatte gar nichts mehr von ihm gehört, ſeit er ſo undankbar Ihren Dienſt verlaſſen hatte. Nun weiß mein Onkel, wo er geblieben iſt — er hat ſich gebrauchen laſſen, viel ſchlechtes und falſches Zeugniß abzulegen, verführt durch Gold und andere Verſprechungen, die man ihm doch nicht halten konnte, und da iſt ihm endlich das Gewiſſen erwacht über ſeine Schlechtigkeit gegen Euch und den Meineid, den er bei ſeinem Zeugniß geſchworen — und er hat ſich erhängt.“

Hier brach ſie in heftiges Weinen aus; die Herrin ſuchte ſie zu beruhigen und ſagte: „Du mitleidiges Herz! Wie unglücklich würdeſt Du ſein, wenn er Dir wirklich lieb geweſen wäre!“

„Ja, ja!“ erwiderte Maddalena. „Aber um meinetwillen iſt doch Alles geſchehen! Sie haben ihm verſprochen, daß ich ſeine Frau werden ſollte, und er hatte ſich dadurch verführen laſſen!“

„Wer kann das ſagen! Woher weiß Dein Oheim Tommaſo das Alles?“

„Von einem, welchem der Marco vor ſeinem Tode ſein Herz aufgeſchloſſen hat; den hat er gebeten, es meinem Oheim zu ſagen und ihm für mich einen letzten Gruß zu bringen!“

Virginia war tief bewegt; auch ſie betraf es ja, das falſche Zeugniß, zu welchem ſich der arme Burſche in ſeiner Verblendung hatte verlocken laſſen, es betraf ſie in mehr als einer Hinſicht, und ſeine ſpäte Reue mit ihrer furchtbaren That war für ſie von ergreifender Wirkung. Wie hätte ſie aber mit ihren Gedanken lange dabei verweilen können, da ihr eigenes Schickſal durch die Nachricht, welche ſie vor wenigen Minuten gehört, eine ſo entſcheidende Wendung genommen hatte? Sie hatte Orkum nie geliebt, ja ſie hatte ihn nicht einmal geachtet; ſeine rohe Natur, ſeine Geſinnung, die nicht über die eines nach Geld und Glück fahrenden Landsknechts ſich erhob, hatte ſie ſtets abgeſtoßen; ſie war gezwungen worden, ihm ihre Hand zu reichen, und hatte es in jenen Tagen der Verzweiflung in halber Betäubung gethan, aber nun der Tod dies Band zerriſſen hatte, dachte ſie doch mit mildern Gefühlen an ihn; der Tod verſöhnt Alles!

„Von meinen Verwandten oder von denen, die mir

nahe geſtanden haben, haſt Du nichts gehört?“ fragte ſie ihre Dienerin, als beide den Pfad zu der Vigne, in welcher ſie eine verborgene Freiſtatt gefunden, ſchweigend zurückgelegt hatten. „Ich meine“, ſetzte ſie mit einem Anfluge ihres frühern Stolzes hinzu, der die Annahme nicht geſtatten wollte, als ſcheue ſie ſich, ihre Frage unumwunden zu ſtellen, „den Baron Orkum, der in einem Kerker für gemeine Verbrecher ſchmachten ſoll, und ſeinen Feind, den Prinzen Emilio!“

„Mein Oheim weiß nur, daß der junge gnädige Herr nicht mehr auf dem Caſtell dell' Uovo gefangen ſitzt, ſondern gleich, nachdem ihm die Todesſtrafe erlaſſen, in ein anderes Gefängniß abgeführt worden iſt, ob in Neapel oder in der Provinz, hat mein Oheim nicht erfahren können. Der Prinz Don Emilio iſt wieder in Neapel, aber Don Camillo ſchon vor einigen Tagen abgereiſt.“

„Sind Deine Nachrichten auch gewiß?“ fragte Virginia zweifelnd. „Wie iſt es Mas' Antonio gelungen, über den Gefangenen das Alles zu erfahren?“

Ein halbes Lächeln ſpielte einen Moment um Maddalena's feinen Mund. „Einem armen, niedern Manne gelingt oft mehr als dem Mächtigen!“ erwiderte ſie. „Mein Oheim hat viele Freunde.“

„So wird ihm auch noch mehr gelingen!“ rief Vir-

ginia, in aller Lebhaftigkeit ihrer wechſelnden Gefühle aufblitzend. „Du haſt ihm doch geſagt —“

„Alles, Madonna! Auch, daß er ſchweigen ſoll.“

„Bald wird dies Schweigen nicht mehr nöthig ſein, Maddalena!“ erwiderte die Herrin. „Bald werde ich nichts mehr zu fürchten haben; die Welt und ihre Verfolgungen kann ich fortan verachten.“ Und ſie theilte ihr mit, was für ihr Schickſal von ſo großer Entſcheidung werden mußte. Maddalena hörte es mit Erſtaunen und Theilnahme; ſie richtete einen forſchenden Blick auf die Frau, welche nun zur Wittwe geworden war, und hätte gern in ihrer Seele leſen mögen. Aber Virginia entließ ſie mit dem Kinde; ſie fühlte das Bedürfniß, allein zu ſein und ihre Gegenwart und Zukunft zu bedenken.

Am folgenden Morgen verließ Joachim Murat mit ſeinem kleinen Gefolge die anmuthige Inſel, wo er noch für einen Tag königliche Ehren, die letzten, genoſſen hatte, und ſchiffte ſich auf einem größern Fahrzeuge nach Frankreich ein. Dort hoffte er von ſeinem Schwager, dem Kaiſer, mit offenen Armen aufgenommen zu werden, denn er war ſich bewußt, daß er ihm in allen Kriegen des Kaiſerreichs, ja noch früher die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte und daß in dem neuen Kriege, der in den Niederlanden eröffnet werden ſollte, Napoleon wohl einen

Feldherrn wie ihn brauchen konnte. Nach dem Siege glaubte Murat die Rückkehr auf ſeinen Thron geſichert.

Unterdeſſen ging aber die Zertrümmerung der letzten Reſte ſeiner Herrſchaft mit ſchnellen Schritten zu Ende. Als ſich in Capua am Abende des 20. Mai die Nachricht von dem Abſchluß der Militärconvention verbreitete, entſtand unter den Truppen eine dumpfe Gährung, welche ſelbſt der Autorität des Feſtungscommandanten, des Generals Pepe, und ihres Diviſionsgenerals Carrascoſa trotzte, dem ſie bisher ſtrengen Gehorſam bewieſen hatten. Der Herzog di Gallo, welcher die Unterhandlungen geleitet hatte, wurde bei ſeiner Abreiſe von Capua öffentlich inſultirt. Die erſte Legion, bis jetzt die zuverläſſigſte der ganzen Armee, war in völlige Meuterei gerathen, und als ſie beim Abmarſch kaum das Thor und die äußern Werke von Capua paſſirt hatte, lief ſie auseinander, allen Vorſtellungen, Bitten und Drohungen ihrer Offiziere ſpottend. In der Stadt entſtand ein Volkstumult. Schon verſuchten die tobenden Haufen die Gefängniſſe zu erbrechen, da ließ General Carrascoſa, welcher mit einigen Offizieren ſeines Stabes zurückgeblieben war, um die Feſtung zu übergeben, den öſterreichiſchen Feldherrn bitten, ſeinen Einmarſch zu beſchleunigen. Bianchi ſchickte ſofort zwei Schwadronen Huſaren, von denen die Ordnung bald hergeſtellt

wurde. Welches Schauſpiel bot aber die Straße nach Neapel! Der ganze Strich derſelben durch die paradieſiſche Landſchaft war mit weggeworfenen Waffen und Armaturſtücken bedeckt; die Artillerie hatte ſelbſt ihre Geſchütze und Fahrzeuge ſtehen laſſen: 22 Kanonen und 97 Munitionswagen! Das war die Armee von Neapel! Ihre Schmach iſt wie ein fluchbeladenes Erbtheil auf eine folgende Generation übergegangen und hat ſich in unſern Tagen, nur viel brennender noch, wiederholt. Damals war ſie von ihrem Könige verlaſſen, der ſie und das Land preisgegeben hatte, in jüngſter Vergangenheit brandmarkte ſie ſich durch den ſchnödeſten Eidbruch und Abfall; damals fiel die Auflöſung der ungezügelten Menge zur Laſt, deren Disciplin in ruhigen Zeiten vernachläſſigt war, heute trifft der Vorwurf des Verraths die Führer!

Das war an dem Tage geſchehen, welchen der entthronte König noch auf der Inſel Iſchia, im Angeſichte ſeiner Hauptſtadt, zugebracht hatte. Auch in Neapel wurde das Volk jetzt unruhig; die Flüchtlinge von Capua, welche über Averſa hereinſtrömten, vermehrten die Aufregung; es entſtand hier und da wilder Tumult, den zwar die Sicherheitswache, die einzige noch verfügbare bewaffnete Wehr, unterdrückte, aber für die Nacht und den folgenden Tag waren ernſtere Aufſtände zu beſorgen, und die Re-

gentin — es war der letzte Act ihrer Herrscherpflicht — er bat sich von dem britischen Commodore einige Truppen. Dieser ließ 300 englische Marinesoldaten an das Land setzen. Karoline Murat aber begab sich nun infolge ihres früher abgeschlossenen Vertrags mit wenigen erwählten Personen ihres Hofstaats an Bord eines englischen Schiffes, um das Königreich zu verlassen; die Minister Agar, Zurlo, Macdonald und einige andere hochgestellte Männer, welche sich durch allzu großen Eifer für die Dynastie Murat ausgezeichnet hatten und darum dem verkündeten Frieden der Bourbons nicht recht trauten, schlossen sich ihrer Königin an. Sie stellte jetzt das Gesuch, sich nach England begeben zu dürfen. Die Genehmigung dazu mußte erst vom Admiral Exmouth, welcher die Flotte in den sicilianischen Gewässern befehligte, eingeholt werden; darum blieb Karoline Murat noch mehrere Tage auf dem Tremendous — so hieß das britische Linienschiff im Hafen von Neapel — gewiß die furchtbarste Prüfung ihres Lebens. „Spettacolo e spettatrice delle sue miserie!" drückt sich ein italienischer Geschichtsschreiber darüber aus.

Die Hauptstadt war nun völlig sich selbst überlassen; es gab keine Regierung, keine Gewalt mehr, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten. Die 300 Engländer mußten sich begnügen, die wichtigsten und kostbarsten Ge-

bäude zu beſetzen, als der Volksaufruhr mit aller Furchtbarkeit eines Vulkans ausbrach. Durch die Hauptſtraßen ſchrie und tobte die wilde Menge, die nun ebenſo wüthend nach dem Könige Ferdinand brüllte, als ſie noch vor kurzem dem Könige Murat zugejauchzt hatte. Schon wurden hier und dort Gewaltthätigkeiten an den Häuſern der bekannten Anhänger des Entflohenen verübt; das Volk erbrach die Gefängniſſe, um die Opfer der Politik, wie ihm ſeine Aufhetzer ſagten, zu befreien, in der That aber befreite es auch Verbrecher der gemeinſten Art, welche nun die zügelloſen Schaaren vermehrten, ja ihre Führer wurden und zur eigenen halbgeſühnten Schuld neue Frevel häuften. Hinter Schlöſſern und Riegeln war weder Perſon noch Eigenthum mehr ſicher; die Polizei ſchien verſchwunden, die Sicherheitswache mit ihr; in ihren verſchloſſenen Häuſern zitterten die Beamten, deren Pflicht es geweſen wäre, die Wogen des Aufruhrs zu bekämpfen, und die Municipalität ſah die einzige Rettung nur noch bei den ſiegreichen Truppen Oeſterreichs. Eine Deputation eilte ihnen entgegen, um den feindlichen Feldherrn zu beſchwören, baldmöglichſt Neapel zu beſetzen.

Auf dem Largo di Mercato hatte die Menge jetzt ein Opfer gefunden; es war einer der thätigſten und bekannteſten Anhänger der Bonaparte, der ſchon unter König Joſeph dem Hofe nahe geſtanden, ſeitdem zwar

keine öffentliche Stellung mehr bekleidet, ſich aber durch Verfolgung und Angeberei der Briganten, der Carbonari und anderer Volksfreunde, wie man ſie nannte, bemerklich gemacht hatte. Insgeheim war er ſchon längſt der Volksrache bezeichnet worden. Er hatte ſich in verderbliche Sicherheit gewiegt, weil er durchaus nicht öffentlich hervorgetreten, ſondern ſeine Fäden im Dunkeln geſponnen, ſein ganzes Spiel, das noch andere Abſichten als die ſeiner ſogenannten Loyalität gegen die beſtehende Herrſchaft verfolgte, in tiefſter Verhüllung getrieben hatte. Darum mochte er auch in der Zeit der Kataſtrophe wieder nach Neapel gekommen ſein, wo er nichts mehr fürchtete, ſeit der Schlag, den er gegen den letzten und gefährlichſten ſeiner Feinde geführt, denſelben, wenn auch nicht ſeiner Erwartung gemäß zermalmt, doch vertrieben hatte. In unbegreiflicher Großmuth hatte die Regentin den entlarvten Verräther geſchont, indeſſen war er doch entfernt; und nun das ganze Gebäude, auf welches Don Emilio ſeine Exiſtenz geſtützt hatte, zuſammenbrach, die alte Dynaſtie zurückkehrte, kam es darauf an, ſich eine neue Poſition zu ſchaffen; dazu aber konnte am ſicherſten der Fürſt Hettore verhelfen, deſſen Integrität bei dem Könige Ferdinand über allem Zweifel erhaben ſtand. Zu dieſem Zwecke war Emilio gerade in der Kriſis nach Neapel

zurückgekommen; er hatte jedoch zweimal vergebens um Zutritt bei ſeinem Oheim gebeten. Heute in ſpäter Nacht, als das Volksgewühl ziemlich verſtummt war, das in der jetzigen Lage die Straßen unſicher gemacht, hatte er den dritten Verſuch beabſichtigt; eine Nachricht, welche er durch einen ihm bekannten Offizier erhalten, die Nachricht von dem Tode des Grafen Orkum, hatte ſeine Unruhe bis zu einem fieberhaften Grade geſteigert, da ſich neue, formloſe Zukunftsbilder daran knüpften. Alle Nachforſchungen nach Virginia's Aufenthalt waren bis jetzt fruchtlos geweſen; weder in der Roſaja, noch in ihrem Hauſe zu Neapel, noch auch in der Villa Angri, wo er unter der Hand die Dienerſchaft hatte ſondiren laſſen, hatte er irgend eine Spur zu entdecken vermocht. Daß ſeine Annahme, daß ſie mit dem jungen Orkum entflohen ſei, eine Annahme, welche nur die ihn verzehrende Eiferſucht geboren hatte, falſch geweſen, wußte er bereits ſeit längerer Zeit; er wußte, daß der Deutſche, der ihm ſo kühn den Handſchuh hingeſchleudert hatte, noch im Kerker ſaß und hoffentlich dort vergeſſen wurde, bis eine Reviſion der Gefängniſſe, mit der es unter der wiedereingeſetzten Regierung gewiß keine Eile hatte, ihn künftig einmal bei Gelegenheit an das Tageslicht ziehen würde. Bis dahin hoffte Emilio Alles errungen zu haben, was er erſtrebte. Doch in dem Moment, als er über

den Largo di Mercato fuhr, erſchreckte ihn Fackelſchein und ein wildes Volksgeſchrei, das plötzlich in einer Seitengaſſe losbrach; er gab ſeinem Kutſcher Befehl, raſch davonzujagen, umſonſt! Ihm entgegen ſchallte jetzt auch Tumult und wälzte ſich ein wilder Haufe, meiſt Lazzaroni, aber geführt von beſſer gekleideten Menſchen; der Kutſcher mußte ſeine Pferde zügeln, Emilio drückte den Hut tief in die Augen und hoffte unangefochten hindurchzukommen. Da ſchrie auf einmal eine gellende Stimme ſeinen Namen; es war wie der Funke in ein Pulverfaß. Die Meiſten wußten freilich nicht, was der Name bedeutete und wer Don Emilio Angri war, aber es genügte, daß ihn das wüthende Geſchrei Einzelner als Verräther, als Bluthund bezeichnete, um den furchtbarſten Ausbruch der Volksrache zu entzünden. Wie ein Rudel hungriger Wölfe in der Steppe ein vereinzeltes Gefährt anfällt, ſo ſtürzten die Lazzaroni über den Wagenſchlag des Prinzen her; einige fielen den Pferden in die Zügel, andere riſſen den Kutſcher vom Bock, den Wagen auf und ſtürmten förmlich Räder und Tritte, um ſich des unglücklichen Emilio zu bemächtigen. „Reißt dem Verräther das Herz aus dem Leibe! Schleift ihn zu Tode!“ war das Wuthgeſchrei hier und wenige Schritte davon unermeßlicher Jubel einer andern Volksſchaar, welche ein Opfer der Tyrannei, das ſo eben aus dem Gefängniß befreit worden war,

hier auf dem Marktplatz wiederfand und mit tobendem Jauchzen und hundert Evvivas begrüßte. Zu verkennen war ja der große schöne Mann mit dem blonden Lockenhaar nicht; ein Fremder, ein Deutscher, hatte er doch unter dem Murat geduldet und, wie es hieß, für das Volk von Neapel! Vergebens suchte er sich dem zudringlichen Jubel zu entziehen. In diesem Augenblicke mischten sich die beiden Volkshaufen an dem festgehaltenen Wagen, aus welchem soeben ein todblasser Mann gerissen wurde, ein unglückliches Opfer entfesselter Dämonen! Rasch brach sich der Deutsche Bahn zu ihm, er hatte ihn erkannt.

„Meine Freunde!" rief er mit mächtiger Stimme, und seine große, auffallende Gestalt, der Anhang, der ihm noch immer zuschrie, ließ die Menschen, welche Hand an Emilio gelegt hatten, stutzen.

„Den überlaßt mir!" rief der Fremde. „Er ist mein Feind; ich habe meine Sache mit ihm abzumachen!" Ein neues Jauchzen der Leute, die ihn befreit hatten, eine schnelle Verständigung zwischen ihnen und den Drängern Emilio's, und auch diese schrien dem Deutschen zu, der seinen Feind von ihnen zu persönlicher Rache forderte. Augenblicklich sollte er sie nehmen, sie boten ihm schon ihre Dolche an, und er suchte vergebens sich Gehör zu verschaffen. Warum zögerte er? War er

feig, wollte er ſie um ihr Opfer bringen? Wie das Wetter umſchlägt, kehrte ſich der Unwille auf einmal auch gegen ihn und beide ſchienen verloren zu ſein.

Donnernder Hufſchlag plötzlich, wie von vielen hundert Roſſen und raſſelnde Säbel, eine helle ſchmetternde Fanfare von Trompeten! Die breite Straße herauf im ſtarken Trabe öſterreichiſche Huſaren — es war ein Anblick, der die Menge plötzlich in ſcheuer Flucht zerſtäuben ließ. Wohl führte noch eine Fauſt gegen den zuſammengebrochenen Emilio einen Schlag, ſelbſt einen matten Dolchſtich, aber nur in raſender Haſt, um ſchnell vor den gefürchteten Ungarn ſich zu retten. Feldmarſchalllieutenant Bianchi hatte die Bitte der Deputation aus der Hauptſtadt um ſchleunige Truppenſendung gewährt und den Grafen Neipperg mit den Regimentern Liechtenſtein-Huſaren und Toscana-Dragoner nebſt einer Cavalleriebatterie ſogleich im Eilmarſch aufbrechen laſſen. Neipperg erreichte im Trabe die Stadt gegen Mitternacht, wo er ſogleich einzelne Abtheilungen nach den wichtigſten Plätzen und Gebäuden ſchickte. Das Verbrechen, das auf dem Largo di Mercato durch die Erſcheinung der kaiſerlichen Reiter verhütet wurde, war nicht das einzige in Neapel, deſſen Ausführung nun unterblieb. Der Offizier, welcher die Halbſchwadron führte, hielt überraſcht ſein Pferd an, als er ſich in deutſcher Sprache

von einem Manne angeſprochen hörte, der einem andern eben in einen Wagen half, wie es ſchien, von der heulend davonlaufenden Menge befreit.

„Was iſt hier geſchehen, Landsmann?“ fragte er.

„Gott und Ihnen ſei Dank, noch nichts!“ erwiderte der Deutſche. „Wird nun Sicherheit ſein?“

„Wie in Abraham's Schooß, wo wir ſind!“ rief der Offizier, ſeinen Huſaren nachjagend.

„Erholen Sie ſich, Prinz Angri“, ſagte der Deutſche zu Emilio, der ſeiner Sinne noch nicht mächtig zu ſein ſchien und ganz kraftlos in der Ecke ſeines Wagens lehnte, wie ihn jener hineingehoben hatte. „Steig' auf, Kerl!“ fuhr der Retter den Kutſcher an, welcher ſich unter die Räder verkrochen hatte und nun langſam hervorkam.

„Was wir mit einander abzumachen haben, Prinz Angri, dazu findet ſich ſpäter Zeit. Eine Ehrenſache verjährt nicht.“

Hätte Don Emilio ſeine Geiſteskräfte ſchon wieder beſeſſen, ſo würde er über dieſe Rede höhniſch gelächelt haben, er war aber keines klaren Gedankens fähig und ein tiefer Seufzer ſeine ganze Antwort.

„Wohin, gnädigſter Herr?“ fragte der Kutſcher, der jetzt die Zügel der unruhig gewordenen Pferde, welche der Fremde beim Auseinanderlaufen der Menge ſogleich

mit wunderbarer Geiſtesgegenwart ergriffen hatte, wieder auf ſeinem Bocke hielt.

Der Herr gab keine Antwort. „Fahre nur nach Hauſe!“ rieth der Fremde, und das Geſpann, das kaum noch zu bändigen war, ſetzte in Sprüngen mit dem Wagen davon.

Eine Weile ſtand der Deutſche noch ſtill, blickte unſchlüſſig nach einem Hauſe, das ihm nur zu wohl bekannt war, lauſchte auf das ferne Getöſe in andern Straßen und ſchritt dann ſeiner frühern nahegelegenen Wohnung zu, um zu verſuchen, ob er dort noch Eingang finden werde. Was hatte er erlebt, ſeit er ſie zuletzt verlaſſen hatte! Welche Nachrichten, nach denen er ſich ſehnte, ſollte ihm der folgende Morgen bringen?

Neapel war nun ruhig geworden. Der unerwartete Einmarſch der öſterreichiſchen Cavallerie hatte den Pöbel eingeſchüchtert, was die drohenden Feuerſchlünde der britiſchen Escadre im Hafen nicht vermocht hatten. Was hatten dieſe den Lazzaroni anhaben können, die kein Eigenthum zu verlieren hatten! Vor den Kugeln konnte man ſich ſchon bergen, die Reiterſäbel waren viel gefährlicher. Am folgenden Tage hielt Bianchi mit dem Gros der Armee ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt; ihm zur Rechten ritt Prinz Leopold von Salerno. Noch waren die vier Caſtelle von Neapel nicht übergeben, da-

her ſchwieg von dort der Donner der Kanonen zur Begrüßung; aber alle Glocken wurden geläutet, die Häuſer und Balkone waren mit Teppichen und Blumenguirlanden geſchmückt, Blumen regneten auf den Prinzen und den Sieger von Tolentino nieder, weiße Tücher, von ſchönen Händen geſchwungen, wehten ihnen Willkommen zu. Tauſendſtimmiger Jubel empfing die Einziehenden, die ewige durch alle Zeiten gehende Wiederholung des Volksrauſches, wer kennt ſie nicht! Zu beklagen, wer irgend einen Werth darauf legt oder darin ein Pfand ſieht auch nur für die nächſte Zukunft! Im Hafen flaggten alle Schiffe, und Karoline Murat, welche dort noch zurückgehalten wurde, verſchloß ſich in die Kajüte des Tremendous, der wie die andern ſeine Maſten und Raaen im reichſten Feſtſchmuck prangen ließ. Sie ſollte noch manche bittere Erfahrung machen, ehe ſie den Golf von Neapel verlaſſen konnte! Schon an demſelben Tage ſchwammen Barken, mit der Hefe des Volks beſetzt, um ihr Schiff und wurden ihr die gemeinſten Spottlieder geſungen.

Prinz Leopold nahm durch eine Proclamation für ſeinen Vater, den König Ferdinand, wieder Beſitz von dem Königreiche dieſſeits des Faro; er verkündigte die Rückkehr des legitimen Monarchen, forderte die Behörden dringend zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe

und Sicherheit auf und beruhigte das Volk über den Einmarsch der befreundeten kaiserlichen Truppen. Diese hatten sogleich die vier Castelle und die Kasernen besetzt und auf den großen Plätzen der Stadt starke Bereitschaften aufgestellt, von denen fortwährend zahlreiche Patrouillen durch die Straßen entsendet wurden, um jeden Aufruhr oder Exceß niederzuschlagen. Ein Theil der leichten Truppen war ohne Aufenthalt weiter marschirt, um nach Calabrien zu rücken, wo man trotz der ausgesprochenen bourbonischen Gesinnung noch einzelne Unruhen besorgte, denen der Feldherr durch mobile Colonnen begegnen wollte. Graf Neipperg wurde zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt.

Die Entscheidung, auf welche Karoline Murat noch warten mußte, traf endlich ein; sie lautete ungünstig für ihre Wünsche. Lord Exmouth verweigerte ihr Gesuch, sich nach England zu begeben; ihr war ein Asyl in Oesterreich gestattet, wo sie unter dem selbstgewählten Namen einer Gräfin von Lipona (Anagramm von Napoli) mit ihren Kindern gastliche Aufnahme finden sollte. Gerade als der Telegraph die Abreise König Ferdinand's aus Messina zur Heimkehr nach Neapel verkündete, lichtete der Tremendous die Anker, um die unglückliche Frau, begleitet von dem österreichischen Major von Sunstena, nach Triest zu bringen. Die beiden Schiffe begegneten

ſich, und als das königliche Fahrzeug in Sicht kam, hatte der engliſche Commodore die Roheit, der entthronten Fürſtin zu ſagen, ſie möge nicht erſchrecken, wenn geſchoſſen würde; er ſalutire nur den König von Neapel.

Mit kaltem Stolze erwiderte Karoline Murat: „Kanonendonner iſt den Bonaparte weder fremd, noch unangenehm!“ Der Kelch war geleert. In Gaëta wurde ihr die erſte Freude wieder zu Theil, als ſie ihre Kinder dort ans Herz drücken konnte.

Siebentes Kapitel.

Murat's Verhängniß.

Kurz vorher war auch Joachim Murat an dem Felsen von Gaëta, deſſen Spitze die uralte Torre d'Orlando krönt, vorübergefahren. Droben auf der ſtarken Feſte wehte ſein königliches Banner noch; dort weilten ſeine theuren Kinder. In ihm erwachte plötzlich der Gedanke, ſich in die Feſtung zu werfen und als Soldat unter ihren Mauern begraben zu laſſen, wenn es ihm nicht gelinge, ſich zu vertheidigen, bis ein neuer, ſicher zu erwartender Umſchwung der Dinge eingetreten ſei. Aber er konnte dieſen Vorſatz, wenn er überhaupt ernſtlich gemeint war, nicht ausführen; Schiffe ſperrten den Zugang, und ſo wandte der Steuermann nach Nordweſt der fernen Küſte Frankreichs zu, wie einige Tage ſpäter der des Tremendous, nachdem Karoline Murat ihre Kinder von Gaëta abgeholt hatte, in entgegengeſetzter Richtung wandte, um, die Südſpitze Italiens umſchiffend, in die Adria zu gelangen und nordwärts haltend Trieſt zu erreichen.

Der König Ferdinand beeilte ſich nicht, ſeinen Einzug in die wiedergewonnene Hauptſtadt zu halten. Am 4. Juni ſtieg er zu Bajä an das Land, unter den Trümmern altrömiſcher Herrlichkeit; am 6. begab er ſich einen Schritt näher in den Palaſt von Portici, wo er noch elf Tage verweilte. Es war, als wolle er erſt ſeiner gerechten Sache ganz ſicher ſein. In Neapel war aber längſt Alles ruhig, jedes Caſtell von den Oeſterreichern beſetzt; General Napolitani hatte die Feſtung Pescara ſchon am 28., Montemayor Ancona am 29. Mai übergeben; nur General Begani in Gaëta hatte die Aufforderung abgelehnt, eingedenk der frühern ruhmvollen Vertheidigung des Prinzen von Heſſen-Philippsthal und wie ſein Herr auf unvorherzuſehende Ereigniſſe hoffend. Aber dieſer ferne letzte Punkt fiel nicht mehr in die Wagſchaale. Die öſterreichiſche Beſatzung in Neapel konnte am 11. Juni in großer Parade auf das Marsfeld rücken, wo eine Dankmeſſe für den ſiegreich beendigten Feldzug celebrirt wurde. Endlich am 17. Juni hielt der zurückkehrende rechtmäßige Herrſcher ſeinen Einzug in die Hauptſtadt, welche er vor zehn Jahren verlaſſen hatte. Das Gepränge war eine Wiederholung der frühern Scenen; Viele meinten, eine ſtark abgeſchwächte, wozu die Erſcheinung des Monarchen, ſeine Perſönlichkeit, verglichen mit Murat's kriegeriſchem, imponirendem We-

ſen, das kleine Gefolge, die höchſt beſcheidenen Pferde und die ganze Einfachheit des Zugs im Vergleich zu der aufregenden Pracht, an welche das Volk gewöhnt war, nicht wenig beitrugen. Murat hatte das Volk wohl zuweilen re da scena (Theaterkönig) genannt, den Bourbon nannte es heute ſchon re contadino (Bauernkönig) und ſchalt ihn geizig; ſeinem Enkel war in Zukunft der re bomba beſchieden, und wie der im erſten Revolutionsrauſch getaufte re galantuomo nach der Ernüchterung in dem gemißhandelten Neapel geheißen wird, klingt wenig ſchmeichelhaft. Am 17. Juni waren die Bourbons wieder in Neapel, während an demſelben Tage in den Niederlanden ſich die Entſcheidungsſchlacht für die franzöſiſchen Bourbons, welche vor Napoleon aus Paris geflohen waren, auf den kommenden Morgen vorbereitete. Der Kaiſer hatte ſeinen ungeſtümſten Gegner, den alten Blücher, ſchon am 16. geſchlagen, warum ſollte ihm der Sieg gegen Wellington untreu werden? Napoleon hoffte bei Waterloo auf Sieg.

So dachte auch Joachim Murat, der bereits vor drei Wochen den franzöſiſchen Boden bei Fréjus betreten, aber nicht gewagt hatte, ohne die Erlaubniß Napoleon's nach Paris zu kommen. Seine geheimen Verhandlungen mit England, ſein offener Abfall im vorigen Jahre, die Allianz mit Oeſterreich und der Krieg,

den er gegen Frankreich begonnen hatte, mußten ihn wohl mit Beſorgniß vor dem Zorne des Kaiſers füllen. Darum hatte er an Fouché geſchrieben, ihm die Beweggründe und den Ausgang des letzten Feldzugs, den er nur im Intereſſe des Kaiſers geführt, in beredten Worten geſchildert und ihn gebeten, dem Kaiſer zu ſagen, daß er nach Frankreich gekommen ſei, ihm ſeinen Arm zu bieten, in der Hoffnung, daß ſein Glück als Feldherr das Unglück als König gut machen werde. Fouché hatte das Schreiben dem Kaiſer überreicht, welcher es aber mit den kalten Worten zurückgegeben: „Welchen Frieden habe ich denn nach dem Kriege von 1814 mit dem Könige von Neapel geſchloſſen?“

Murat war alſo abgewieſen und blieb, von Furcht und Hoffnung bewegt, in Toulon, um die Entſcheidung des Kriegs abzuwarten; der Sieg mußte ja den Kaiſer freundlicher gegen ihn ſtimmen. Da traf ihn wie ein Donnerſchlag die Kunde der Niederlage von Waterloo, welche bald den Weg nach dem Süden fand und hier, wo die Schreckensherrſchaft von 1793 den Royalismus nicht bis auf die Wurzeln ausgerottet hatte, wilde Volksunruhen gegen die Bonapartiſten erregte. Es fielen Greuel der abſcheulichſten Art vor, der Marſchall Brune wurde ermordet. Murat ſah ſein Leben bedroht; er mußte ſich verbergen. In ſeiner Rathloſigkeit ſchrieb er

wieder an Fouché, an mehrere Minister Ludwig's XVIII. und bat um einen Paß für sich und seinen Ordonnanzoffizier Maceroni nach England. Der letztere, den er mit seinen Briefen in Verkleidung abgeschickt hatte, machte sich verdächtig und wurde verhaftet; die Antwort blieb also aus. Seine Getreuen hatten sich schon, als er Neapel verließ, zerstreuen müssen; sie waren meist in ihre Heimat zurückgekehrt, nach Frankreich, Corsica, Deutschland, Polen, denn es war ihnen nicht gestattet worden, in der neu zu organisirenden neapolitanischen Armee zu bleiben. Bei ihm waren zuletzt noch drei Adjutanten gewesen, und auch von diesen hatte er sich seiner Sicherheit wegen trennen müssen. Er irrte von Zuflucht zu Zuflucht; zuletzt fand er eine solche bei einem mitleidigen Bauer, der ihn vor seinen Verfolgern mehrere Tage in einem Hühnerstalle verbarg, bedeckt mit Laub und Zweigen. Endlich schien der Sturm vorübergebraust. Er hatte an den König von Frankreich geschrieben, ohne Datum, um nicht sein Asyl zu entdecken, nur mit der Bezeichnung: „Aus meinem dunklen Abgrunde." Diesen Brief hatte er Fouché geschickt, welcher ihn dem Könige übergeben sollte. Beide schwiegen. Da faßte der unglückliche Mann den Entschluß, nach Paris zu gehen und sein Schicksal in die Hände der alliirten Monarchen zu legen, die, so hoffte er, eingedenk seiner

Krone, ſeines Waffenruhms und der früher ihm gebotenen Hand, großmüthig ſeine Zukunft ſichern würden. Aber nicht durch den Süden Frankreichs wollte er reiſen, wo ihm die Volkswuth drohte, ſondern zur See. Es gelang ihm, ein Handelsſchiff nach Havre de Grace zu miethen; ſeine Adjutanten Roſetti, Rocca-Romana und Bonafoux, davon benachrichtigt, begaben ſich mit ſeiner Equipage an Bord. Er wollte auf einer Barke, nur von ſeinem Armand begleitet, nachkommen, um alles Aufſehen zu vermeiden. Als er nun kam, war das Schiff ſchon fort, ohne ihn abzuwarten! Er mußte alſo verlaſſen wieder ans Land ſteigen; ein Fußpfad, den er einſchlug, führte ihn wieder zu der Hütte des Bauern, der ihn früher aufgenommen und verborgen hatte. Hier ſank er ſeiner Kraft beraubt nieder; der geweſene König des ſchönſten Reichs der Erde, der Reiterführer, der einſt an der Spitze von faſt dreihundert Schwadronen von der großen Armee einer Welt in Waffen Trotz geboten hätte, lag hier, ſchwach und hülfsbedürftig wie der ärmſte Bettler! Aber er raffte ſich bald wieder auf. Er beſchloß, nach Corſica zu gehen. Dort hatten die Bonaparte in ihrem Heimatslande noch einen ſtarken Anhang, dort waren viele ſeiner eigenen alten Soldaten zerſtreut, die ihm nach Neapel gefolgt und nun nach Hauſe gegangen waren; einer ſeiner treueſten Adjutanten, der General

Franceschetti, wohnte dort in Zurückgezogenheit. Er ſuchte ja auch nur ein Aſyl!

Auf einer Barke fuhr er hinaus, um das Poſtſchiff abzuwarten, das alle Donnerstage nach Corſica abging. Eine Bombarde ſegelte vorüber, ſie wurde vergebens angerufen. Gegen Abend ging die See hoch und das kleine Fahrzeug gerieth in Gefahr; da kam endlich das Poſtſchiff, geführt vom Kapitän Bonelli, der ſo menſchlich war, Murat, obgleich er ſich nannte, aufzunehmen.

General Franceschetti wohnte bei ſeinem Schwiegervater, Colonna Ceccaldi in Vescovato, wo derſelbe Maire war. Am Abende des 25. Auguſt wurde er herausgerufen, ein Fremder wollte ihn ſprechen. Er ſah einen Mann im Mantel vor ſich, das Haupt mit einer ſchwarzen Seidenmütze bedeckt, welche tief in das Geſicht herabgezogen war; Gamaſchen, wie ein gemeiner Soldat, trug der Mann und ſeine Haltung war gebeugt.

„Sie kennen mich nicht, Franceschetti?“

„Sire!“ rief der General in äußerſter Beſtürzung. Es war ſein König!

Er führte ihn mit allen Zeichen alter Anhänglichkeit in das Zimmer, ſorgte für ſeine Aufnahme und Bequemlichkeit und hörte erſchüttert ſeine Schickſale, ſeit er ſich von ihm getrennt hatte. Von weitern Plänen

war vorerſt keine Rede; Murat bedurfte vor allem der Ruhe.

Aber dieſe ſollte ihm nicht lange gewährt bleiben. Die Nachricht ſeiner Ankunft hatte ſich bald verbreitet, und die ſchwache königliche Partei auf der Inſel erſchrak, weil ſie fürchtete, er könne ſich mit Hülfe der zahlreichen Bonapartiſten Corſicas bemächtigen. Schon am folgenden Morgen erſchien daher auf Befehl des Oberſten Verrière, Commandanten von Corſica, der Lieutenant Serra mit 30 Gensdarmen in Vescovato, um Murat nach ſeinen Abſichten zu fragen und nöthigenfalls zu verhaften. Dieſer wußte zwar den Offizier zu überzeugen, daß er fern davon ſei, Unruhen erregen zu wollen, und Serra zog ab, doch die royaliſtiſche Partei war nicht ſo leicht zu beſchwichtigen, ſie trieb Verrière dazu, Embargo auf alle Schiffe im Hafen von Baſtia zu legen, und ſandte einige ihrer Häupter nach Genua, um den britiſchen Commandanten zu Hülfe zu rufen. Wirklich kam auch von dort ein engliſcher Offizier, der ſich mit Murat beſprach, aber von ihm gleichfalls beruhigt wurde. Nach Vescovato ſtrömten unterdeſſen viele Menſchen, um ihn zu ſehen, und er beſchloß endlich, dieſe Freiſtatt zu verlaſſen, um allen Zweifeln ein Ende zu machen. Schon war von Livorno eine Fregatte mit zwei Kanonenbooten herübergekommen, deren Kapitän mit den Par-

teihäuptern der Royaliſten unterhandelte; es hieß, daß auf Murat's Kopf ein Preis von 150,000 Franken geſetzt worden ſei.

Er wandte ſich nach Ajaccio, nachdem er den Behörden ſchriftlich erklärt hatte, daß er nur komme, um ſich hier einzuſchiffen. Aber das Volk empfing ihn mit Jubel, und als ihm von einem nahen Verwandten ſeiner Schwiegermutter, Ramolino, welchem Napoleon den Nießbrauch ſeines Vaterhauſes und der Familiengüter verliehen, den Murat ſelbſt in Neapel mit 40,000 Franken Gratification zum Ritter des Ordens beider Sicilien in Brillanten ernannt hatte, jetzt im Unglück die Thür des Bonaparte'ſchen Familienhauſes verſchloſſen wurde, führte ihn die Menge wie im Triumphe nach einem Gaſthofe, wo er ſeine Wohnung nahm. Dieſer Empfang war ſein Unglück; er berauſchte ſeine leicht entzündliche Seele, rief neue Hoffnungen, neue wildromantiſche Pläne in ihm wach. Wie anders, wenn ſeine Idee, ſich dem Edelmuth der ſiegreichen Monarchen anzuvertrauen, zur Ausführung gekommen wäre! „Großer Gott!“ rief er abends als dem Volksjubel endlich tiefe Stille gefolgt war. Welche Erinnerungen erwachen in meiner Seele! So empfing mich meine Hauptſtadt jedesmal, wenn ich zurückkehrte!“

Das Feuer ſeiner Augen erloſch in Thränen, er

drückte Franceschetti ſtumm die Hand. „Wenn ein fremdes Volk“, fuhr er nach einer Weile lebhafter fort, „für mich dieſe Sympathien hat, wenn es mir ſeine Waffen anbietet, was werden meine Neapolitaner thun! Ich nehme das Vorzeichen an und mein Entſchluß iſt gefaßt; ich will unter meinem Volke leben oder ſterben! Sie werden Neapel wiederſehen, Franceschetti; bereiten wir unſere Abreiſe vor.“

Franceschetti erſchrak und machte ihm die dringendſten Vorſtellungen; es war vergebens. Die Gefahr des Unternehmens reizte ihn nur, die Unmöglichkeit des Gelingens ſah er nicht ein. Schnell, wie er ſeinen Entſchluß gefaßt, war er auch mit dem ganzen Operationsplane fertig. Er wollte ein paar hundert Corſen werben und mit ihnen auf gemietheten Barken bei Salerno landen. Dort ſtanden 3000 Mann ſeiner frühern Armee; ſie waren unzufrieden mit der neuen Herrſchaft, er konnte auf ihren Uebertritt rechnen; mit ihnen wollte er ſich dann ſogleich in die Berge nach Avellino werfen, wo ſeine Macht durch treue Anhänger ſchwellen mußte. Den Oeſterreichern, welche ihn auf der Straße nach Neapel ſuchen würden, konnte er ſo um drei Tagemärſche nach der Baſilicata vorauskommen und dort ſeine Baſis finden, von welcher er das ganze Reich mit dem Ruhm ſeiner Erfolge zu füllen hoffte. Nicht eher wollte er nach der

Hauptstadt ziehen, als bis die Regierung, mit welcher das Volk schon wieder unzufrieden war, erschüttert und der zagende Bourbon zur Flucht veranlaßt sein würde. Was dann weiter geschehen, auf welche Weise er sich auf dem wiedereroberten Throne gegen die verbündeten Monarchen erhalten werde, kümmerte ihn vor der Hand nicht. Die Warnung lag so nahe, wenn er an Napoleon dachte, dessen gleiches Unternehmen trotz des anfänglichen glänzenden Erfolgs durch eine einzige Schlacht furchtbar geendigt hatte, aber die Zukunft machte Joachim Murat niemals Sorge; im schlimmsten Falle starb er mit dem Schwerte in der Hand auf seiner letzten Wahlstatt. Franceschetti gab es auf, ihn von seinem verhängnißvollen Schritte abzubringen; er glaubte es nun seiner Ehre schuldig zu sein, ihn nach Kräften darin zu unterstützen und sein Schicksal, wie es auch kommen möge, mit ihm zu theilen. Was er an baarem Gelde besaß, gab er dazu her, selbst ein Taufgeschenk von Brillanten, das Murat, als er während seines Aufenthalts in Vescovato bei einem Kinde des Generals Pathenstelle vertreten, diesem geschenkt hatte. Murat selbst besaß nur 7400 Franken, mit denen er eine Expedition zur Eroberung seines verlorenen Königreichs ausrüsten wollte! Doch hatte er noch einige Brillanten, welche in seinen Gürtel eingenäht wurden. Hätte doch Pauline Borghese, seine

Schwägerin, ihren reichen Schatz an Schmuck und Edelsteinen, statt ihn dem Kaiser zu schicken, wo er in dessen Wagen nach der Schlacht von Waterloo den preußischen Soldaten als unermeßliche Beute in die Hände fiel, ihm geschenkt; er würde Wunder damit bewirkt haben! Gold ist oft eine stärkere Waffe als das Schwert; er kannte sein Volk von Neapel, und der Urenkel seines Gegners sollte in unsern Tagen dieselbe Erfahrung machen. Indessen war das ein eitler Wunsch; Murat konnte nur dem Schwerte und, wie er sich in gefährlichen Träumen schmeichelte, dem Zauber seines Namens vertrauen. So brachte er denn 250 Corsen zusammen, unter denen höhere und niedere Offiziere waren, und ließ sechs Barken miethen, die ihn auf die Küste von Salerno setzen sollten.

Alle Anstalten waren schon getroffen, da langte am 28. September mittags in Ajaccio unerwartet der Ordonnanzoffizier Maceroni an, welchen Murat von Toulon nach Paris gesendet und schon verloren gegeben hatte. „Sie kommen spät, Maceroni!“ rief er ihm entgegen, als er sich meldete. „Drei Monate habe ich auf die Entscheidung der alliirten Monarchen gewartet; sie haben mich den Dolchen der Mörder überlassen, sie, die einst meine Freundschaft suchten! Mein Entschluß ist nun gefaßt. Was bringen Sie noch?“

Maceroni überreichte ihm ein Schreiben, welches

einen Paß für den König enthielt, unterzeichnet vom Fürſten Metternich, Fürſten Schwarzenberg und Sir Charles Stuart, nebſt den Bedingungen, unter welchen er ein Aſyl in Oeſterreich finden ſollte. Dieſe Bedingungen, von Metternich geſtellt, lauteten:

Der König lebt dort als Privatmann. Die Königin hat ſich Gräfin Lipona genannt, ihm wird derſelbe Name vorgeſchlagen. Es ſteht ihm frei, ſich eine Stadt in Böhmen oder Oberöſterreich zum Aufenthalt zu wählen; zieht er vor, auf dem Lande zu leben, ſo ſteht dem nichts im Wege. Er gibt ſein Wort, die öſterreichiſchen Staaten nicht ohne Einwilligung des Kaiſers zu verlaſſen und mit ſeiner Familie den Geſetzen gemäß zu leben, welche in Oeſterreich Geltung haben.

Murat warf das Schreiben auf den Tiſch. „Alſo ein Gefängniß mein Aſyl!“ rief er bitter. „Gefängniß iſt Tod! Nie werde ich freiwillig ein Gegenſtand des Triumphs für das Haus Oeſterreich ſein! Ich verwerfe das Anerbieten; ich will die Königin nur in Neapel wiederſehen!“

Der Würfel war unwiderruflich gefallen. Bei Tafel, zu welcher die höhern Offiziere gezogen wurden, entwickelte er ſeine Ideen mit dem alten Feuer. „Ich gehe mit den glücklichſten Hoffnungen, meine Staaten wieder zu erobern. Der unglückliche Krieg hat mir meine Rechte nicht geraubt. Königreiche werden mit den Waffen ver-

loren und durch die Waffen wiedergewonnen; die Rechte der Krone ſind unwandelbar und geſtürzte Fürſten ſteigen wieder auf ihren Thron, wenn es das Glück, Gottes Werkzeug, will. Napoleon hatte entſagt und kehrte auf demſelben Wege zurück, den ich verſuche; er wurde geſchlagen und iſt gefangen; ich habe nie entſagt, meine Rechte ſind unangetaſtet, und werde ich beſiegt, kein ſchlimmeres Loos kann mir werden als Gefangenſchaft; es wäre gegen das Völkerrecht! Aber ſeid ruhig, Neapel wird mein St.-Helena ſein!"

Er wandte ſich dann an einen Corſen, Namens Carabelli, den er einſt nach Neapel gezogen und der ſich ihm jetzt ſogleich genähert, auch als ein gewandter Mann bei der Anwerbung von Freiwilligen und der Beſorgung von Barken weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. Mit ihm beſprach Murat noch Manches, dankte ihm für ſeine Treue und verſprach ſie ihm zu lohnen, wenn er es wieder im Stande ſein würde. Der Mann hatte aber ſeinen Lohn ſchon dahin, einen Judaslohn.

Als die Tafel aufgehoben und die kleine Verſammlung entlaſſen war, zog ſich der König in ſein Cabinet zurück, um ein Rechtfertigungsſchreiben ſeines Schritts aufzuſetzen, das er wieder ſeinem Ordonnanzoffizier Maceroni zur Ueberbringung an den Fürſten Metternich anvertrauen wollte. Seine Gemahlin mit den Kindern war

in Oeſterreich angekommen; er dachte ſchon jetzt an eine glückliche Wiedervereinigung. Die Offiziere zerſtreuten ſich, jeder in ſeine Wohnung, um Alles für die unmittelbar bevorſtehende Abreiſe vorzubereiten.

„Um elf Uhr, Ottavij!“ raunte Franceſchetti einem General zu, der ſich kürzlich zu den Getreuen Murat's geſellt und geſchworen hatte, den König niemals zu verlaſſen.

„Ich werde nicht fehlen!“ ſagte Ottavij und verſchwand.

Mit langen Schritten eilte Carabelli, der dienſtfertige Corſe, ſeiner Wohnung zu. Dort wartete ein Mann in höchſter Ungeduld auf ihn. „Ich muß fort!“ rief er dem Kommenden entgegen. „Wind und Flut warten auf Niemand. Wie ſteht es? Können Sie mir etwas Beſtimmtes mitgeben?“

„Nur zwei Minuten, Freund! Ich bringe es ſogleich zu Papier. Jetzt weiß ich Alles; der Miniſter wird mit mir zufrieden ſein!“ Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb haſtig, während der Andere unruhig im Zimmer auf und ab ging. „Abgemacht!“ ſagte er dann. „Hier! Glückliche Reiſe! Empfehlen Sie mich dem Prinzen Canoſa und laſſen Sie ſich den Edelhirſch nicht entgehen.“

„Ich müßte der Trenta-Capilli nicht ſein!“ erwiderte der Andere, grimmig auflachend, ſteckte das ſorglich verſiegelte Papier zu ſich und verließ das Haus. Bald

darauf lichtete ein Schnellſegler die Anker im Hafen von Ajaccio und ſteuerte ſüdwärts.

Der Abend ſank. In einzelnen Abtheilungen ſammelten ſich die Soldaten, welche König Murat gewonnen hatte, am Ufer; die Barken lagen bereit; um elf Uhr war die Einſchiffung vollendet. Nur der General Ottavij hatte ſich nicht eingefunden; man wartete nicht länger auf ihn. Die kleine Flottille ſtach in See, Niemand hielt ſie auf oder kümmerte ſich darum. Der Nachthimmel war ſternklar, das Meer ruhig, ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel — lauter gute Vorzeichen, welche Murat in dieſem Sinne aufnahm. Die Mannſchaft, mit ihren Führern auf den Barken vertheilt, war vom beſten Muthe beſeelt. Am Bord des Fahrzeugs, das der König mit den Perſonen ſeines unmittelbaren Gefolges beſtiegen hatte, befanden ſich darum weniger Soldaten, aber ſie waren begeiſtert durch die Ehre, daß er in ihrer Mitte weilte, und es bedurfte hier eher der Beſchwichtigung als der Aufmunterung. Murat war heiter, ſein Geiſt flog, von freudiger Hoffnung beflügelt, den wehenden Wimpeln weit voraus.

Sechs Tage war die Fahrt günſtig, dann brach ein Sturm los, welcher drei volle Tage währte; die Barken wurden dadurch völlig zerſtreut. War es an ſich ſchon ein tollkühnes Unternehmen, mit 250 Mann auf

der Küſte von Neapel mit Eroberungsgedanken zu landen, ſo erſchien es jetzt, wo nur noch eine Barke in der Nähe des Königs geblieben war, ein Wahnſinn. Aber Murat wies jede Einrede heftig zurück, in der Hoffnung, daß ſich die vom Sturm verſchlagenen Fahrzeuge ſchon wieder ſammeln würden; war doch der Landungspunkt den Führern bezeichnet! Unter dem Schutze der nächſten Nacht verſchwand indeſſen auch die letzte Barke unter einem Manne, welcher ſieben Jahre in der königlichen Garde gedient und von Murat manche Auszeichnung genoſſen hatte. Jetzt ſchien der König ſelbſt einzuſehen, daß er, bei ſeinem Vorhaben verharrend, dem ſichern Untergange entgegeneile. Er wurde Franceſchetti's Vorſtellungen zugänglich und faßte endlich den ſchweren Entſchluß, nach Trieſt zu gehen und die Freiſtatt in Oeſterreich mit ſeiner Gemahlin zu theilen. Die Barke war ebenfalls ſo weit nach Süden verſchlagen, daß ſie in den Golf von Santa-Eufemia gerathen war und von dort in die Meerenge von Meſſina zur Umſchiffung des Caps Spartivento, der Südſpitze Italiens, nur noch einen kurzen Weg hatte. Im Adriatiſchen Meere blieb dann freilich noch bis Trieſt eine weite Fahrt, aber der König war doch von ſeinem unheilvollen Plane zurückgebracht; er war gerettet. Der Fregattenkapitän Barbara, welcher Murat's Barke führte, war ein geborener Malteſer, als

guter Seemann bekannt; er hatte in frühern Jahren das Piratenhandwerk getrieben und war von Murat in die Marine genommen, nach und nach zu ſeinem jetzigen Range befördert und zum Baron erhoben worden; der König glaubte ſich unbedingt auf ihn verlaſſen zu können. Barbara erhielt Befehl, nach dem Faro di Meſſina zu ſteuern. Aber er machte Einwendungen, daß er kein Waſſer und keine Lebensmittel für eine ſo weite Fahrt an Bord habe, überhaupt, daß die Barke zu ſolcher Reiſe nicht geeignet ſei; er ſchlug vor, bei Pizzo zu landen, dort habe er Credit und Bekanntſchaft, er wolle ein anderes Schiff miethen, müſſe aber, um bei den Behörden ſicher zu ſein, des Königs Päſſe vorzeigen, welche er mit der Erklärung verlangte, daß er ohne dieſelben nicht landen könne.

Dieſer Einſpruch gegen den bereits gefaßten Entſchluß wirkte auf Murat wie der Stein im Wege auf eine bereits matt dahinrollende Kanonenkugel, welche durch dies Hinderniß neue Kraft und neuen Aufſchwung erhält. „Man verweigert mir alſo den Gehorſam!“ rief er mit ſtarker Stimme. „Wohlan, da wir hier aufgehalten werden ſollen, ſo werde ich ſelbſt landen, Ihr an meiner Seite! Das Schickſal will es! Mein Gedächtniß kann nicht in Neapel vergeſſen ſein; ich habe dem Volke Gutes gethan, es wird mir beiſtehen!“

Barbara erhielt jetzt Befehl, landwärts zu halten.

Der König befahl den Seinigen, wie es an Schlachttagen nach dem Muſter des franzöſiſchen Kaiſerheeres auch in ſeiner Armee ſtets geſchehen war, große Uniform anzulegen; er ſelbſt ſchmückte ſich noch einmal mit aller Pracht.

Als die Barke das Ufer erreicht hatte, wollten die Offiziere an das Land ſpringen; der König hielt ſie zurück, er wollte der erſte ſein. So ſetzte er am 8. October mittags den Fuß wieder auf den Boden ſeines verlorenen Königreichs; mit ihm waren nur 29 Gefährten: die Generale Franceſchetti und Natali, ein Militärbeamter, drei Kapitäns, drei Lieutenants, acht Sergeanten und neun Gemeine, außerdem drei Diener. Am Ufer ſtanden einige arme Korallenfiſcher, welche den Fremden in ſchimmernder Tracht, den man ihnen als ihren König bezeichnete, mit einem Evviva! begrüßten. Auch Landleute liefen herzu. Der König aber eilte nach dem großen Platze des Städtchens, auf welchen das feſte Schloß herniederſchaut. Dort exercirte gerade die Stadtwache; einige Küſtenkanoniere ſtanden herum, welche noch Murat's Uniform trugen. „Da ſind meine Soldaten!“ rief er in großer Aufregung. „Vorwärts!“

An der Spitze des kleinen Häufleins gelangte er auf den Platz. Hier mußte er ſeinen erſten Erfolg gewinnen.

Achtes Kapitel.

Ein blutiges Ende.

Mit Staunen und auch mit Schrecken ſahen die Bürger den kriegeriſchen Zug in ihre friedliche Stadt einbrechen; die Kanoniere ſtarrten ihm neugierig entgegen.

„Erkennt Euren König!“ rief Murat mit hallender Stimme. Mehrere kannten ihn; es entſtand eine große Bewegung, ein Rufen und Schreien, aus welchem die Stimmung nicht recht zu erkennen war. Von den Kanonieren kamen fünf herbeigeſtürzt, ſich dem Könige anzuſchließen; die Reihen der Stadtwehr löſten ſich. Mehrere liefen davon, die Andern waren in leidenſchaftlicher Aufregung.

Minuten ſind koſtbar in ſolcher Lage. Der König wollte die Menſchen anreden, die ihm nur unſchlüſſig ſchienen, aber ein paar junge Leute ſtellten ſich ihm in den Weg. „Sire! Verlaſſen Sie Pizzo, Sie ſind von Feinden umgeben. Verlieren Sie keine Zeit!“

„Unmöglich!“ rief Murat.

Da ſprang auch ein älterer Mann athemlos, als komme er weit her, zum Könige heran. „In die Berge, Majeſtät! Hinauf nach Monteleone! Ich will Sie führen!“

„Dich muß ich kennen! Wer biſt Du?“ rief Murat.

Aber ſeine Generale drängten ihn, dem Rathe zu folgen, und er gab nach. „Folgt uns!“ befahl er den Kanonieren, die zu ihm übergetreten waren, und die kleine Colonne verließ in feſt geſchloſſener Ordnung den Platz und die Stadt, ehe die Bürger, welche offenbar eine feindliche Geſinnung zeigten, zu einem Entſchluſſe gekommen waren. Alles war nun wieder im Marſch und ſtieg den Berg hinauf, wo der Weg nach Monteleone führt. Der König, von dem erſten Fehlſchlag ſeiner Hoffnung geiſtig gedrückt, ſchien erſchöpft und konnte nicht recht fort; der Marſch wurde langſamer, wie ſehr auch die beiden jungen Leute, welche den König gewarnt hatten, zur Eile drängten. Der dritte, ältere Mann, der ſich zum Führer erboten hatte, war nicht mehr zu erblicken. Murat wußte, daß er ihn ſchon früher einmal geſehen hatte, er konnte ſich aber nicht beſinnen, wo. Jetzt war auch keine Zeit dazu.

„Sind die Kanoniere gefolgt?“ Zwei waren mitgekommen. „Wo ſind die andern?“ — „Sie kommen

nach!“ Wirklich ſah man ſie den Berg heraufkommen, aber mit ihnen allerlei bewaffnetes Volk, das ſie zu überholen ſuchten. Die jungen Männer beſchworen den König, den Marſch zu beſchleunigen; in Monteleone werde er treue Unterthanen finden, welche Blut und Leben für ihn einſetzen würden.

Aber der König wollte durchaus auf die Kanoniere warten, commandirte ſelbſt „Halt!“ und als ihn auch ſeine Offiziere mit Vorſtellungen beſtürmten, forderte er gebieteriſch Gehorſam. Auch von der andern Seite liefen jetzt bewaffnete Einwohner herbei, die Kanoniere wichen vom Wege ab und ſchienen nur Zuſchauer abgeben zu wollen. Da ging der König den Leuten furchtlos entgegen. „Kinder, bewaffnet Euch nicht gegen Euren alten Herrn. Ich komme nicht in böſer Abſicht nach Calabrien, ich will nur den Beiſtand der Behörden in Monteleone zu meiner Reiſe nach Trieſt ſuchen, wo meine Familie iſt. Hättet Ihr mir Zeit gegeben, Euch Alles auf der Piazza der Stadt zu erklären, ſo würdet Ihr gehört haben, daß ich Päſſe von den Monarchen beſitze, die ſelbſt König Ferdinand gelten laſſen wird.“

Sie hatten ihn wirklich angehört. Da trat aus der Menge ein Mann in Uniform hervor; ſeine großen Epaulettes gaben ihm das Anſehen eines Oberſten, es

war aber die bourboniſche Hauptmannsuniform. Raſch rief ihn der General Franceſchetti an und erſuchte ihn, ſie ſicher nach Monteleone escortiren zu laſſen.

Aber der Offizier erwiderte mit einem wilden Blicke: „Ich bin der Gensdarmeriekapitän Trenta-Capilli und Ihr werdet mir nach Pizzo folgen!“

Franceſchetti riß ein Piſtol hervor und drohte ihn niederzuſchießen, wenn er den König nicht frei ziehen laſſe; Murat verbot ihm aber laut, die Waffen zu gebrauchen. Seine kleine Truppe ſchloß ſich feſt um ihn und ſchlug, von allen Seiten umſtürmt und bedroht, aus eigenem Entſchluß den Rückweg nach dem Ufer ein, wo Barbara's Barke ſie wieder aufnehmen ſollte. Der Strand war erreicht, dort lag wirklich ein Boot bereit, derſelbe Mann, den der König ſchon geſehen zu haben glaubte, war wieder da, er hatte ſich des Ruders bemächtigt und winkte heftig. Wo aber war Barbara? Der Elende hatte den König und ſeine Begleiter an das Land geworfen und ihrem Schickſale überlaſſen. Man konnte ſeine Barke nur noch als einen ſchwarzen Punkt auf dem hohen Meere wahrnehmen. Dennoch trieben die Begleiter Murat's ihren Herrn, in das Boot zu ſteigen, und ſtrengten alle Kräfte an, es flott zu machen, während die Soldaten den Feind abhielten und mehrere ſchon verwundet waren. „Wollt Ihr ihn entkommen

laſſen?“ ſchrie Trenta-Capilli den Bewaffneten zu und ſprang hinzu, um ſelbſt Hand an das Boot zu legen.

Da gab Joachim Murat Alles auf. Er rief ſeinen Soldaten zu, ihn mit ihren ſchwachen Kräften nicht länger zu vertheidigen, und überreichte dem Feinde ſeinen Degen. „Nehmt dieſen Degen, Männer von Pizzo, der für Euer Vaterland einſt mit Ruhm gekämpft hat; nehmt ihn, aber ſchont das Leben meiner Tapfern.“

„Schonung?“ rief Trenta-Capilli, aus deſſen Augen der unverſöhnlichſte Haß ſprühte. „Drei meiner Brüder ſind auf Deinen Befehl gehängt worden —“

„Auf meinen Befehl Niemand! Sie ſind Offizier, ich vertraue mich Ihrer Ehre an!“ rief der König.

Aber ein wildes Hohngelächter war die Antwort. Sie fielen über ihn her und riſſen ihm vom Leibe, was werthvoll ſchien; ſeine Brillanten, die er verborgen getragen, ſein Geld, ein Creditbrief von 60,000 Franken Revenüen auf ein Banquierhaus in Neapel, ſeine Päſſe, die Proclamation, die er verbreiten wollte, Alles ging verloren, und die Mißhandlungen, die er von dem wüthenden Haufen erdulden mußte, waren ihm bitterer als der Tod. Franceſchetti, ähnlich gekleidet und decorirt wie er, hatte ſich vergebens für ihn ausgegeben, um ihn zu retten; ein Kerl hatte ſchon die Axt gehoben, um ihm den Kopf zu ſpalten, er wurde aber noch zurückgeriſſen.

So wälzte ſich die tobende Menge mit allen ihren Gefangenen nach Pizzo hinein, wo man ſie ſofort auf das Schloß brachte und ſämmtlich in ein finſteres Gefängniß einſperrte, ohne ſich um die Verwundeten zu kümmern. Da lagen ſie nun durcheinander auf der Erde, die meiſten Corſen wohl ihre Thorheit verfluchend, daß ſie ſich hatten zu dieſem Zuge verblenden laſſen. Der König ſaß in dumpfem Schweigen auf einem Schemel in der Ecke, ſeine Offiziere ſtanden um ihn her in ſchweren Sorgen für ihn. Draußen aber tobte fort und fort das Wuthgeſchrei der Menge, welche ihr Opfer verlangte.

Nach einer Stunde erſchien wenigſtens eine mitleidige Sendung von Eſſen, auch etwas Wäſche; gegen Abend aber verſtummte plötzlich das Toben des Volks, und bald darauf trat ein Offizier in den Kerker, welchen der commandirende General in beiden Calabrien, Nunziante, auf die Meldung des Vorgefallenen mit vierzig Mann ſicilianiſcher Infanterie geſchickt hatte, um die Gefangenen zu übernehmen und zu bewachen. Dieſer hatte die Mörderrotten, die nach Blut lechzten, ſofort zerſtreut und das Schloß beſetzt; er kam jetzt, die Namen der Gefangenen zu verzeichnen.

„Ich bin Joachim Napoleon, König von Neapel", ſagte Murat, ſich ſtolz vor ihm erhebend. Da ſchlug der Offizier die Augen nieder, verneigte ſich achtungsvoll

und meldete ſich als Kapitän Stratti mit ſeinem Auftrage, wobei er Murat Majeſtät nannte und ihn bat, ihm in ein anderes Gemach zu folgen. Der König lehnte das ab. Spät noch traf der commandirende General ein, der ſich ſogleich dem Gefangenen vorſtellte. Er mißbilligte das gewaltthätige Benehmen der Einwohner von Pizzo, bedauerte aber wegen ihrer noch immer drohenden Haltung und ſeiner Verantwortlichkeit gegen den König, ſeinen Herrn und die alliirten Truppen, die Lage vor der Hand nicht ändern zu können, wie ſehr auch dies Mißgeſchick ſeine volle Theilnahme erwecke. Murat entließ ihn würdevoll. Für die Nacht wurden nun wenigſtens Matratzen und Decken geſchafft, doch kam wohl keine Minute Schlummer in das Auge des Königs nach den furchtbaren Scenen des Tages; er zählte die Stunden nach dem Ausrufen der Schildwachen, das jede Viertelſtunde ſich wiederholte.

Endlich tagte der Morgen. Jetzt erſt, nach dem Zeugniß eines Leidensgenoſſen, fand ſich ein Chirurg ein, um die Wunden zu verbinden, für welche Jeder, ſo gut er es vermochte, bis jetzt ſelbſt geſorgt hatte. General Nunziante kam wieder, war aber verlegen. Er hatte für die Soldaten ein anderes Unterkommen angeordnet, den König bat er jedoch, ſich noch vierundzwanzig Stunden zu gedulden, bis weitere Entſcheidung von Neapel

eingegangen ſein würde. Die Erklärung gab ſpäter ein Offizier der Wache. Murat war angeblich deshalb noch im Gefängniß geblieben, weil bewaffnetes Bergvolk in die Stadt gekommen, unter dem Vorwande, ſich zur Verfügung gegen den feindlichen Einfall zu ſtellen, in Wahrheit aber, um den König zu befreien. Es waren Truppen aufgeſtellt und zwei Kanonen vor dem Schloſſe aufgefahren worden, mit der Drohung, Feuer zu geben, wenn das Landvolk nicht nach Hauſe ginge. Daſſelbe hatte aber unter der Anführung eines ehemaligen Briganten, welchen Murat einſt begnadigt haben ſollte, der Aufforderung getrotzt und ſich erſt in der Nacht verlaufen.

Am dritten Tage, den 10. October, wurde nun dem gefangenen Könige ein beſſeres, für ihn eingerichtetes Zimmer im Schloſſe angewieſen; die beiden Generale durften bei ihm bleiben, die übrigen Offiziere wurden von ihm getrennt. Er frühſtückte mit General Nunziante und mehreren ſicilianiſchen Offizieren von deſſen Begleitung, welche ein achtungsvolles Schweigen gegen den gefallenen Herrſcher beobachteten; er ſelbſt behauptete eine ernſte Faſſung. Dann ſchrieb er an ſeine Gemahlin, an den öſterreichiſchen commandirenden General in Neapel und an den engliſchen Geſandten; er übergab dieſe Briefe beim Diner an den General Nunziante, welcher ſie an ſeinen Monarchen ſchickte. Doch hat ſie König

Ferdinand erſt, nachdem ſein Befehl, welchen er bereits gegeben hatte, vollſtreckt worden war, an ihre Beſtimmung gelangen laſſen. Mit Recht hatte Joachim Murat den Zauber ſeines Namens in Gedanken getragen; dieſer Zauber hatte aber in anderem Sinne gewirkt, als er gehofft hatte. In einer andern Gegend als in Calabrien, wo Manches ihn durch ſeine blutige Strenge verhaßt gemacht, würde er vielleicht das Volk für ſich begeiſtert haben; dieſe Möglichkeit hatte er nicht erprobt, dagegen war jener Zauber bei ſeinen Feinden mächtig geworden und hatte die Furcht erweckt, zu ſeinem Verderben. Als die Regierung die Nachricht von Murat's Plänen erhalten hatte, war ſie in große Beſtürzung gerathen; augenblicklich waren die Wachen verſtärkt, Truppen in den Palaſt gezogen worden; man hatte die entſchiedenſten Muratiſten verhaften wollen, aber den Muth nicht dazu gehabt; der Prinz von Canoſa war mit unbeſchränkter Vollmacht nach Calabrien geſchickt, der öſterreichiſche Feldherr dringend gebeten worden, Detachements nach den bedrohten Punkten abrücken zu laſſen. Seitdem hatte ſich Alles geändert; der Telegraph, mit allen Armen arbeitend, hatte die Nachricht von Murat's Landung und ſeiner Gefangennahme nach Neapel gebracht, die Furcht war für den Moment zwar vorüber und man ſchämte ſich ihrer vielleicht, aber ſie mußte ja

zu einer ewigen Beunruhigung wieder aufleben, wenn der gefangene Löwe in Freiheit geſetzt würde. Ein St.-Helena gab es nicht für Joachim Murat, der in ſeiner Proclamation das Schreiben König Ferdinand's an Bianchi und den Herzogstitel wie die Erbauung des Palaſtes von Caſa Lanza für dieſen eine Nationalſchmach genannt hatte, durch welche er zu ſeinem Unternehmen veranlaßt worden ſei. Nunziante hatte alſo ſchon ſeinen gemeſſenen Befehl erhalten, aber er glaubte nicht, daß es Ernſt damit ſei, und hatte Vorſtellungen dagegen erhoben. Darum verſicherte er auch ſeinem Gefangenen, mit dem er an dieſem und dem folgenden Tage ſpeiſte, aus wahrer Ueberzeugung, ſein Herr ſei menſchlich und werde ihn gewiß ſeiner Familie wiedergeben. Dieſe Ueberzeugung ſchien ihn aber verlaſſen zu haben, als er am nächſten Tage zur Tafel erſchien. Er war augenſcheinlich verlegener als zuvor und erzählte, daß er eine telegraphiſche Depeſche erhalten habe, welche nur die Worte gebracht: „Sie werden ihn einſchließen —“ und dann unterbrochen worden ſei. Murat verſtand die Abſicht des Generals nicht, der ihn vielleicht vorbereiten wollte, und antwortete nur, der Schluß der Depeſche werde ſchon nachkommen, er hoffe, daß der König ſeinen Sieg nicht mißbrauchen werde.

Der Tag verging. Am 12. October kam der Com-

mandant der engliſch-ſicilianiſchen Flottille, welche im Tyrrheniſchen Meere kreuzte, nach Pizzo und ſtellte ſich Murat vor; dieſer nahm die Gelegenheit wahr und verlangte, nach Tropea, einer nahegelegenen kleinen Hafenſtadt, gebracht zu werden, wo er die Entſcheidung des Königs abwarten wolle. General Nunziante wollte einwilligen, aber der Brite bemerkte, daß er wohl dazu erſt die Erlaubniß ſeines Herrn einholen müſſe, da Murat an Bord eines engliſchen Schiffes deſſen Gewalt entzogen ſein und unter dem Schutze der engliſchen Flagge ſtehen würde. So ging auch dieſer letzte Hoffnungsſtrahl einer Rettung verloren. Abends fing Nunziante wieder an von ſeiner Depeſche zu reden und der König mußte endlich eine Abſicht merken. „Was würden Sie thun", unterbrach er ihn lebhaft, „wenn die Depeſche Ihnen beföhle, mich vor ein Kriegsgericht zu ſtellen?"

„Dazu", erwiderte Nunziante zögernd, „würde mich keine bloße Depeſche bewegen, niemals! Dieſen Befehl müßte ich, von der Hand des Königs unterzeichnet, durch eine königliche Stafette erhalten."

Murat erwiderte nichts, ſondern aß ruhig weiter. Als er die Tafel aufgehoben hatte, ließ er ſich noch von Natali einige Scenen aus Metaſtaſio's Dramen, die er liebte, vorleſen, legte ſich dann zu Bett und ſchlief ſo ruhig wie lange nicht. Kein Gedanke an die Gefahr,

welche jetzt unabwendbar über seinem Haupte schwebte, kam in seine Seele. Er hatte sogar gegen seine Umgebung von einem Vergleiche mit König Ferdinand gesprochen.

Um Mitternacht ritt endlich die königliche Stafette, von welcher Nunziante gesprochen hatte, in das Schloß von Pizzo ein. Sie brachte die schriftliche Wiederholung des Befehls, welchen er durch den Telegraphen schon früher erhalten hatte; die Ausführung war durch seine Vorstellungen nur verzögert, aber nicht widerrufen worden. Der Befehl lautete, von demselben frühern Tage, den 9. October, datirt:

„Wir, Ferdinand, von Gottes Gnaden König beider Sicilien u. s. w., haben beschlossen und bestimmen, wie folgt:

Artikel 1. Der General Murat ist vor ein Kriegsgericht zu stellen, dessen Mitglieder von unserem Kriegsminister ernannt werden.

Artikel 2. Es wird dem Verurtheilten nur eine halbe Stunde Zeit gegönnt, um den Beistand der Religion zu empfangen."

Am 13. October früh, als der König angekleidet war, trat Kapitän Stratti bei ihm ein und ersuchte die beiden Generale Franceschetti und Natali, ihm zu folgen. Murat fragte, warum dies geschehe, erhielt aber keine andere Erklä-

rung, als daß es befohlen ſei; draußen von beiden nochmals befragt, erwiderte der Offizier, daß eine Verhandlung aufgenommen werden ſolle. Die Generale wollten wieder zum Könige zurückgehen, wurden aber von der Wache daran verhindert und in das finſtere Gefängniß zu den Offizieren und Soldaten geführt, wohin dieſe bereits um zwei Uhr in der Nacht wieder gebracht worden waren.

Murat, als ſie nicht zurückkamen, fragte ſeinen treuen Armand, der zu ihm gekommen war, ob er nichts wiſſe. Da traten aber mit dem Kapitän Stratti noch drei andere ſicilianiſche Offiziere herein, Armand wurde hinausgeſchickt, und Stratti erklärte, der König werde vor ein Kriegsgericht, das in einem Nebenzimmer verſammelt ſei, geſtellt werden, um Rechenſchaft über die Motive ſeiner Landung in Calabrien zu geben.

Einen Moment war der Gefangene betroffen und wechſelte die Farbe, doch faßte er ſich ſchnell. „Herr Kapitän", ſprach er ſtolz, „ſagen Sie dem Präſidenten des Gerichts, daß ich mich weigere, vor ſeinem Tribunal zu erſcheinen. Männer wie ich haben nur Gott Rechenſchaft von ihren Handlungen abzulegen. Mögen ſie ihr Urtheil ſprechen, ich habe nichts mehr zu antworten."

Jetzt kam der Offizier herein, welcher zum Vertheidiger des Angeklagten beſtellt war, ein Kapitän Sta-

race, ſicilianiſcher Herkunft. Er ſtellte ſich dem Könige vor und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, als er die traurige Pflicht meldete, die ihm auferlegt war. „Ich ſoll Ew. Majeſtät vertheidigen“, ſagte er, „und vor welchen Richtern!“

„Sie ſind nicht meine Richter!“ unterbrach ihn Murat. „Sie ſind meine Unterthanen, und es iſt ihnen nicht erlaubt, ihren Souverän zu richten. Ebenſo wenig kann ein König einen andern König richten, weil keiner über ſeinesgleichen Gewalt hat. Die Souveräne haben keinen andern Richter als Gott und ihr Volk! Will man mich aber als Marſchall von Frankreich betrachten, ſo kann mich nur ein Rath von Marſchällen richten; wenn als General, von Generalen. Ehe ich zu der Niedrigkeit Ihrer verſammelten Richter herabſteige, muß manche Seite aus der Geſchichte von Europa geſtrichen werden. Das Tribunal iſt incompetent, es iſt für mich eine Schmach.“

Vergebens ſuchten Stratti und Starace ihn zu bewegen, nur einige Zeilen zu ſeiner Vertheidigung niederzuſchreiben. „Ihr könnt mein Leben nicht retten!“ ſagte er. „Es handelt ſich nicht um einen unparteiiſchen Richterſpruch, ſondern um ein vorherbeſtimmtes Todesurtheil. Die Männer, welche jenes Tribunal beſetzt haben, ſind nicht meine Richter, ſondern meine Henker. Sagen Sie

nichts zu meiner Vertheidigung, Kapitän Starace, ich befehle es Ihnen."

Einige Augenblicke darauf, als die Beiden ihn verlaſſen hatten, um dem Gerichtshofe ſeine Weigerung zu bringen, erſchien der Inquirent deſſelben und wollte die Generalien der Form wegen erledigen, indem er nach Namen, Alter und Vaterland fragte.

„Ich bin Joachim Napoleon, König beider Sicilien!" erwiderte Murat. „Sie wiſſen Alles. Entfernen Sie ſich, mein Herr!"

Auch die andern Offiziere, welche ihm gewiſſermaßen zur Bewachung gegeben waren, mußten ihn verlaſſen und er blieb mit Stratti, deſſen Benehmen ſein Vertrauen gewonnen hatte, allein. Jetzt forderte das menſchliche Gefühl in der Bruſt des Unglücklichen ſein Recht und das Herz floß ihm in bittern Klagen über.

„Ich hätte den König für größer und menſchlicher gehalten!" ſprach er, im Zimmer auf und ab gehend. „Ich würde großmüthiger an ihm gehandelt haben, wenn er in meinen Staaten gelandet wäre und das Loos der Waffen ihn in meine Hände hätte fallen laſſen. Ich bin kein Verbrecher, ich habe meine Hauptſtadt nur durch die Gewalt der Waffen verloren und in keiner Weiſe meinen Titeln und Rechten, die mir durch Verträge auf das Königreich Neapel zugeſichert worden

ſind, entſagt. Hat ein gefangener Feldherr das Leben verwirkt? In Pizzo iſt Freude über mein Unglück! Was habe ich gethan, um die Neapolitaner zu Feinden zu haben? Ich habe für ſie die ganze Frucht langer Kriege und Mühen geopfert und laſſe meine Familie arm zurück. Was frei iſt in Neapels Geſetzen, iſt mein Werk; ich habe eine Armee geſchaffen zur Vertheidigung des Vaterlandes, ich habe das Volk von Neapel zu einem der angeſehenſten in Europa gemacht!" Er ſprach dann mit Vorliebe von ſeinen alten Feldzügen, kam aber bald wieder auf die Gegenwart zurück. „Wie anders laſſe ich dem Könige ſein Land zurück, als da er ſich 1806 nach Palermo flüchtete! In der Lage, in welcher ich mich befinde, hat er meinen Tod nicht nöthig, um ſicher und unangefochten zu herrſchen. Statt des grauſamen Befehls, den er für mich gegeben hat, wäre es beſſer geweſen, dem Beiſpiel der alliirten Mächte zu folgen, die ihm den Weg vorgezeichnet haben, indem ſie mir Päſſe ertheilten, um mich meiner Familie wiederzugeben. Das wäre eines Königs würdiger geweſen, als dieſe Politik, die nur eine unbegründete Furcht bekundet und einſt die Rache an ihm oder ſeinem Hauſe heraufbeſchwören muß. Seine Großmuth gegen einen wehrloſen Feind hätte ihre Weihe durch die Geſchichte erhalten. Statt deſſen will man die Tragödie des Her-

zogs von Enghien wiederholen; ich ſoll dafür büßen und habe keinen Theil daran gehabt, das ſchwöre ich bei Gott, vor deſſen Angeſicht ich bald treten werde."

Er ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Kapitän Stratti, ich fühle das Bedürfniß allein zu ſein. Ich danke Ihnen für die Liebe, die Sie mir in meinem Unglück bewieſen haben, ich kann Ihnen meine Dankbarkeit nur in Worten beweiſen. Seien Sie glücklich!" Weinend ging Stratti hinaus.

Unterdeſſen hatte das Kriegsgericht ſeinen Spruch gefällt. Dieſer lautete: „Da Joachim Murat, durch das Geſchick der Waffen in den Privatſtand, in welchem er geboren, zurückgetreten, mit neunundzwanzig Genoſſen zu verwegenem Unternehmen nach Neapel gekommen iſt, nicht um einen Krieg zu beginnen, ſondern Aufruhr anzuſtiften, da er das Volk zur Rebellion aufgerufen, die legitime Souveränetät verletzt und einen allgemeinen Aufſtand des Königreichs und ganz Italiens verſucht hat, ſo wird er als öffentlicher Feind zum Tode verurtheilt, kraft des Geſetzes, das noch zu Recht beſteht."

Es war ein Geſetz, welches Murat ſelbſt gegeben, in vielen Fällen jedoch ſuspendirt hatte, das ſich nun gegen ſeine eigene Perſon kehrte.

Der Referent des Tribunals erſchien, um ihm anzukündigen, daß er zum Tode verurtheilt ſei und dies Urtheil in

einer halben Stunde vollſtreckt werden ſolle. Murat hörte das Urtheil mit kalter Verachtung an. Man bot ihm einen Beichtvater, er ließ ihn kommen; es war der Prieſter von Pizzo, Masdra mit Namen. „Sire", ſprach der Diener des Herrn, als er vorgelaſſen wurde, „ich ſehe Sie heute zum zweiten Male. Als Ew. Majeſtät vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, bat ich um einen Beitrag zum Bau unſerer Kirche, die ſeit dem Erdbeben vor ſiebenundzwanzig Jahren noch nicht völlig hergeſtellt war, und Sie bewilligten mehr, als ich hoffte. Darum wird meine Stimme auch heute nicht vergeblich bei Ihnen ſein, da ſie heute für ein höheres Gut ſprechen wird, für Ihr ewiges Seelenheil." Der König hatte ſchon ein kurzes, aufrichtiges Glaubensbekenntniß niedergeſchrieben, das er dem Prieſter gab; dann betete er mit ihm.

Und nun zur letzten irdiſchen Sorge! Er ſetzte ſich nieder und ſchrieb:

„Meine liebe Karoline!

Meine letzte Stunde iſt gekommen; in wenigen Augenblicken werde ich aufgehört haben zu leben, in wenigen Augenblicken wirſt Du keinen Gemahl mehr haben. Vergiß mich nie; mein Leben war mit keiner Ungerechtigkeit befleckt. Leb' wohl, mein Achill, leb' wohl, meine Lätitia, leb' wohl, mein Lucian, leb' wohl, meine Louiſe; zeigt Euch meiner würdig vor der Welt! Ich laſſe Euch

ohne Königreich, ohne Glücksgüter inmitten meiner zahlreichen Feinde zurück; ſeid beſtändig einig, zeigt Euch erhaben über das Mißgeſchick; denkt, wer Ihr ſeid und was Ihr geweſen ſeid, und Gott wird Euch ſegnen. Flucht meinem Gedächtniß nicht; wißt, daß es mein größter Schmerz im letzten Augenblicke meines Lebens iſt, fern von meinen Kindern zu ſterben. Empfangt meinen väterlichen Segen, empfangt meine Küſſe und meine Thränen! Behaltet ſtets das Andenken Eures unglücklichen Vaters im Gedächtniß! Pizzo, den 13. October 1815."

Dann ſchnitt er eine Locke ſeines Haares ab, legte ſie in den Brief und gab ihn unverſiegelt an den Kapitän Starace mit der Bitte, denſelben nebſt dem geſchnittenen Stein, den man nach ſeinem Tode in ſeiner Hand finden werde, ſeiner Familie zu überbringen. Seine Uhr ſollte ſein treuer Diener Armand zum Andenken erhalten. Er bat noch, ſeine Generale Franceſchetti und Natali ſehen zu dürfen; es wurde ihm abgeſchlagen.

„Wohlan denn!" rief er. „Zögert nicht länger, ich bin zum Tode bereit."

Die Thür ſeines Zimmers wurde geöffnet, draußen ſtand eine Section von zwölf Mann Sicilianern.

Feſten Schritts, mit heiterem Angeſicht trat er ihnen entgegen. „Schont das Geſicht, zielt auf das Herz!" rief er ihnen zu. Dann richtete er ſeinen Blick auf den

geſchnittenen Karneolring an ſeiner Hand, welcher das Bild der Königin Karoline trug, und bot ſeine Bruſt den Kugeln. So empfing er die tödtliche Salve; es war um vier Uhr nachmittags.

Sein zerſchmetterter Körper wurde in der Kirche von Pizzo beigeſetzt.

Neuntes Kapitel.

In Frieden.

Eine düstere Befriedigung herrschte am Hofe zu Neapel, als General Nunziante die Vollstreckung des Blutbefehls meldete. Nur die Todten kommen nicht mehr wieder! König Ferdinand hatte bereits im Juni, noch aus Portici, ehe er in seine Hauptstadt einzog, dem Helden, welcher in sechs Wochen Murat's Armee zertrümmert und das ganze Königreich für seinen rechtmäßigen Herrn erobert hatte, seine Erkenntlichkeit bewiesen, hatte ihn zum Herzoge von Casalanza erhoben und ihm ein Jahrgehalt von 9000 Ducaten oder 15,000 Gulden verliehen, obgleich Bianchi den Antrag, als Generalissimus in neapolitanische Dienste zu treten, abgelehnt hatte. Jetzt wurde das Füllhorn der königlichen Gnade über diejenigen ausgeschüttet, welche den gefährlichsten Feind der Dynastie hatten vernichten helfen. Die Stadt Pizzo erhielt den Beinamen, Fedelissima, die Treueste und ewige Abgabenfreiheit, der Gensdarmeriekapitän und ehe-

malige Brigantenchef im Dienſte der Bourbons, Trenta-Capilli, welcher Murat um perſönlicher Rache willen ſchon lange verfolgt und endlich ſeinen Zweck erreicht hatte, wurde zu einem höhern Grade befördert; den Beiſitzern des Kriegsgerichts wurden andere Auszeichnungen, wenn auch nicht unmittelbar darauf, zu Theil.

Im Lande herrſchte nach Stürmen Ruhe, und das leichtſinnige Volk, beſonders in der üppigen Hauptſtadt, gab ſich bald wieder dem ſorgloſen, ausgelaſſenen Treiben hin, das nur Sinn für den Genuß des Augenblicks hat. Unter der glatten Oberfläche der allgemeinen Zuſtände, welche dem Spiegel des Golfs bei ſtillem Meere glich, konnten Tieferblickende aber manches drohende Anzeichen erblicken, welches künftige Stürme vorherſagte. Es gab eine Partei im Lande, welche einſt von den Bourbons geliebkoſt und für ihre Sache gewonnen worden war; nicht die Häupter alle, die ſich anderer Zwecke bewußt waren, als durch die Wiederkehr der alten Dynaſtie erreicht werden konnten, aber wohl der minder klare Theil derſelben und viele aus den einzelnen Hütten der weitverzweigten Verbindung, deren Fehler der Mangel einer einheitlichen Organiſation war. Dieſe Verbindung, von Murat's Regierung heftig verfolgt, hätte jetzt Anerkennung hoffen dürfen, aber ihre letzten Ziele, auf welche doch einige Streiflichter gefallen waren, er-

ſchienen ſo gefährlich, daß ſie auch der wiederhergeſtellten Herrſchaft ein Gegenſtand des Argwohns wurden. Bald tauchte eine Gegenverbindung, die ſogenannten Calderari (Keſſelſchmiede), auf, welche vom Polizeiminiſter, Fürſten Canoſa, begünſtigt, die Carbonari und ihre Zwecke eifrig bekämpfte. Wenige Jahre ſpäter und die Zuckungen der Revolution verbreiteten ſich wieder über ganz Italien, beſiegt und niedergehalten und immer aufs neue ausbrechend bis auf unſere Tage.

Aber auch die Strenglegitimen im Lande erfreuten ſich nicht alle des vollen Sonnenſcheins königlicher Gnade. Selbſt der Fürſt Hettore Angri, deſſen loyale Geſinnung über allem Zweifel erhaben ſtand, hatte bei Hofe, als er ſich beeilte, trotz körperlichen Leidens ſeinem zurückgekehrten Monarchen die Aufwartung zu machen, eine zwar ehrenvolle, aber kalte Aufnahme gefunden. Es war nicht genug, ſeine Geſinnung unter Murat's Herrſchaft ſelbſt auf die Gefahr der Verfolgung niemals verleugnet zu haben, man verlangte Action für die gute Sache. „In dieſer Beziehung", hatte der Sohn des Fürſten Hettore bitter bemerkt, „ſteht Fra Diavolo, weil er im Solde der vertriebenen Dynaſtie ſeine Räuberbande geführt, höher als Sie, mein Vater, und die Mönche der Incoronata, welche für die Zuflucht, die ſie ihm gewährt haben, mit Aufhebung ihres Kloſters beſtraft worden

ſind, müßten nachträglich zu den reichſten Pfründen gelangen.“ Der Fürſt hatte ihm die Rede zwar verboten, und nie war ein Wort, das einer Anklage gegen den König ähnlich geſehen, über ſeine Lippen gegangen, aber zu Herzen mochte er ſich die Aufnahme doch genommen haben, denn er ließ ſich, als er zum erſten Male wieder zu einer Hoffeſtlichkeit eingeladen wurde, mit Krankheit entſchuldigen und verließ bald darauf Neapel, um ſich ganz auf ſeine Caſa dell' Orme zurückzuziehen, wo er die Jahre der Fremdherrſchaft zugebracht hatte. Hier aber erkrankte er nun wirklich von neuem, nachdem er die wiederholten Anfälle der letzten Zeit immer wieder mehr durch die eiſerne Kraft ſeines Geiſtes als durch körperliche Feſtigkeit überwunden hatte, und daß er jetzt ſterben müſſe, war ihm vom erſten Moment, als ihn die Krankheit niederwarf, klar. Einmal hatte er ſich darüber täuſchen können, jetzt nicht mehr. Warum ſollte er den Tod noch von ſich abweiſen, auch wenn es möglich geweſen wäre? Er hatte die Wiederkehr ſeines rechtmäßigen Monarchen, die ſein heißeſter Wunſch geweſen war, erlebt, er war dadurch um eine bittere Erfahrung reicher geworden; ſeine Kinder konnte er niemals wiedergewinnen! Camillo hatte ſich von einem Vorwurfe gereinigt, um ſich deſto ſchwerer mit einem andern zu belaſten; er hatte ſich unedler Verſtellung be-

dient, um unter der Larve eines treuen Anhängers den Uſurpator durch falſchen Rath und geheime Anſchläge mit einer verkappten Genoſſenſchaft ins Verderben zu ſtürzen, nicht zur Wiederaufrichtung des legitimen Throns, ſondern für phantaſtiſche, nie zu verwirklichende Ideale, deren Verfolgung von jeder Regierung als verbrecheriſch gebrandmarkt werden mußte. Der Sohn ſtand dem Vater, ſeit er es gewagt hatte, ihm ſein ſociales und politiſches Phantom in einer feurigen Rechtfertigung zu enthüllen, noch ferner, als er ihm in der Maske eines Muratiſten geſtanden hatte. Nur die äußere Form wurde zwiſchen beiden aufrecht erhalten, und es fiel dem Fürſten Hettore, da er ſeinen Tod nahen fühlte, nicht ein, Camillo wie vor zwei Jahren an ſein Sterbebett rufen zu laſſen. Anders mit Virginia! Sein Herz verlangte nach ihr; es war ihm, als könne er nicht in Frieden ſcheiden, wenn er ſie nicht noch einmal geſehen und geſegnet hätte, ſein armes, verſtoßenes, gemißhandeltes Kind! Mit ſeiner greiſen Schweſter, welche wieder von ihrem Kloſter herabgekommen war, um den Bruder zu pflegen, ſprach er inbrünſtig davon, und als er täglich ſchwächer wurde, quälte es ihn mehr und mehr, daß dieſer Wunſch hienieden nicht mehr in Erfüllung gehen konnte. Wenn er ſich nicht durch die freche Drohung des Deutſchen, der nun den Tod ſeines Söldner-

handwerks gefunden, hätte bewegen lassen, wenn er die Furcht vor der Schmach in den Augen der Welt, vor welcher sein stolzes Haus seit einem Jahrtausend makellos dagestanden, überwunden und sein Kind, statt es jenem Fremdling hinzuwerfen, in die verborgene Freistatt des Klosters unter die Obhut ihrer strengen und doch liebevollen Verwandten gebracht hätte, welches Unglück, welche Leiden wären Virginia erspart worden! Aber freilich, er hatte damals ja nicht den wahren Zusammenhang ihrer und seiner Schmach gekannt, nicht geahnt, daß der Miethling, der ihre Hand begehrte, um seine Schuld an ihr wieder gut zu machen, ihn belogen und eine fremde Schuld für schnöden Lohn auf sich genommen hatte, daß sein Kind das Opfer eines Andern geworden war, der unter dem Beistande einer Gewissenlosen, welche Mutterstelle bei ihm vertreten sollte, und durch den Reiz des Geheimnisses, das seine Person umschwebte, das Herz der Armen gewonnen und ihren romantischen Sinn, ihre Harmlosigkeit gemißbraucht hatte. Das Alles war ihm erst enthüllt worden durch Virginia's Bekenntniß, als er auf dem Sterbebett lag, wie heute, wo er nicht mehr von demselben aufstehen sollte. Wo weilte sie jetzt? Sie war entflohen, um dem verhaßten Ehejoche, um den bösen Nachstellungen eines hinterlistigen Feindes, und der unrettbaren Schande zu entgehen, welche sie bis dahin künstlich von sich ab-

gewendet hatte. Wohin war ſie geflohen? Alle Nachforſchungen, ſelbſt nach dem bekannt gewordenen Tode ihres Gemahls und der Entfernung ſeines Herrn, waren vergeblich geblieben; ſie hatte Neapel, vielleicht Italien verlaſſen.

Frau Margherita ſtrebte den Sinn ihres Bruders von dieſen irdiſchen Sorgen, die ihn Tag und Nacht quälten, auf das Ewige zu lenken; im himmliſchen Lichte ſollte er Virginia wiederſehen, dort alle Zweifel in der Gnade des Allbarmherzigen gelöſt finden. Aber wenn er auch eine Weile ihren Worten lauſchte und Pater Francesco, ſeinem ehrwürdigen Beichtvater, der ihn keinen Tag verließ, ein frommes Gehör ſchenkte, immer wieder kam er mit heißer Sehnſucht auf ſein Kind zurück. „Schafft ſie mir, wenn ich ruhig ſterben ſoll!“ ſagte er mehr als einmal, und die Schweſter war tief betrübt um ihn.

„Wenn die letzte Hoffnung fehlſchlägt“, ſprach ſie zu dem Beichtvater, mit welchem ſie Alles berieth, „wenn unſer Bote zurückkommt und auch von dort keine Nachricht bringt, die auf eine Spur leiten könnte! Ich fürchte, daß ſeine Seele nimmer die Faſſung gewinnen wird, ſich von dieſem zehrenden Gedanken ihrem ewigen Heile zuzuwenden!“

Der Pater beruhigte ſie. „Der letzte Moment iſt

nicht ſo nahe, wie Sie glauben, hochwürdige Frau; Sie können es an dieſer Stimmung und Unruhe bemerken. Wenn der letzte feierliche Moment kommt, wird das Irdiſche von ihm abfallen, wie Schlacken vom lautern Golde."

Es war ein Bote ſchon vor längerer Zeit nach der Baſilicata abgeſandt worden, um der Frau, welche, aus Virginia's Dienſt entlaſſen, bereits im Frühlinge nach ihrer Heimat zurückgekehrt war, noch einmal durch ernſtliche Vorſtellungen und reiche Verſprechungen, wenn ſie irgend etwas über den jetzigen Aufenthalt ihrer Herrin wußte, dies Geheimniß, das ſie bis jetzt in Abrede geſtellt, zu entlocken.

„Wenn der Mas' hingegangen wäre!" ſagte die frühere Dienerin Virginia's zu dem alten Bartolo. „Der würde ſchon Gewißheit ſchaffen, und wenn die Gianna einen Eid geſchworen hätte! Ich glaube aber, der Mas' Antonio könnte ſelber reden, wenn er wollte!"

„Das iſt ein verſtockter Sünder, Nina!" erwiderte der alte Diener. „Der Herr hätte ihn nicht wieder aufnehmen ſollen oder wenigſtens nicht ſo oft beurlauben, daß er ſeinem alten Handwerk nachgeht. Wir wiſſen alle, daß ihn der Murat vormals begnadigt hat, aber glaubſt Du nicht, daß er mit bei ſeiner Gefangennahme thätig geweſen iſt, da er von dort kam und die

Nachricht von der Erſchießung des geweſenen Königs ſo friſch brachte? Wo iſt er jetzt? Weißt Du's? Wir alle nicht."

„Bartolo! Vielleicht bringt er uns den einzigen Troſt für unſern armen Herrn!" rief Nina.

Bartolo ſchüttelte den Kopf über dieſe voreilige Hoffnung. Der finſtere Menſch, der mit Niemand unter ſeinen Mitdienern mehr verkehrte, als er mußte, war wohl nicht fähig, jene Hoffnung zu verwirklichen, auch wenn er gewußt hätte, wo die Tochter des Fürſten weilte, was Nina nur darauf gründete, daß das Mädchen, welchem Virginia eine beſondere Vorliebe geſchenkt, ſeine Nichte war. Er hatte vor einiger Zeit Urlaub gehabt zu einer weitern Reiſe, wohin und wozu, wußte Niemand. Von dort war er zurückgekehrt mit der Nachricht von Murat's Tode, welche dem kranken Fürſten, weil ſie ihn zu ſehr aufgeregt hätte, nicht mitgetheilt worden war. Seitdem war er wieder verſchwunden und kein Menſch wußte, wer ihm eigentlich die Erlaubniß gegeben hatte. Auf ihn eine Hoffnung zu ſetzen, konnte wohl nur einer Frau einfallen, die ſich in der Noth an jedem Strohhalm aufrecht zu halten ſucht.

Und doch! Der Abend war ſchon tief eingebrochen; am Bette des Kranken, deſſen Lebenskraft heute wunderbar aufgeflackert war, ſaß die Aebtiſſin und ſuchte, da

er ſo lebhaft ſprach, ihn zu beſchwichtigen, wie der Arzt, welcher draußen mit Pater Francesco Rückſprache nahm, ihr empfohlen hatte. Da öffnete ſich unhörbar in ihren Angeln die Thür, und die unwillig aufblickende Margherita ſah eine tiefverſchleierte Frau in Trauerkleidern, ein kleines, ebenſo gekleidetes Mädchen an der Hand, eintreten. Raſch erhob ſich die Aebtiſſin, ihr Herz bebte; ſie wußte, wer es war, noch ehe die Eintretende ihren Schleier zurückgeſchlagen hatte. Und auch der Vater, von deſſen Bette heute auf ſeinen Wunſch die Vorhänge hinweggenommen waren, wußte auf den erſten Blick, wer ihm nahte, und der laute freudige Ruf des Namens, der all ſein Denken und Fühlen qualvoll beſchäftigt hatte, verkündigte der Kommenden, welche Aufnahme ſie fand.

Sie eilte zu ihm, ſie kniete, wie damals, an ſeinem Bette nieder, heute nicht zur reuevollen Beichte, ſondern um den letzten Segen des ſterbenden Vaters zu empfangen. Er legte die Hand auf ihr Haupt, er ſah das Kind an, das die Mutter ihm endlich gebracht hatte; konnte ſie fürchten, daß er es verſtoßen werde? Das Kind war ſchüchtern, wie ſehr die Mutter es auch auf Alles vorbereitet und mit liebevollen Gedanken für die Begegnung zu erfüllen verſucht hatte; es weinte ſtill, als der fremde, blaſſe Mann, der hier ſo krank in ſeinem

Bette lag, die Hand ſegnend auch auf dies unſchuldige Haupt legte, und ſchmiegte ſich hülfeſuchend an die Mutter, welche noch keines Wortes mächtig war. Neben ihr ſtand die Aebtiſſin mit gefalteten Händen; ihr Gebet ſtieg zum Himmel, daß nur jetzt der Herr noch ihres Bruders verſchonen wolle, da es ja ein ewiger Vorwurf für ſeine Tochter ſein müßte, wenn er jetzt abgerufen würde, durch ihren unerwarteten Anblick zum Tode erſchüttert! Ihr Gebet wurde erhört. Der Kranke war mächtig ergriffen, aber es ſchien, als wolle ihm dieſer Moment eher wohlthätig ſeine Lebensgeiſter aus ihrer Hinfälligkeit auffriſchen, und er fand die Kraft, mit der Wiedergeſchenkten zu reden, ihr mit Worten zu ſagen, was er ſchon mit ſtummen Zeichen gethan, und ſie aus vollem Herzen ſein geliebtes Kind zu nennen. Leiſe hatte ſich unterdeſſen auch Pater Francesco genähert; ſein mild auffordernder Blick wurde von Virginia verſtanden; ſie küßte die Hand ihres Vaters, mit welchem ſie nun ſchon unter mühſam bekämpften Thränen geſprochen hatte, und verließ mit dem Kinde das Zimmer, gefolgt von der Aebtiſſin, bei der ſie nun ohne allen Rückhalt in einer langen, ſchmerzlichen Unterredung wohl eine Stunde verweilte, nachdem ſie die Kleine ihrer Dienerin übergeben, welche ſie hierher begleitet hatte.

„Ja, Tante Margherita!“ ſprach ſie, als beide ſich

trennten, um die Ruhe zu ſuchen, deren ſie gleich ſehr bedürftig waren. „Nun komme ich zu Dir, die mir die Stätte ſchon lange bereitet hat. Mein Geſchick hat ſich erfüllt. Du haſt die Sorge um das Einzige, das mich noch an die Welt feſſeln könnte, von meinem Herzen genommen; für das geliebte Weſen, das keine Ahnung von Allem hat und nie haben ſoll, wirſt Du ſorgen, daß ihm ein ſicheres und glückliches Erdenloos bereitet wird. Könnte es glücklich werden an meiner Seite? Ich habe Dir nichts verſchwiegen, ich habe Dir auch die Schwachheit meines Herzens bekannt, das, nachdem es in ſeinem erſten Erwachen ſo bitter getäuſcht, nachdem es von anderer Seite hart verletzt worden, noch einmal von Glück träumte. Das iſt vorüber, ich habe dieſe Schwäche überwunden.“ Ihr Auge ſenkte ſich vor dem prüfenden Auge der Aebtiſſin, das auf ihr ruhte, ſie faßte ihre Hand und küßte ſie, aber ihre Lippen zitterten. „Bei Dir werde ich den Frieden meines Herzens wiederfinden!“ ſetzte ſie bebend hinzu. „Und wie Du Beata heißt, ſo möge mir ein geweihter Name von gleich ſegensreicher Bedeutung werden, wenn ich den Schleier nehme.“

Im Hauſe hatte die Ankunft der Gräfin die größte Theilnahme erweckt; unter den treuen Dienern, welche der Herrſchaft am nächſten ſtanden, knüpften ſich ſogar

Hoffnungen daran für die nochmalige Geneſung des Fürſten. Dieſe Hoffnungen erfüllten ſich jedoch nicht. Der Fürſt lebte noch acht Tage, und der Arzt hatte geſtattet, daß ſeine Tochter ſtets in ſeiner Nähe bleibe, weil dieſe, ſtatt ihm durch Gemüthsaufregung zu ſchaden, vielmehr beruhigend auf ihn wirkte; viel ſprach er nicht mehr, aber ſein müdes Auge, wenn es auf Virginia ruhte, verrieth den innern Frieden, den er gefunden hatte. Am achten Tage verſchied er ſanft, ohne daß der Uebergang vom Schlummer zum Tode ſich durch einen Kampf bemerklich machte. Nach Camillo hatte er nicht ein einziges Mal gefragt. Wo war der Sohn, der nun alle Titel und Beſitzungen erbte? Wo weilte er, daß ihn gar keine Kunde von dem nahen Ableben ſeines Vaters ereilt hatte? Mas' Antonio, welcher nach ſeiner Rückkehr von einer für ihn traurig verfehlten Unternehmung ſofort wieder abgeritten war, um in entgegengeſetzter Richtung dem ſterbenden Herrn ſeine Tochter, welche er wohl zu finden wußte, herbeizuſchaffen, hätte auch verrathen können, wohin Prinz Camillo ſich gewendet hatte, aber ihn aufzufinden wäre nicht ſo leicht geweſen. Camillo war auf einer Reiſe durch die Provinzen begriffen, um für die Verbindung, von welcher er das künftige Heil Italiens hoffte, möglicherweiſe die ihr noch immer fehlende Einheit in der Leitung anzubahnen, und wenn er darüber

verſäumte, den letzten Segen ſeines Vaters zu empfangen und ihm liebend die Augen zuzudrücken, ſo durfte der Mann, der ſeinem Ziele jedes Opfer zu bringen bereit war, ſelbſt das eigene Bewußtſein der ſogenannten Ehrenhaftigkeit des Handelns, nicht um perſönliche Beziehungen klagen. Hätte er erreicht, was er anſtrebte, ſo würde er auch nicht geklagt haben, aber ſeine Bemühungen waren wiederum an den alten Klippen, welche faſt noch ſtarrer als ſonſt hervortraten, geſcheitert; es war ihm nicht einmal gelungen, den Plan für ein gemeinſames Handeln bei der veränderten Lage der Dinge und der Wiederaufrichtung des Alten in Italien feſtzuſtellen. Alles blieb vereinzelt, zerfahren wie bisher, und Camillo wurde in der Verſtimmung, mit welcher er nach Neapel zurückkehrte, durch die Nachricht vom Tode ſeines Vaters ſchmerzlich getroffen.

„Wer war bei ihm, Tommaſo, in ſeiner letzten Stunde?“ rief er.

„Die hochwürdige Domina und Ew. Durchlaucht Schweſter“, antwortete Mas' Antonio, wohl wiſſend, welchen Eindruck ſeine letzten Worte machen mußten.

„Virginia!“ rief Fürſt Camillo betroffen. „Sie iſt zurückgekommen! Weißt Du mehr? Geſtehe es!“

„Ich habe ſie geholt“, erwiderte Tommaſo. „Hier iſt nichts mehr zu verleugnen nöthig. Als ich meinen

Herrn, der mir ſo viele Wohlthaten erzeigt hatte, zum Tode krank ſah und hörte, daß er nicht ſterben könne, weil ihm das Herz nach der Tochter ſchrie, da holte ich ſie. Mir war's verunglückt, als ich den König, der mir zweimal das Leben geſchenkt, retten wollte, meinem alten Hauptmann zum Trotz, obgleich er mich mitgenommen hatte als Helfershelfer; nun wollte ich wenigſtens an meinem Wohlthäter, ſolange er noch lebte, ein gutes Werk thun. Sollte ich nicht wiſſen, wo die Principeſſa war, da meine Maddalena in ihren Dienſten ſtand und ſich oft genug von mir heimlich ab- und zurudern ließ, um ihr Nachrichten zu bringen?"

„Aber Du haſt es immer dreiſt abgeleugnet, Dich ſogar verſchworen!" rief der Fürſt.

Mas' Antonio machte eine achſelzuckende Bewegung, die wenig Sorge über ſein Unrecht verrieth.

„Iſt meine Schweſter noch in der Caſa dell' Orme?"

„Nein, ſie iſt hier, das heißt, in der Villa. Sie beſtellt ihr Haus, Durchlaucht, denn ſie wird nun ins Kloſter gehen."

„Unmöglich!" rief Camillo lebhaft. Doch faßte er ſich, blickte den Diener eine Weile unſchlüſſig an und fragte dann, wer ihm von dieſem Entſchluß Kenntniß gegeben habe. Mas' Antonio nannte ihm ſeine Nichte Maddalena.

„Haſt Du etwas von meinem Vetter Emilio gehört?“ fragte der Fürſt abbrechend.

„Unheilbar, ſagen die Aerzte“, erwiderte Tommaſo. „Er ſoll ſich einbilden, Tag und Nacht mit vielen hundert Schlangen zu kämpfen, die er um ſeine Glieder ſich ringeln ſieht; ſeine Wärter können es nicht ſchaudervoll genug ſchildern.“

„Eine Frage noch, die Du aber der Wahrheit getreu beantworten mußt“, ſagte der Fürſt, raſch ablenkend.

Mas' Antonio warf ihm einen ſchnellen Blick zu, der wie ein Blitz unter ſeinen ſchwarzen Augenbrauen hervorſprühte. „Wem gilt es, Durchlaucht?“

„Hat der junge Baron Orkum den Aufenthalt meiner Schweſter erfahren? Hat er ſie wiedergeſehen?“

„Wenn ich Ja antworten könnte, ſo wäre ich ein reicher Mann. Er hat mir viel geboten, wenn ich ihm ausſpüren könnte, wo die Frau Principeſſa ſich aufhalte. Aber der Mas', wenn er auch gelogen und falſch geſchworen hat, iſt doch, wo er Treue gelobt, ein Galantuomo.“

„Er iſt doch noch hier?“ fragte Camillo.

„Ja, Durchlaucht.“

„Und meine Schweſter in der Villa Angri? Wie iſt es möglich, daß er dort nicht gefragt, ſie nicht gefunden hat?“

„Sie iſt erſt geſtern aus der Caſa dell' Orme dort eingetroffen. Gefragt hat er mehr als einmal. Wenn er es heute nochmals verſuchte, würde er ſie ſchon finden."

„Nun, Tommaſo, gehe und bringe der Gräfin meine Grüße, ſag' ihr, ich würde ſie noch heute beſuchen, wenn ich könnte. Willſt Du in meinem Dienſte bleiben? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich die ganze Dienerſchaft meines Vaters behalte, aber ich will es Jedem freiſtellen, zu bleiben oder zu gehen, beſonders einem Galantuomo wie Dir. Denn wer bei mir bleibt, muß mir auch ganz dienen!"

„Ich verſtehe Ew. Durchlaucht und glaube nicht, daß Sie mich brauchen können."

„Du biſt ein trotziger Geſell, Tommaſo, ich meine aber doch, daß Du nicht abtrünnig werden kannſt. Oder hat Dir vielleicht Dein alter Hauptmann jetzt eine gute Stelle bei ſeinen Wölfen angeboten?"

„Eine Kugel vor den Kopf hat er mir angeboten", erwiderte Mas' Antonio kalt. „Eben weil ich ein Galantuomo bin, worüber Ew. Durchlaucht zu ſpotten belieben."

„Nun geh nur, Tommaſo, wir werden uns doch wohl verſtändigen. Thue, wie ich Dir geheißen habe, und warte auf mich in der Villa. Da es aber nichts

mehr zu verleugnen gibt, ſo ſage mir, wo iſt die Gräfin Orkum bis jetzt geweſen?"

„Das werden Sie heute am beſten von ihr ſelbſt erfahren", verſetzte der hartköpfige Mann, und Fürſt Camillo entließ ihn, um Alles zu bedenken, was die erhaltene Trauerbotſchaft ihm auferlegte. Erſt als er allein war und ſeine Gedanken ſich auf dieſen einen Punkt richteten, fühlte er, wie ſtark in ihm doch trotz aller Entfremdung die Sohnesliebe geblieben war, und er wurde ſehr traurig, daß Alles ſo hatte kommen müſſen. Doch entriß er ſich bald wieder dieſer weichen Stimmung; er hatte die Pflicht, zu handeln, damit es in ſeiner Familie oder vielmehr mit der Einzigen, an welcher er noch hing, nicht noch trauriger würde als bisher.

Mas' Antonio kam ihm jedoch zuvor. Er machte einen kleinen Umweg und ſuchte die Wohnung des jungen deutſchen Freiherrn auf, von welchem er ſeit längerer Zeit ſchon ganz anders dachte als einſt, wo er gegen ſeine Nichte Maddalena ſo feindlich über ihn geſprochen hatte. Das hatte Maddalena bewirkt.

Fünf Monate waren vergangen, ſeit Alexander Orkum nach langer Haft als Opfer einer gewaltthätigen Militärjuſtiz, die vom Recht nur den Namen hatte, im Volkstumult ebenſo gewaltthätig und rechtlos befreit

worden war, und nichts hatte ihm im Wege geſtanden, das Land, wo er ſo ungerecht behandelt worden, zu verlaſſen. Aber es hielt ihn hier wie mit Zauberbanden feſt; es wäre ihm geweſen, als ſcheide er mitten in einer Kriſis unvollendeter Lebensgeſtaltung, wenn er jetzt ſich von hier losriß. Von Woche zu Woche hielt er ſich mit Hoffnungen hin, welche ſich nur auf ſchwache Gründe ſtützten; er hatte zuerſt mit ſich ſelbſt gar ein ſeltſames Spiel getrieben, als wolle er ſich nicht geſtehen, was doch alle Nerven ſeines Daſeins belebte; er hatte den Grund längern Bleibens darin gefunden, daß er es ſeiner Ehre ſchuldig ſei, eine förmliche geſetzliche Freiſprechung von der wider ihn erhobenen Anklage nachzuſuchen, weil er ſich nicht dabei beruhigen könne, durch einen rebelliſchen Volkshaufen, der die Gefängniſſe erbrach, in Freiheit geſetzt zu ſein. Allen Ernſtes hatte er ſich, als die Unruhen ſich gelegt hatten, die Oeſterreicher eingezogen und die Behörden wieder in ihre Functionen getreten waren, mit einem Antrage auf Reviſion ſeines Proceſſes durch einen ordentlichen Gerichtshof gemeldet und ſich erboten, bis zu deſſen Entſcheidung entweder ſich wieder einer angemeſſenen Haft zu unterwerfen oder Caution zu ſtellen. Aber dieſer Antrag in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit war doch allen, an welche er ſich deshalb wandte, zu deutſch, in dem Sinne, was man

jenſeits der Alpen darunter verſteht, erſchienen; er war mehrfach darüber geradezu ausgelacht worden, und ſelbſt ſeine Landsleute, unter denen er einige Bekanntſchaften gemacht hatte, waren nicht abgeneigt, ihn wegen dieſer Idee zu verſpotten. Welcher Gerichtshof konnte ſich mit ſeiner Sache befaſſen, da die Anklage eine politiſche geweſen war und dasjenige, was man ihm einſt als Verbrechen zur Laſt gelegt, ſich durch den Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe gegenwärtig in ein Verdienſt verwandelt hatte? Auf eine bloße Formalität konnte es ihm doch nicht ankommen! Hier, wo man jetzt Alles null und nichtig betrachtete, was in zehn Jahren geſchehen war, hatte der Fremde, dem ſein Recht ja thatſächlich widerfahren war, da er unangefochten auf freiem Fuße ſtand, keinen Anſpruch auf weitere Beachtung. Alexander konnte bald ſelbſt nicht mehr daran glauben, daß nur dieſe Angelegenheit ihn noch in Neapel feſthielt. Es war das mächtige Gefühl, das er als ſündhaft ſo lange und ſo vergebens bekämpft hatte, das in der langen Zeit ſeiner Gefangenſchaft eher erſtarkt als erloſchen war, da es ſich, wie er meinte, von jedem frevelhaften Wunſche zu einer ſtillen und reinen Verehrung geläutert hatte, wie ja in frommer Vorzeit mancher Ritter ſich in reiner Minne einer edlen verheiratheten Frau zum Dienſt geweiht. Dieſe ſtille Naphthaflamme war aber ſchnell zu einer ſtürmiſchen

Glut emporgeflammt, als er bald nach ſeiner Befreiung Virginia vergebens geſucht und dafür den Tod ihres Gemahls vernommen hatte. Seitdem war nur ein Gedanke in ihm mächtig geweſen und hatte täglich ſeine Einſamkeit belebt; alle Bilder der ſchönen Stunden, die er in Virginia's Nähe verlebt, jeder Blick, den ſie ihm geſchenkt, jedes Wort, das er von ihrem Munde gehört hatte, beſonders die unvergeßlichen letzten Tage, wo er mit ihr vereint geweſen war, lebten in ſeiner Seele in friſcher Erinnerung — und ſie war nun frei! Wohin aber hatte ſie ſich vor der feindlichen Welt gerettet? Bei ihrem Vater weilte ſie nicht; das ſchöne Beſitzthum, welches König Murat ihrem Manne geſchenkt hatte, war wie alle Dotationen der fremden Offiziere von der wiederhergeſtellten Regierung eingezogen worden; Alexander hatte ſelbſt auf den entlegenern Gütern des Fürſten Hettore, von denen ſie ihm erzählt, Nachforſchungen anſtellen laſſen, im Zwieſpalt mit ſeinem Bewußtſein, daß er kein Recht dazu habe; ihren ehemaligen Gondolier hatte er zu gewinnen verſucht, daß dieſer ihm helfe; er war bei ihrem Bruder geweſen, als dieſer nach kurzer Verbannung zurückgekehrt war; Alles umſonſt! Mit Bangigkeit gedachte er einiger traurigen Worte, welche Virginia einſt gegen ihn in einer trüben Stimmung hatte fallen laſſen, und das Bild eines Felſenkloſters ſchwebte ihm

vor; er ſah den düſtern Kreuzgang, ſah eine zarte verhüllte Geſtalt in Nonnenkleidern dort. Hätte er geahnt, daß ſich dies Bild ſeiner Verwirklichung nahte! Aber er wies es ſtets von ſich, wenn es vor ihm aufdämmerte und ihm das Herz ſchwer machte; er hielt das Vertrauen und die Hoffnung feſt und richtete ſein Auge über die öde Gegenwart hinweg in eine ſchimmernde Ferne voll Glück und Seligkeit.

Da ſtellte ſich der erſte Bote der Verheißung bei ihm ein. Mas' Antonio verkündigte ihm, daß Virginia in der Villa Angri eingetroffen ſei. Längſt erhofft, raubte die Nachricht doch Alexander alle Faſſung, ſodaß er einen Moment ſprachlos ſtand und ſich vor dem Diener ſchämen mußte. Dann beſchenkte er ihn reich und verlor nun keine Zeit, damit die Geliebte ihm nicht wieder wie ein ſchöner Traum entſchwinde. Mas' Antonio war früher als er in der Villa, aber er hütete ſich, der Gräfin zu ſagen, daß er den Deutſchen benachrichtigt habe; er begnügte ſich damit, ihr den nahen Beſuch ihres Bruders anzukündigen. Sie hatte ſchon nach deſſen Wohnung ein Billet ſchicken wollen, um ihn für den Fall ſeiner Rückkehr zu ſich einzuladen; nun fühlte ſie eine ſanfte Beruhigung, daß er hier ſei und daß ſie ihn noch ſprechen werde; die Kunde vom Tode des Vaters hatte er wohl ſchon, ſie wollte Abſchied von ihm

nehmen; es war ihr letzter Wunsch, ehe sie den schmerzlichsten Abschied nehmen mußte, der ihr noch bevorstand, den Abschied von dem Kinde ihrer Leiden!

Mit Giuditta wandelte sie noch einmal durch die Gänge des Gartens und trat hinaus auf den Punkt, von welchem die volle Schönheit des Golfs und seiner zauberischen Umgebungen zu überschauen war. Das kindliche Geplauder der Kleinen hörte sie kaum, dringende Fragen beantwortete sie zerstreut; ihre Seele versenkte sich still in die Erinnerung einer Stunde, welche sie einst hier verlebt hatte. Das oft geschaute Bild war ihr damals in dem Entzücken fremder Augen mit neuen Reizen ausgestattet erschienen; sie wurde traurig bis zum Weinen, der Seufzer, der ihren Lippen entfloh, war ein letzter Gruß in Gedanken, ein heißer Wunsch für das Glück des Freundes.

Da rief die Kleine plötzlich, als könne sie in der Seele ihrer Mutter lesen, hell und freudig einen Namen, welcher eben Virginia's Seele bewegte. Und wie diese, davon erschreckt, aufblickte, stand Alexander vor ihr. Beider Augen begegneten sich. Nur ein unbewachter Moment war es bei Virginia, die so ahnungslos überrascht worden war, und sie senkte sogleich ihre dunklen Augensterne zu Boden, aber ihr Blick hatte ihn mit namenloser Seligkeit erfüllt.

„Sehe ich Sie endlich wieder?“ ſprach er mit bebender Stimme. „Es war eine lange, grauſame Trennung!“

Sie hatte ihre Faſſung noch nicht ſo weit wieder gewonnen, um eine ruhige Antwort geben zu können, aber er wußte, was ſie unterdeſſen erlebt hatte, und konnte nicht erwarten, ſie anders zu finden. Stumm reichte ſie ihm die Hand, welche er zittern fühlte; das Kind, das ſich ganz überſehen fühlte, rief noch einmal, jetzt vorwurfsvoll ſeinen Namen. Er neigte ſich zu der Kleinen hernieder, küßte ſie und ſprach zu ihr mit der innigſten Liebkoſung.

„Du gehſt jetzt nicht wieder fort?“ fragte das Kind ſchmeichelnd.

Ihn durchzuckte es, doch war es der Augenblick nicht, Virginia, wie ſein volles Herz ihn drängte, die Antwort auf die Frage des Kindes zu überlaſſen. Er mußte ihr Gefühl ehren, der Zeit ihr Recht laſſen. Sie war durch ſeine Freundlichkeit gegen die Kleine noch tiefer bewegt worden, ſodaß ſie ihn nur leiſe bitten konnte, ſie zu begleiten, und erſt als er an ihrer Seite, nun auch verſtummt wie ſie und traurig, dahinſchritt, fand ſie Worte, nach ſeinem Schickſal und ſeinen Leiden zu fragen.

Er ſprach nur kurz davon. Was er auch erduldet hatte, es war ja vorüber; er weilte in Virginia's Nähe,

wo für ihn einzig Leben war! An der Pforte des Hauſes ſtand Maddalena; ſie hatte ihn bei ſeiner Ankunft ſchon geſehen und ihm geſagt, wo er die Herrin finden werde. Als beide zurückkamen und das Kind an ſeiner Hand ging, heftete die Procidanerin einen langen, prüfenden Blick auf ſeine Züge, ſie las aber kein Glück darin. „Sie haben mir eine Freude bereitet!“ ſprach Virginia, als ſie mit Alexander allein im Zimmer ſaß, nachdem die Kleine bei Maddalena geblieben war. „Ich hatte kaum gehofft, Sie noch einmal zu ſehen.“ Ihre Stimme, welche anfangs ſo feſt geweſen war, als ihre gemeſſenen Worte es bedingten, fing wieder zu beben an, doch fuhr ſie mit erzwungener äußerer Ruhe fort: „Sie wiſſen, was mich betroffen hat, ſeit wir uns nicht geſehen haben. Ihr Oheim iſt den Tod der Ehren geſtorben, ich habe meine Vater verloren und werde nun fern von der Welt die ſichere Freiſtatt ſuchen, die mir ſchon längſt bereitet war.“

„Virginia!“ rief Alexander erſchrocken, als er ſeine Furcht, die ihn nur zu oft heimgeſucht hatte, begründet ſah.

„Ja, mein theurer Freund, der Sie nur mein Glück wünſchen, Sie werden mir den Frieden gönnen, den ich nur dort finden kann.“

„Frieden und Glück!“ rief er außer ſich. „Und gäbe es denn außer der Kloſterzelle kein Glück mehr für Virginia? Weiß ſie nicht, daß ihr ein Freund lebt, der

ſein Herzblut für ſie vergießen würde, wenn er ihr das Glück damit erkaufen könnte? Wäre es ihr denn unmöglich, ihr Glück dieſem Freunde zu vertrauen?“

Sie war von ſeinen leidenſchaftlichen Worten erſchüttert, die künſtlich errungene Faſſung, mit welcher ſie ihm ihren Entſchluß hatte verkündigen wollen, war wieder verloren; ſie konnte nichts thun, als ihre Hand beſchwörend gegen ihn aufheben und aus feuchten Augen ihm einen Blick ſchenken, der ihm danken ſollte für ſeine Liebe, zugleich aber auch bitten, ſie zu ſchonen. Dieſer Blick jedoch riß ihn völlig hin.

„Virginia, weißt Du nicht, daß ich Dich liebe?“ rief er. „Daß ich Dich geliebt habe vom erſten Augenblicke an, ſeit ich Dich geſehen? Und kannſt Du mich verſtoßen wollen in dem Moment, wo nichts mehr zwiſchen uns ſteht?“

„Vergeſſen Sie Alles?“ fragte ſie, mit Anſtrengung ihre Kraft aufbietend.

„Die Kirche kann binden und löſen, ſie wird ihre Einwilligung nicht verſagen!“

„Und was ſonſt zwiſchen uns ſteht?“ rief ſie, ſchaudernd in der plötzlichen Erinnerung eines fernen blutigen Endes.

Er verſtand ſie nicht; ehe er jedoch antworten konnte, klopfte es ſtark an die Thür, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, trat Camillo herein. Er hatte ſchon gehört,

daß Orkum hier ſei, dennoch flog ein Schatten über ſeine Stirn, als er ihn erblickte und an der Faſſungsloſigkeit von beiden ſah, daß ſie ſich ſchon verſtändigt hatten. Aber er hütete ſeine Gedanken, begrüßte vielmehr Orkum herzlich und umarmte dann ſeine Schweſter, welche er ſeit dem Tode ihres Vaters zum erſten Male wiederſah. Seine Erſcheinung gab Virginia ihre Seelenkraft zurück; ſie war ſich bewußt, daß ſie nichts gethan oder geſprochen, das ſie hätte bereuen müſſen, und wie tief ihr Herz auch getroffen war, es blutete im Stillen; dieſe Momente der Prüfung mußten ja vorübergehen und der Friede, nach dem ſie ſich nun wahrhaft ſehnte, ſollte ſie bald, von Allem getrennt, was jetzt noch ihre Seele ſchmerzlich gefangen hielt, in ſtiller Zelle umſchatten. So dachte ſie jetzt wenigſtens. Als aber Camillo, nachdem er lange mit ihr über den Vater und die Familienangelegenheiten geſprochen hatte, den Freund, welcher dabei ſtumm, in ſich verſunken geſeſſen, bei der Hand nahm und in ſeiner vorgefaßten Meinung über deſſen Hierſein plötzlich fragte: „Habe ich Recht, wenn ich mich nun Deines ſpät gefundenen Lebensglücks erfreue?“ da wurde ſie todtenblaß und erwiderte kaum vernehmbar: „Du irrſt! Mein Loos iſt beſtimmt! Unſeres Vaters Schweſter hat mir die Stätte bei ſich ſchon bereitet.“

„Das kann nicht ſein! Das wäre eine Sünde gegen

Dich ſelbſt, gegen ihn und auch gegen Gott, denn es iſt der innere Beruf nicht, der Dich in das Kloſter führen würde!“ Vergebens ſuchte Virginia ihn zu unterbrechen; er ſprach in feurigen Worten mit ſiegreicher Beredtſamkeit weiter und vernichtete in wenigen Minuten das Werk, das die Aebtiſſin und der Beichtvater, beide aus wirklicher Ueberzeugung, auf ſcheinbar unerſchütterlichem Grunde aufgebaut hatten. Welch einen Kampf beſchwor er herauf! Als er die Hinderniſſe, die ſie für unüberwindlich gehalten, mit Gründen niederwarf, als er ihren Entſchluß ſo ſcharf verurtheilte und ſie beſchwor, ſich nicht einem Phantome zu opfern, da war es wie eine Ritterthat für ſie, daß Alexander, für deſſen Glück Camillo ſprach, ihn bat, ſie nicht länger zu quälen, ſondern ihr Zeit zu gönnen, ſich mit ſich ſelbſt zu berathen, und in ihre Hand Alles zu legen, was ſie allein zu entſcheiden habe. Er ſtand auf, um ſich zu verabſchieden. „Willſt Du ihn hoffnungslos entlaſſen?“ rief Camillo. Und Virginia hätte nicht ſie ſelbſt, nicht der Gewalt ihres Herzens und des Moments unterworfen ſein müſſen, wenn ſie Alexander's innig auf ſie gerichteten Augen hätte widerſtehen können! „Wir ſehen uns wieder!“ flüſterte ſie und er nahm jetzt, mit freudigſter Hoffnung erfüllt, einen ſchnellen Abſchied. Camillo begleitete ihn hinaus, wo ſein Wagen hielt.

„Gehen Sie frohen Muthes!“ ſagte er. „Ihr Wunſch wird erfüllt. Sie haben die mächtigſte Fürſprache in Virginia's Herzen. Daß jenes kirchliche Hinderniß Ihrer Verbindung beſeitigt wird, ſei meine Sorge. Ich verbürge mich für den Dispens und zwar vom Papſte ſelbſt.“

„Wie ſoll ich Ihnen danken!“ rief Alexander.

„Dadurch, daß Sie meiner Schweſter ein reines Glück bereiten“, ſagte Camillo warm. „Die Arme hat es in ihrem Leben noch nie gekannt!“

„Ich ſchwöre es Ihnen!“ rief Alexander aus vollem Herzen.

„Und laſſen Sie die Vergangenheit begraben ſein!“ fuhr Angri fort. „Wenn Virginia Ihnen davon reden will, geben Sie es nicht zu, Sie erzeigen ihr dadurch eine Wohlthat.“ Schnell von dieſem Gegenſtande abſpringend, fragte er dann: „Wiſſen Sie von unſerem neuen Laokoon?“ Alexander ſah ihn verwundert an. „Ich meine unſern gemeinſchaftlichen Widerſacher“, fuhr er fort, „meinen Vetter Emilio. Ich nenne ihn Laokoon, weil ſein zerrütteter Geiſt ſich mit der ſchauerlichen Idee quält, von Schlangen umringelt zu ſein, mit denen er fortwährend kämpfen muß. Ich ſelbſt mag den Grund dazu gegeben haben, weil ich ihn einſt einen Schlangengaukler nannte, worauf er immer wieder, da er ſich wohl getroffen fühlte, in Gedanken zurückkam. Die Todesangſt ſeiner

feigen Seele, als er ſich von den wüthenden Volksrotten aus dem Wagen geriſſen und ſein Leben bedroht ſah, hat ihn in ein Nervenfieber geſtürzt, das in wilden Phantaſien zu einer bleibenden Verſtörung ſeines Geiſtes geführt hat. Er iſt für unheilbar erklärt und dem Irrenhauſe übergeben worden. Wir müſſen beide die Genugthuung, die er uns ſchuldig geblieben iſt, in dieſer Schickung ſehen."

„Ich vergebe ihm von Herzen!" ſagte Alexander, und Camillo kehrte zu ſeiner Schweſter zurück, mit welcher er ſo viel zu beſprechen und zu ordnen hatte.

Zwei Tage vergingen dem Liebenden in Furcht und Hoffnung; er zagte, daß er, dem Ziel ſeiner Wünſche ſo nahe gekommen, wieder hinaus in die öde Waſſerwüſte verſchlagen werden könne. Am dritten Abende erhielt er jedoch von Virginia einen Brief, der ihn aller bangen Zweifel enthob und beſeligt zu ihr führte, um die Beſtätigung ſeines Glückes aus ihrem Munde zu hören.

Sie trat ihm entgegen, mit ihrem Kinde an der Hand, das ſich ſogleich von ihr losmachte und ihm freudig entgegeneilte. Er hob es an ſeine Bruſt und nahte der Mutter. „Meine Virginia!" rief er mit ſtrahlenden Augen. Sie war in tiefſter Bewegung, als ſie das Kind an ſeinem Herzen ſah, heiße Thränen perlten von ihren Wimpern; ſie reichte ihm die Hand, und

als er ſie ſanft an ſich zog, da ging es wie ein Gottesfriede durch ihre Seele; ſie fühlte, daß ſie nun endlich in guter und treuer Hut geborgen ſei für das Leben.

Die Zukunft wurde bald, ohne der Welt irgend ein Einſehen zu gönnen, geſtaltet. Camillo wußte, wie er verſprochen hatte, durch ſeine Verbindungen in Rom den Dispens des Papſtes für die Ehe der verwittweten Gräfin Orkum mit dem Neffen ihres Gemahls zu erlangen; der Prieſter von Acerra, der in alle Verhältniſſe eingeweiht war, ſegnete das Paar in aller Stille ein, und gleich darauf reiſten die Neuvermählten mit dem Kinde und der Procidanerin, welche ihre Herrin nicht verließ, nach Deutſchland ab, wo Virginia am ſchönen Rhein eine neue Heimat finden ſollte.

Die Gondel, auf welcher ſie an das Schiff zur Ueberfahrt nach Genua gehen wollten, lag an der Ufertreppe; Mas' Antonio ſtand darin finſter auf das Ruder geſtützt und ſah den aus der Villa Kommenden entgegen. Das einzige Weſen ſchied von ihm, das noch ein menſchliches Gefühl in ihm wecken konnte, aber durfte er Maddalena zurückhalten? Er hatte ihr noch das ſchönſte Korallenhörnlein als Amulet gegen jede Gefahr und Anfechtung gekauft und zur Erinnerung an ihn und ihr Vaterland mitgegeben; die heilige Jungfrau möchte ihr gnädig ſein in der Fremde!

Virginia nahm von ihrem Bruder, den ſie vielleicht nicht wiederſehen ſollte, einen ſchmerzlich bewegten Abſchied. „Laß mich bald hören“, ſagte ſie, „daß Du ein wahres Glück für Dein Herz, eine liebende Braut gefunden haſt.“

„Ich habe eine ſolche!“ erwiderte er ernſt, mit einem ſtolzen Aufblick. „Eine hehre, ſtrenge Braut; ob ich ſie erringen oder für ſie ſterben werde, wer mag das wiſſen!“ Seine dunklen Worte zu erläutern war nicht mehr Zeit, er drückte Virginia noch einmal an das Herz und blickte der Gondel nach, ſoweit er ſie noch verfolgen konnte; das letzte Wehen des weißen Tuches ſeiner Schweſter erwiderte er mit dem ſeinigen und kehrte dann einſam und gedankenvoll nach der Stadt zurück.

In Neapel wandte ſich, nachdem König Murat's Ende die letzten Beſorgniſſe vor einer neuen Erſchütterung der wieder aufgerichteten Herrſchaft zerſtreut hatte, allmälig Alles den frühern Zuſtänden zu. Was die Zwiſchenzeit unter fremder Gewalt geſchaffen hatte, wurde beſeitigt, mochte es auch an ſich gut und wohlthätig ſein. Bald fing es wieder an im Volke zu gähren; die Carbonari waren eifrig bemüht, das Feuer der Unzufriedenheit zu ſchüren und am Umſturze zu arbeiten, vor der Hand zu ihrem eigenen Verderben. Wenige Jahre nur,

ſo wurde Camillo's düſtere Ahnung erfüllt; er ſtarb für ſeine Ideale, deren Verwirklichung in ihrer Reinheit unmöglich war. Sein letzter Brief, welchen Mas' Antonio nach dem Rheinland brachte, war die erſte Trauer, welche Virginia's neuen Lebenshimmel trübte; ſie wurde dadurch erſchütternd an Alles erinnert, was hinter ihr lag.

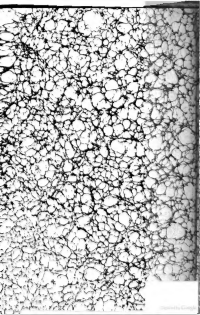
Aber ſie war ja ſo glücklich; der Mann, dem ſie ihre Zukunft anvertraut, hatte ſich bewährt, wie ſie ihn einſt in der ſchönen Heimat gemahnt, an jenem Abende, als ſie zum erſten Male von ihrem Gefühle zu ihm hingeriſſen worden war! Sie hatte ihm, wie ſehr er ſie auch gebeten hatte, die Vergangenheit ruhen zu laſſen, längſt ihres Herzens tiefſten Grund erſchloſſen, und er liebte ſie darum nicht minder, ja er war gegen ſie noch inniger, war ihrem Kinde der gütigſte Vater; wie konnte ſie ſich der Trauer lange hingeben?

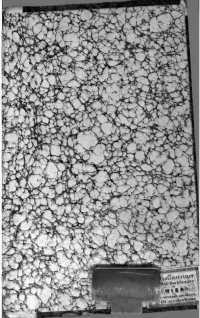
„Friede mit Dir, mein Camillo!“ Friede mit ihm, mit allen, welche mir die heimiſche Erde deckt!“

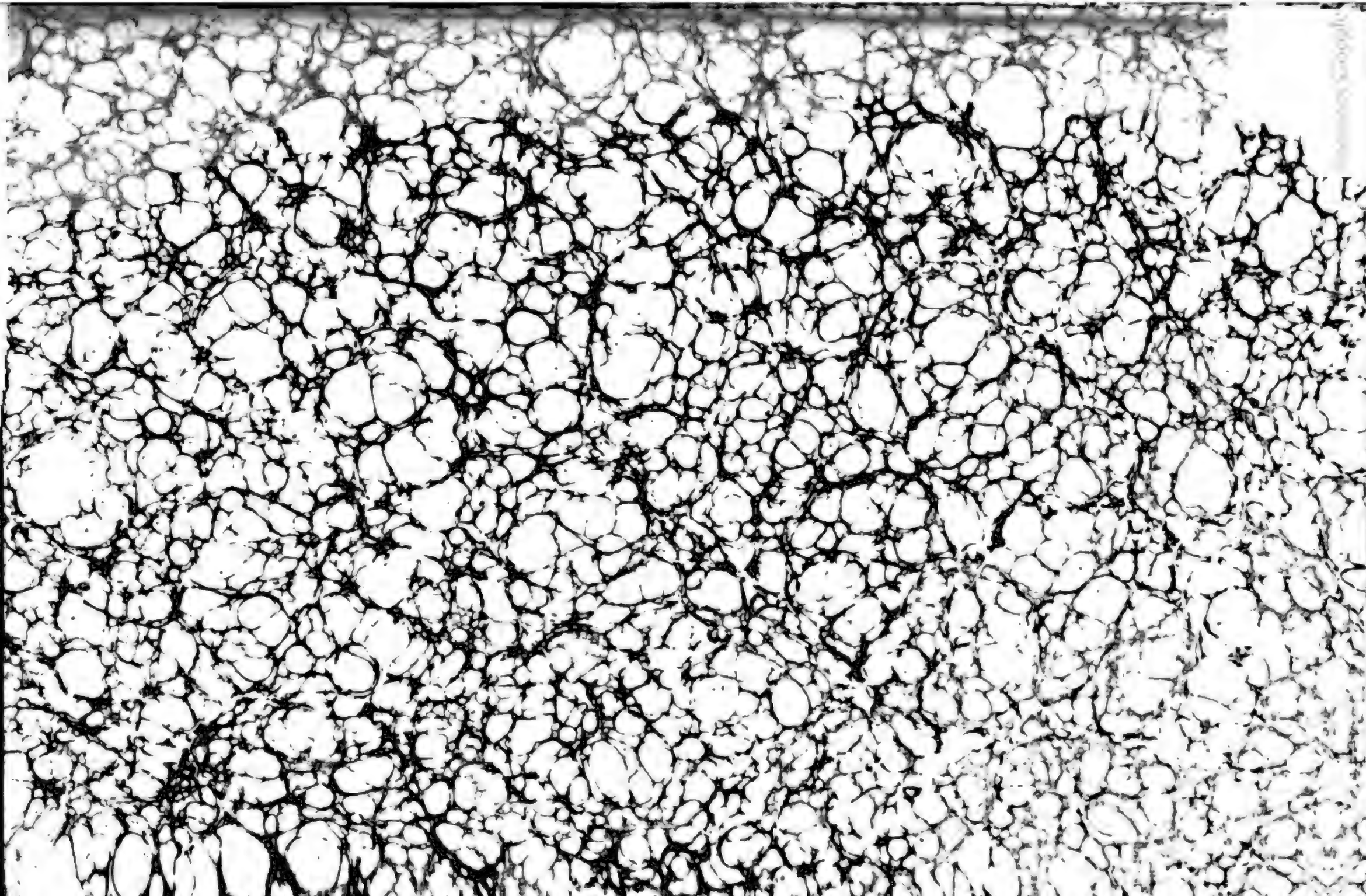
Ende.

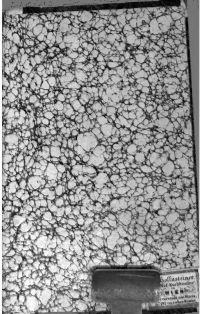
Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z160458701




Lehrbuch
der
Physik
für
Mittelschulen
und verwandte Lehranstalten





Digitized by Google